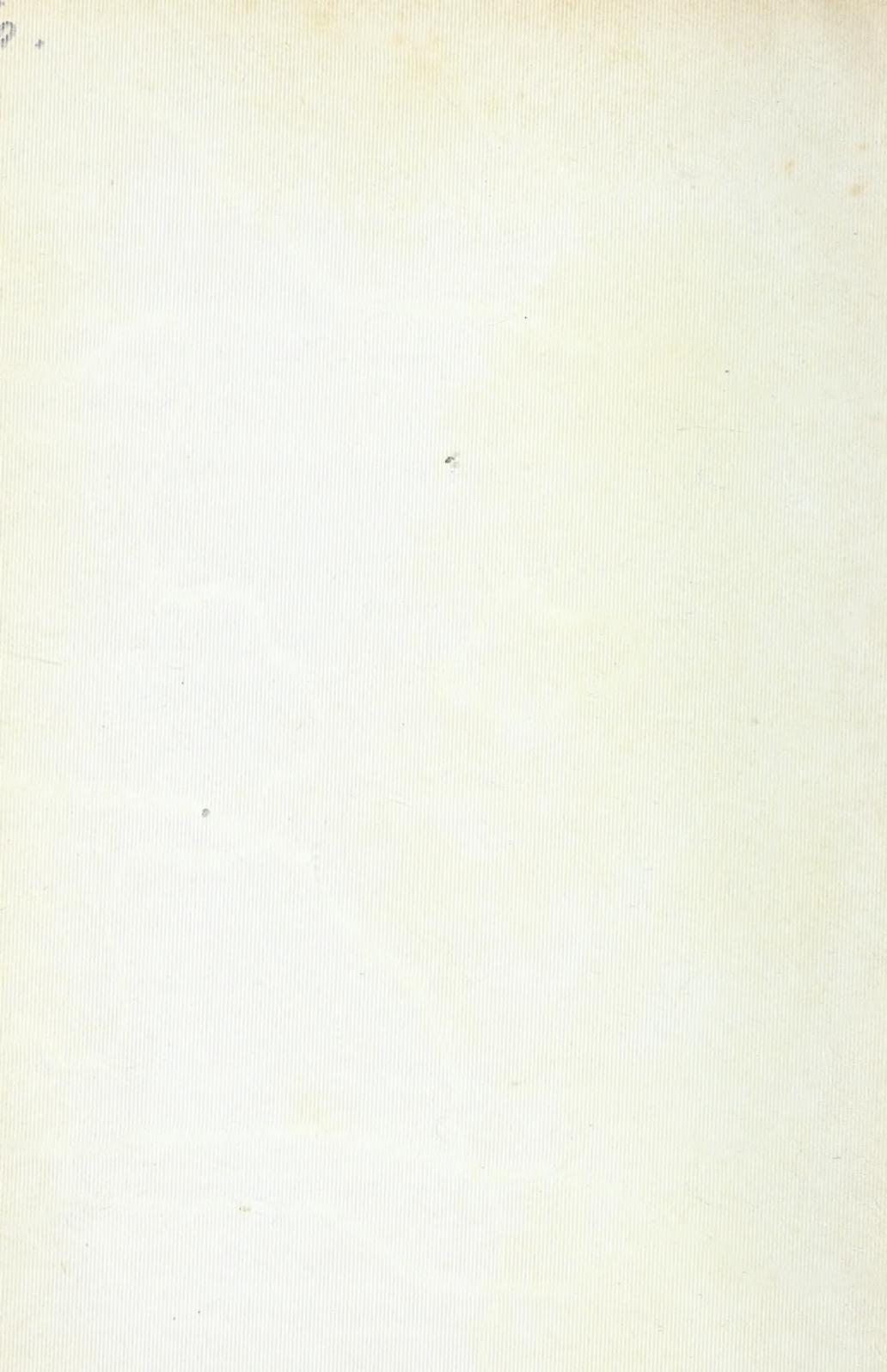




Neues  
Geschichtenbuch  
von  
Ludwig Hevesi.

BUCHHANDLUNG  
**FRANZ LEO & COMP.**  
(CARLKONEGEN)  
WIEN · HEINRICHSHOF





Ludwig Hevest.

Neues Geschichtenbuch.

---

Von demselben Verfasser ist im Verlag von Adolf  
Bonz & Co. in Stuttgart erschienen:

# Auf der Schneide.

Ein Geschichtenbuch.

---

## Inhalt.

Die Arbeiten des Herkules. — Raffael und Fornarina. — Zwischen Thorbach und Seefehlen. — Romanze. — Blau. — Durch nach Amerika! — Aus dem Krakó. — Schneemanns Weihnachten. — Auf Posten. — Das Osterei. — Tommaso und Angela.

---

Oktao. Geheftet *M* 4.—

Elegant gebunden *M* 5.—

Hervorragende dramatische Künstler, vor allen anderen Frau Gabillon und Herr Lewinsky vom Wiener Burgtheater und die Herren Bademaß und Stägemann vom Frankfurter Stadttheater haben die kürzeren unter diesen Erzählungen in Deutschland, Oesterreich und England für ihre Vorträge benützt.



RBR  
Jantz  
#1460

Neues  
Geschichtenbuch

von

Ludwig Hevesi.



Stuttgart.

Verlag von Adolf Bonz & Comp.

1885.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Meiner lieben Schwester

Jenny

gewidmet.



Digitized by the Internet Archive  
in 2015

# Inhalt.

---

|  | Seite |
|--|-------|
| Der Ruß . . . . .                          | 1     |
| Im Czihaj . . . . .                        | 27    |
| Vater Josts Geheimniß . . . . .            | 47    |
| Die Überflüssige . . . . .                 | 67    |
| Pygmalion und Aspasia . . . . .            | 101   |
| Das verhängnißvolle Ligament . . . . .     | 121   |
| Tausendkuno . . . . .                      | 141   |
| Der „Eposeur“ . . . . .                    | 159   |
| Ja oder Nein? . . . . .                    | 187   |
| Drei Weihnachten:                          |       |
| I. Dr. Silberstechers Weihnachts-Abenteuer | 205   |
| II. Christbescherung . . . . .             | 225   |
| III. Irmas Traum . . . . .                 | 250   |
| Balthasar Storch . . . . .                 | 267   |
| Rote Pfingsten . . . . .                   | 283   |
| Moderne Kinder:                            |       |
| I. Hans . . . . .                          | 303   |
| II. Maud . . . . .                         | 319   |
| III. Dora . . . . .                        | 337   |
| IV. Kl. Hellmann . . . . .                 | 353   |

---

---

Alle Rechte vorbehalten.

---

# Der Ruß.

(1884.)





Im Hintergärtchen des „Marzocco“ zu Borgo San Michele in Italien saß an einem prächtigen Junimorgen der Herr Assessor Schneidinger aus Dresden und bekämpfte tapfer ein gebratenes Huhn, das seinen Zumutungen eine verzweiflungsvolle Begriffstüchtigkeit entgegensetzte. Er war ganz allein unter einem dicken Feigenbaume, hart an dem mannshohen Feigenpalier, das nebst Überbleibseln einer Mauer das Gärtchen hüben vom Gärtchen drüben trennte. Da kam plötzlich mitten aus hellgrünem Blätterdickicht eine blutrote Melke geflogen und fiel grad in den Teller des Assessors. Er sah sich erstaunt um, denn von Feigenbäumen fallen, wenigstens in der Dresdener Gegend, keine Melken, die seinige mußte also jemand geworfen haben. In der That war es

ihm nicht schwer, mitten im Grün zwei glänzend schwarze Punkte zu entdecken, die ihn ganz sonderbar anfunkelten. Mit jener Schlaueit aber, welche eben den einen Afjessor vom andern unterscheidet, that er vorderhand, als bemerke er sie gar nicht, und wartete angestrengt kauend auf weiteres. Nur strich er, wie von ungefähr, das Haar auf der entsprechenden Seite von der Stirne weg, damit eine rühmliche Narbe aus forscher Burschenzeit, die ihm besonders unwiderstehlich stand, deutlicher sichtbar werde. Einige Minuten blieb alles still, wie er aber von Zeit zu Zeit heimlich hinüberschielte, sah er das schwarzweiße Gefunkel immer lebhafter werden und unterschied zugleich einiges Blaue, Gelbe und Rosenfarbene, was auch schwerlich auf dem Feigenspalier wuchs, zwischen dessen Maschen es durchguckte, denn das Blätterwerk war durch die Ungeduld der Lauscherin nachgerade in Bewegung geraten. Und nun glaubte er auch ein Geflüster hinter dem Spalier zu hören. Wie? sollten es gar zwei sein, die ihn beobachteten, jede mit einem Auge, was dann in Summa zwei machte? Er legte Messer und Gabel hin und stützte den Kopf wie träumerisch in die Hand, um zwischen den Fingern bequemer ausspähen zu können. Ja, es war ein junges Mädchen. Wirres rötlichfahles Longobarden-Haar fiel über zwei tiefschwarze Augen her.

Ganz recht, dachte er bei sich, oben Norden, unten Süden, wie auf der Landkarte. Und Lippen dabei, so rot und frisch, als wüchsen auf diesem seltsamen Feigenbaum auch Kirschen. Wie er nun aber so, die Stirne in der hohlen Hand, an seinem linken Manschettenknopfe vorbei behutsam spionierte und dabei fast wie eingeschlafen aussah, hörte er wieder ein ganz leises Geflüster . . . und dann war es einen Augenblick ganz still . . . und dann kicherte es mit einer wahren Vogelstimme herüber: „Wohl zu schlafen, Signor.“

Man begreift, daß es den Herrn Assessor jetzt nicht länger unthätig duldete; er stand auf und da er noch immer allein im Garten war, trat er ganz sachte ans Spalier, dessen Blätter sich nun so dicht geschlossen hatten, daß gar nichts Rotes, Blaues und Weißes mehr zu sehen war, ja selbst vom Schwarzen nur noch die Hälfte des einen Punktes. Er wunderte sich ein wenig, daß diese Eva im Feigenlaub nicht vor ihm Reißaus nahm, da sie aber blieb, dachte er sich, das sei wohl hierlands so Sitte und wurde etwas kühner. Behutsam hob er Blatt um Blatt von dem verborgenen Schätze; Augen und Stirn, Nase und Mund kamen nach einander zum Vorschein, das ganze zierliche, lebensprühende Oval, goldig angehaucht von der Sonne und purpurrötlich vom eigenen Blut, und

dieses Ganze lachte ihn halb betroffen, halb schelmisch an, ganz leise fichernd und mit zwinkernden Augen, halb feck, halb ängstlich, wie zwischen Bleibenwollen und Davonlaufen. Zwei kleine braune Hände waren hart vor dem glühenden Koboldgesicht in die oberste Latte des Spaliers eingehakt; der Herr Assessor sah von jeder nur eben die vier Fingerspitzen mit ihren niedlichen Nägeln, nicht mehr, aber das war ihm genug für einen teuflischen Anschlag. Rasch wie der Blitz legte er seine eigenen schweren Hände auf die ihrigen, so daß sie gefangen war, und in demselben Augenblick wollte er sie auf den Mund küssen. Da geschah etwas Außerordentliches. Sie stieß einen Schrei aus und bog den Kopf hurtig zur Seite. Zugleich aber stürzte sie senkrecht hinab, als sei plötzlich der Boden unter ihr gewichen, und wo soeben erst ihr frisches Kindergesicht gelacht, dunkelte jetzt ein finsternes, zornig verzerrtes Männerantlitz mit einem Wald von schwarzem Haar und einem unzweifelhaften Schnurrbart über der trügigen Lippe. Da der Herr Assessor Schneidinger sich zum geplanten Fuß stark vorgebeugt hatte, berührte seine Nase beinahe diejenige seines grimmigen Gegenübers, so daß er nunmehr erschrocken zurückfuhr und den grünen Blättervorhang schleunigst wieder fallen ließ.

Jenseits gab es nur leidenschaftliches Gezischel, dazwischen auch einzelne scharfe, bittere Töne, das ganze Duett aber zog sich längs des Spaliers fort. Der Herr Affessor schlich diesseits jachte mit, denn der Fall erschien ihm sonderbarer, als alles, was er die letzten Jahre her in und bei Dresden erlebt hatte. Erst am Ende des Gartens blieben die zwei stehen und wurden etwas lauter:

„Cospetto di Bacco!“ fluchte der Schnurrbärtige, „ich bin ein Narr und stelle mich auf alle Viere, wie ein Hund Gottes, damit Du auf meinen Rücken steigen und zu dem Englese hinübergucken kannst, und Du läßt Dich dabei küssen, . . . auf dem eigenen Rücken Deines Verlobten?“

„Ich habe mich nicht küssen lassen!“ schrie die Kleine.

„Freilich nicht,“ höhnte der Große, „weil ich's kommen fühlte, . . . am Bittern Deiner Füße fühl' ich's, . . . und plötzlich unter Dir hervorsprang.“

„Pfui!“ rief die Kleine, „die ganzen Finger habe ich mir dabei abgeschunden im plötzlichen Sturz, weil ich die Latte nicht gleich loslassen konnte, der maledetto inglese drüben hielt sie ja mit seinen Varentagen fest.“

Diese dreifache Beleidigung konnte der Herr Af-

fessor nicht so hinnehmen. Verflucht! Ein Engländer! Und Barentzen! Was denn noch alles? Er trat also hart ans Spalier, daß er mit dem ganzen Haupte überragte, und gedachte die irrigen Anschauungen der beiden gründlich zu widerlegen. Aber er schwieg, denn er sah eine gar niedliche Scene. Der Große hatte beide Hände der Kleinen ergriffen und küßte ihr der Reihe nach alle zehn Fingerspitzen, um deren Wunden zu heilen, während sie ihm dieselben mit Gewalt zu entziehen trachtete.

„Laß ab, Paolo“, rief sie, „für jetzt ist ja doch alles verdorben. Zehn Tage lang hab' ich am Altare knieend zur Santa Madonna gebetet, daß sie uns einen geeigneten Englese schicke, der das Bild kauft, und jetzt, da sie richtig einen sendet, einen recht fetten noch dazu, mit solchen Taschen (sie deutete mit tragi-komischer Geberde eine ungeheure Schwellung seiner Brusttasche an), jetzt, da ich eben dran bin, ihn herüberzulocken, verdirbst Du die ganze Sache. Das ist eine Versündigung gegen die heilige Madonna, weißt Du, und jetzt kannst Du lange auf einen zweiten Forestiere warten, mit Deiner dummen Eifersucht!“

„Aber ich konnte Dich doch nicht küssen lassen!“

„Und warum nicht? Seht einmal den Zimper-

lichen, der nach keinem andern aus einem Glase trinken will!"

Der junge Mann ließ ihre Finger los und taumelte zurück. „Gelsomina!“ rief er mit rollenden Augen.

„Paolo!“ rief sie spottend zurück und stemmte die kleinen Fäuste in die Hüften.

„Ist das Dein Ernst, Gelsomina?“ knirschte er.

„Warum nicht?“ entgegnete sie trotzig, wir sind a noch nicht Mann und Frau, und werden's auch nicht, da nun das Bild doch nicht verkauft wird.“

Da machte er eine mörderische Bewegung gegen sie, so daß sie erschreckt die Flucht ergriff und hinter den Büschen verschwand.

Der Herr Assessor ging kopfschüttelnd fort, das Geburtshaus des berühmten Juristen Polpetti zu besuchen, denn das vor allem hatte ihn nach Borgo San Michele gelockt. Erst nachmittags kehrte er zurück.

Und wiederum saß er im Schatten des Feigenbaumes und stritt lebhaft mit einem zweiten gebratenen Huhn, das sich seinen Anschauungen ebenso wenig als das erste fügen wollte. Dabei glaubte er fortwährend einen unerklärlichen Jasminduft in der Nase zu spüren; vielleicht weil Gelsomina Jasmin bedeutet? Und dabei überlegte er, was er als redlicher Tourist denn noch in diesem gottvergessenen Flecken zu thun haben

möchte, denn sein Bahnzug ging erst um 10 Uhr abends. Und da fiel ihm jenes Tabernakel von Benozzo Gozzoli ein, von dem im Baedeker gar nichts stand. Kein gar nichts stand davon im Baedeker, und doch hatten ihn heute schon mindestens zehn Leute gefragt, ob er zum Tabernakel von Benozzo Gozzoli geführt sein wolle. Zuerst ein Bettler, dem er einen Soldo geschenkt, dann der Facchin, der seinen Nachtsack in den Gasthof getragen, hierauf der Wirt, alsdann die Wirtin, hernach ein altes Weib, das ihm auf der Straße guten Morgen gewünscht u. s. f. Die ganze Stadt schien ja ordentlich stolz zu sein auf dieses Tabernakel, auf welches Meister Baedeker so ganz und gar nicht stolz zu sein schien. Nun, er hatte ja noch einige Stunden Zeit.

Wie er so saß und kauend sann und sinnend kaute, hörte er sich plötzlich rufen: „Milord! Milord!“ Leise und dringend klang es, just von der Stelle her, wo er morgens die beiden schwarzen Punkte gesehen. Er wandte sich um und richtig, da waren sie wieder. Ah, das Abenteuer ist noch nicht zu Ende, sagte sich der Herr Assessor Schneidinger erfreut und trat schleunig an das Spalier.

„Ei, bist Du wieder da, Jasminchen?“ rief er fröhlich, indem er abermals die Feigenblätter zur Seite

drückte. Aber er fuhr betroffen zurück, denn es war Paolos Gesicht, das er aus dem Grün auftauchen sah. Der Bursche schien übrigens nicht bewaffnet zu sein, wenigstens lange nicht bis an die Zähne, und keinen blutigen Racheplan zu brüten, er sah vielmehr halb verschmizt und halb verlegen drein.

„Milord!“ wiederholte er mit einem vielleicht etwas gezwungenen Grinsen, „der Bahnzug geht erst um zehn Uhr.“

„Ich weiß es wohl,“ entgegnete der falsche Englese.

„Sie hätten also noch vollauf Zeit, das tabernacolo von Benozzo Gozzoli anzusehen.“

„Schon wieder das verdammte Tabernakel!“ rief der Herr Doktor ungeduldig, „aber mich interessiert das gar nicht, ich bin Jurist und nicht Maler.“

„Ein prachtvolles tabernacolo,“ fuhr der Bursche dringend fort, ganz alt, uralt und . . . echt wie die Möglichkeit!“ Bei dem Worte „echt“ zuckte er mit beiden Augenbrauen, daß sie spitz und scharf über seinen Augen standen, wie unverfälschte Barockgiebel über zwei runden Fenstern, und hob unwillkürlich zwei Finger in die Höhe, wie zum Eide.

„Gut, gut, wir wollen später sehen,“ vertröstete ihn der Assessor und ließ den Blättervorhang zusammenrauschen.

Aber der Bursche gab nicht nach und redete ihm aus der Ferne immerfort zu: „Milord, alle Englesi haben es noch angesehen; Sie wären der erste, der es nicht sehen will! . . . Milord, man hat schon tausend Lire dafür geboten, vom englischen Museum in Paris! . . . Milord, das tabernacolo! . . . Milord, Benozzo Gozzoli!“ So ging das fort, so daß der Herr Professor schließlich geärgert aufstand und das Gärtchen verließ.

Er schlenderte über den Marktplatz und erstieg die Freitreppe des Gemeindehauses. Auf einer Bank saßen dort drei Herren von stark municipalem Aussehen. Offenbar studierte Herren, in Amt und Würden. Er betrachtete sich von der Höhe der Treppe aus das blanke Marmorstandbild seines Kollegen Polpetti. Nach einem Weilchen aber wandte er sich an einen der Herren mit der Frage:

„Sagen Sie mir doch, Signor, was ist es mit dem Tabernakel des Benozzo?“

„Ah, das Tabernakel!“ rief der Angeredete, indem er aufstand und höflich den Hut lüpfte.

„Ja, das Tabernakel; so viele haben mir schon zugeredet, es zu besuchen.“

„Gewiß, es ist eine Arbeit von . . . von . . .“

„Von wem?“

„Von Talent.“

„So, von Talent.“

„Gewiß; wenn man will, sogar . . . erstaunlich.“

„In der That?“

„Man würde es ihm gar nicht zutrauen.“

„Dem Benozzo Gozzoli?“

„Jawohl, dem Benozzo Gozzoli.“

„Um, dann soll ich es doch wohl auffuchen; wo ist es denn zu sehen?“

„Bei . . . bei . . . wissen Sie, Signor, es ist in einem Privathause. Sie würden es vielleicht nicht finden, aber in Ihrem Gasthose kann man Ihnen einen Führer geben.“

Das eigentümlich zögernde Wesen des Würden-trägers fiel dem Herrn Aljeffor auf, es machte ihn aber nur umso neugieriger auf das Kunstwerk. Sollte es damit eine besondere Bewandtnis haben? Er nahm sich im Gasthof einen Jungen, der ihn um mehrere Häuserecken herum nach einem etwas verfallenen Hause geleitete. Auf der Schwelle hieß er ihn warten und sprang hinauf, ihn zu melden. Oben wurde es sofort sehr lebendig, ein schwarzer Schopf neigte sich einen Augenblick aus einem Fenster und verschwand gleich wieder, der Herr Aljeffor hörte gehen und kommen, Stühle rücken und Thüren zuschlagen, dann knarrte

die Stiege und der Führer erschien wieder. „Milord“ möchte nur geruhen, sich hinaufzubemühen.

Über einen engen, mit Ziegeln gepflasterten Gang gelangte er oben in eine dunkle Kammer. Sie war fensterlos und leer, nur an einer Wand stand aufgerichtet das berühmte Tabernakel. Ein qualmendes Lichtstümpfchen, das ein Mann hielt, beleuchtete es mit mattem Schein. Der Mann machte mit seiner rechten Hand einen Lichtschirm, so daß die ganze Helle auf das Bild fiel, während sein eigenes Gesicht im Dunkeln blieb. Trotzdem erkannte ihn der Besucher an seiner Stimme, es war der junge Mensch vom Feigenspalier.

Der Affessor warf nur einen Blick auf das Bild und sah sofort, woran er war. Eine Madonna, an der Krippe sitzend, reicht dem heiligen Bambino die Brust, offenbar zum erstenmale, denn es scheint die Nacht seiner Geburt zu sein. Dies ist dadurch ausgedrückt, daß ein aufgeputzter und mit Lichtern besteckter . . . . Christbaum im Hintergrunde steht und mit seinen Flämmchen die Scene beleuchtet.

Ein Christbaum . . . in der Christnacht . . . und das in Italien!

Der Herr Affessor war nichts weniger als bewandert in der italienischen Kunstgeschichte, aber das konnte unmöglich von einem Italiener sein, der den Gebrauch

des Christbaumes gar nicht gekannt hatte. Und ein Meisterstück der Malerei war es auch nicht, es sah vielmehr aus wie der Versuch eines Dilettanten, obgleich wieder die Unordnung der Figuren und des Baumes gar nicht übel war. Vielleicht eine Kopie, die Kopie eines deutschen Bildes? dachte sich der Assessor und vertiefte sich in die Einzelheiten des falschen Venozzo Gozzoli. Der junge Mensch hatte die Kerze an einen Nagel in der Wand gespießt und zischelte jetzt an der Thür mit einer unsichtbaren Person. Erst ganz leise, dann immer lauter und alsbald so lebhaft, daß die beiden sich auf den Gang draußen zurückzogen, um nicht gehört zu werden. Dennoch unterschied der Fremdling so manchen Satz, denn Kinder des Südens zischeln etwas laut, besonders wenn sie verliebt, und ganz besonders, wenn sie eifersüchtig sind.

„Ich habe in der Kirche wieder zehn Vaterunser gebetet, damit er es kauft“, sagte die eine Stimme.

„Wird das genug sein?“ entgegnete die andere; „geh', lauf', jag' noch zehn; mehr ist mehr.“

„Ja aber . . .“

„Was aber?“

„Sollte ich nicht lieber hinein zu ihm und ihm zureden? Auf meine Worte giebt er gewiß mehr, als auf die Deinen.“

„So? In das halbdunkle Zimmer da willst Du hinein? Und ich soll wohl unterdes in der Kirche knieen und die zehn Vaterunser beten? Glaub's wohl, daß Dir das recht wäre. Nein, nein, nein, lieber soll meine Arbeit unverkauft bleiben!“

Der Streit wurde lebhaft und der Herr Assessor eilte ihm ein Ende zu machen, indem er laut rief: „Paolo, wo seid Ihr denn?“

Der Bursche erschien sofort wieder, etwas verlegen: „Ihr habt mich erkannt, Milord? Ihr habt scharfe Augen.“

„Gewiß. Ich habe mir auch das Bild genau angesehen, aber . . . was ist denn das da für ein Baum? (Er zeigte auf den Christbaum.) Solche Bäume kommen ja hier im ganzen Lande nicht vor.“

„Hier nicht, aber . . . im gelobten Land, Milord; das ist . . . jedenfalls eine Ceder; Sie wissen ja, cedro di Libanone.“

„So, so, und was sind denn das für Flämmchen da an den Zweigen?“

„Das, Milord, ja . . . das sind vielleicht gar keine Flämmchen (er sah sich das Ding ganz von der Nähe an) und eigentlich weiß ich selbst nicht recht, aber ich denke, es ist ein Schwarm von lucciole, Sie wissen ja, von vermi lucenti.“

„Ah, von Johanniskwürmchen, meint Ihr?“

„Richtig, von Johanniskwürmchen! Die lieben Tierchen flattern da herum und leuchten der Santa Madonna, wie sie das Bambin säugt.“

„So! Aber wie kommt denn das? Das Christkind ist ja Weihnachten geboren und Weihnachten ist mitten im Winter, die Johanniskwürmchen aber schwärmen nur im Sommer.“

Jetzt endlich war Paolo um die Antwort verlegen; so weit das Garn reichte, hatte er's gesponnen, nun aber war es am Ende. Da kam ihm Gelsomina zu Hilfe, denn in der Patsche konnte sie den Bösewicht doch nicht gut lassen. Sie schob ihn also ein wenig zur Seite, während er sie ängstlich am Ärmel zurückhielt, und dann sagte sie:

„Wissen Sie, Signor, im gelobten Lande ist es eben viel wärmer, dort ist das ganze Jahr Sommer, so sagt man, und es wächst Zimmt und jeder Wohlgeruch, da erfrieren also auch die lucciole nicht.“

„Aha, das wäre wohl eine Erklärung,“ warf der Herr Assessor ein, „und dieses Bild wäre also von Benozzo Gozzoli?“

„Jawohl,“ riefen beide zugleich, „wir können es beschwören,“ und Gelsomina fügte hinzu: „Das ganze paese kann's beschwören.“

„Und ist fest entschlossen, es zu thun,“ ergänzte Paolo.

In der That drangen aus der engen Gasse eigentümliche Geräusche herauf; Gesumm von Stimmen, als wären eine Menge Leute unten versammelt. Dem Herrn Assessor Schneidinger wurde etwas unheimlich zu Mute, als er sich in dem fremden, halbverfallenen Hause sozusagen von der Bevölkerung belagert sah. Schüchtern trat er ans Fenster des Nebenzimmers und lugte hinab, da sah er in der That die Gasse voll Leute, welche alle zu seinem Fenster hinaufstarrten, voll Spannung, und nur leise mit einander flüsterten, d. h. so leise es eben Italiener können.

„Aber was wollen denn alle diese Leute?“ fragte er, rasch ins Zimmer zurücktauchend.

„O, gar nichts, gar nichts, Milord,“ versicherte Paolo, „es sind Freunde.“

„Freunde? Und darum belagern sie uns da?“

„Nicht belagern, Milord, o nein, . . . sie möchten nur gern wissen, ob . . .“

„Ob?“

„Ob Sie das tabernacolo kaufen werden, Signor,“ platzte Gelsomina entschieden heraus und sah ihm kühn und grad in die Augen.

„Kaufen?“

„Ja, den Benozzo Gozzoli da,“ bekräftigte sie,

denn nun hatte sie die Führung der Unterhandlungen übernommen. „Die Leute da unten wollen alle, daß Sie das tabernacolo kaufen sollen, Signore.“

„Wollen?“

„Das heißt, tausendmal Verzeihung, sie wünschen es; sie hoffen, Signore, weil . . .“

„Weil?“

„Weil sie unsere Freunde sind und weil wir uns dann . . . ich und Paolo . . . heiraten können.“

„Ah so!“

„Mit tausend Lire, Signor . . .“

Der Herr Assessor fuhr arg geängstet zurück und kreuzte die Arme über der Briefftasche. Ein Licht ging ihm jetzt auf. Ganz Borgo San Michele wünschte offenbar dieses arme Liebespäpchen verheiratet zu sehen, womöglich auf Kosten irgend eines Engländer's, der den gefälschten Benozzo Gozzoli dem begabten Fälscher abkaufen sollte für lumpige tausend Lire. Ganz Borgo San Michele hatte sich augenscheinlich zu diesem Zwecke verschworen; jeder Bettler lag dem Fremden in den Ohren mit dem berühmten tabernacolo; Wirt und Wirtin, Cicerone und Facchino, der ganze Ort arbeitete darauf hin und sogar die ernste Magistratsperson . . . verriet wenigstens nichts, sondern besaß sich einer wohlberechneten Zweideutigkeit.

„Aber ich bin ja gar kein Engländer!“ fuhr endlich der bedrängte Assessor heraus, indem er durch eine Art von Alibi dem ganzen Anschlag den Boden zu rauben wähnte; „ich bin ein Deutscher, und zum Beweis kann ich Euch sagen, daß dieses Bild gar nicht von Benozzo Gozzoli sein kann, denn unser deutscher Christbaum ist ja darauf abgebildet.“

Die beiden standen einen Augenblick wie versteinert, dann faßte sich Paolo und sagte nachdrücklich, mit der Miene eines schwer Getränkten:

„Milord, dieses Bild ist von Benozzo Gozzoli; ich sage es Ihnen, ich, Milord; und ich muß es doch wissen, denn es ist mein Eigentum.“

„Aber der Weihnachtsbaum, Paolo, der Weihnachtsbaum!“ rief der Engländer wider Willen, „ich selbst bin ja unter einem solchen Tannenbaum, unter einem solchen abete aufgewachsen!“

„Sie, Milord?“

„Jedes Jahr am Weihnachtsabend steht ein solcher in jedem deutschen Hause, mit brennenden Lichtchen besetzt, Paolo, denn das sind keine Johanniswürmchen, Paolo, sondern Wachstöckchen, und goldene Nüsse hängen dazwischen und Papierketten und allerlei süßes Gebäck, das wir Kinder immer sofort herunterzunaschen pflegten.“

„Aber Milord, Sie erzählen uns fiabe, Märchen,“ unterbrach ihn Paolo, dem die dicken Schweißtropfen auf der Stirne standen. „Übrigens, wegen hundert Lire . . .“

„Hundert? Waren es nicht soeben tausend?“

„Wo denken Sie hin, Milord? nur hundert; das ist ja auch ganz genug; fünf Lire kostet jedes Aufgebot, zehn Lire die Trauung und das übrige ist auf Bettzeug und den ersten Mietzins . . .“

Der Herr Assessor fühlte sich fast ein wenig gerührt und dachte nach. Angstvoll hingen jene vier schwarzen Augen an seinen Lippen, die ihnen Hochzeit und Seligkeit bedeuteten. Da konnte Gelsomina nicht länger an sich halten, sondern, um kräftig nachzuhelfen, ergriff sie — halbdunkel war's ja — die Hand des Fremden und zog sie so stark an sich, daß er den Kopf seitwärts zu ihr hinabneigen mußte, dann wisperte sie ihm mit aufgeregter Hast dicht ins Ohr:

„Signor, ich bin auch nicht schuld daran, daß Sie heut früh den Fuß nicht bekommen haben, sondern . . .“

Aber sie kam nicht weiter, denn Paolo hatte mit dem Ohr der Eifersucht das Wort „Fuß“ gehört und das war ihm genug. Wütend ergriff er ihre Hand und schleuderte die zarte Gestalt mit einem ge-

waltigen Schwung in die nächste Ecke, wo sie beinahe zusammenbrach.

Das war zu viel für ihre Liebe. Mit geballten Fäusten sprang sie gegen ihn an und rief in den höchsten „i“-Tönen:

„Ah, Glender, so schleuderst Du mich von Dir? Mich, eine Unschuldige! Glaubst Du denn wirklich, daß ich ihn heute früh geküßt haben würde? Mit meinem Mund auf seinen Mund? Obgleich es doch nur Dir zuliebe geschehen wäre, nicht feinetwegen, . . . aber nein, ich weiß gewiß, daß ich in dem Augenblick geschwind die Hand dazwischen geschoben hätte . . . Jetzt aber ist es aus zwischen uns und nun will ich mich rächen, der Signor soll alles erfahren, alles . . . Das tabernacolo ist nicht von Benozzo Gozzoli . . . warum nicht gar! von Paolo ist es, Signore, von dem Menschen da, der gar nicht malen kann und es nur dieses eine Mal versucht hat, ob er wohl mit einem kleinen Betrug ein Stück Geld verdienen könnte für unsere Hochzeit. Und jeden Tag habe ich die Santa Madonna kniefällig gebeten, uns zu einem reichen Fremden zu helfen, der das Bild kaufen würde, und alle Frauen von Borgo San Michele haben mitgebetet . . . Wie, Sie glauben nicht, Signor, daß er das Bild selbst gemalt hat? Da, da . . .“

Sie stürzte zu Paolo hin, der mit schlaffen Armen und erloschenen Augen da stand und alles mit sich geschehen ließ. Sie riß ihm das Wamms auf und holte aus der inneren Brusttasche ein vergilbtes Blättchen, das sie dem Assessor reichte. Es war ein Holzschnitt mit deutscher Unterschrift, das Original des tabernacolo . . .

„Davon hat er's abgemalt, Signor, aber mit Farben, welche nämlich im vorigen Jahr ein Maler im Gasthof drüben vergessen hatte.“

Und als der Herr Assessor ganz verduzt bald das Blatt, bald das Bild ansah, meinte sie, er glaube ihren Worten nicht und fuhr aufs äußerste gereizt fort:

„Wie, Signor, Sie glauben mir noch immer nicht? Noch immer nicht? Aber sehen Sie doch genauer hin. Ich bin ja das Modell zur Madonna, ich selbst! Mich hat er abgemalt, aus Liebe, mich, mich! Nur erkennen Sie es jetzt nicht gleich, weil ich anders gekleidet bin. Aber da sehen Sie her . . .“

Und kochend vor Grimm und Rache zog sie die silberne Nadel aus ihrem Haar, so daß es lang über ihre Schläfen herabrollte, riß dann das dottergelbe Tüchlein von den Schultern und warf es mit hastigem Schwung übers Haupt, daß es in langen Zipfeln auf die bloßen Schultern fiel, und mit beiden fiebernden

Händen ergriff sie das Gewand vor der Brust und riß es in einem Ruck auseinander, Kleid und Hemde (Maria stillte ja!) und . . .

Und verschwand im Nu in einer gewaltigen, krampfhafsten Umarmung Paolos. Denn urplötzlich hatte diesen sein Starrkrampf verlassen, er warf sich mit seiner eigenen Person vor die Bresche im Kostüme seiner Liebsten und umklammerte sie so heftig, daß sie keinen Finger weiter rühren konnte, um ihre Ähnlichkeit mit dem Bilde zu beweisen. Keuchend schwieg sie und auch er konnte nichts als schweigen und stöhnen.

Wie sich diese leidenschaftliche Gruppe auflösen würde, darauf war der Herr Assessor Schneidinger nicht wenig neugierig, denn er hatte daheim am sanftesten Elbstrom noch niemals solche Phänomene beobachtet; dennoch überkam ihn eine so deutliche Empfindung seiner Überflüssigkeit, daß er sich ganz sachte drückte und die Stiege hinabschlich. Und da er die harrende Menschenmenge vor dem Thore scheute, schlüpfte er durch ein anderes Pförtlein rechts hinaus in den kleinen, öden Garten, der ihm sofort etwas bekannt vorkam. Indem er geduckt hinter einigen Büschen forthatzte, gelangte er zuletzt an ein Spalier, über welches Feigenlaub herüberschwankte. Nun sah er, daß das Haus, in welchem das seltsame Meisterstück Benozzo Gozzolis

aufbewahrt wurde und welches seine Stirnseite gegen die vierte Gasse kehrte, das nämliche war, dessen Gärtchen an dasjenige seines Gasthofes stieß. Einige Handgriffe der höheren Voltige waren ihm glücklicherweise noch geläufig und leicht schwang er sich über das Geländer in Sicherheit.

Er atmete auf und war froh, dieses unzeitgemäße Weihnachtsabenteuer hinter sich zu haben. Aber eine gewisse Aufregung zitterte noch lange in seinen Nerven fort und zuweilen zwinkerte er seltsam mit den Augen, wie einer, der schon vor einem Weilschen in die helle, runde, kugelrunde Sonne geschaut hat, aber noch immer ein wenig geblendet ist.

Der Abend kam, es wurde neun Uhr, der Herr Affessor begab sich auf die stazione . . . Bald kam sein Bummelzug herbeigepfaucht und hielt, nur auf drei Minuten, freilich auf jene bekannten drei Bummelzugs=Minuten, die in Italien so lang werden. Er stieg ein, brachte seinen Nachtsack unter und lehnte sich noch einmal ins laue Nachtdunkel hinaus. Das Erlebnis dieses Nachmittags zog wieder durch seine Phantasie.

„Addio, Gelsomina!“ sagte er halblaut vor sich hin.

Da tauchte ein krauser Schwarzkopf hart unter seinen Augen auf. Eine dringende Stimme flüsterte:

„Milord, fünfzig Lire! Ein echter Benozzo! Ich hab' ihn selber gemacht!“

„Habt Ihr das Bild da, Paolo?“ fragte der Herr Assessor rasch zurück, den innerlich etwas Unberechnetes und Unberechenbares überrumpelte.

„Eccolo, milord!“ rief Paolo und schob das Bild schleunig durchs Wagenfenster. Gleich darauf fühlte er die Banknoten in seiner Hand und sprang zurück, die Mütze schwenkend und „Evviva“ rufend.

Ein heiserer Pfiff, ein tonloses Geläut und der Zug setzte sich mit der Langsamkeit einer Schnecke in Bewegung. Der Herr Assessor lehnte noch immer zum Schlag hinaus und träumte. Da huschte etwas heran wie ein Schatten, etwas sprang federleicht aufs Laufbrett, etwas warf zwei Arme um einen Hals und drückte zwei warme feuchte Lippen auf einen Mund. Und im Hui war's wieder verschwunden in der Nacht.

Der Herr Assessor Schneidinger sank wie betäubt auf seinen Sitz. Ihm gegenüber lehnte das Bild Gelsominas, die ihr Kind stillende Madonna.

Lange betrachtete er es von allen Seiten; bald näher, bald ferner, und sagte endlich:

„Das Bild ist falsch, aber der Fuß war echt.“



# Im Szihaj,

Ein Bigennerbild aus dem Banat.

(1876.)





as Banat zu erschaffen muß für den lieben Gott auch keine leichte Arbeit gewesen sein, denn da ging es nicht so mit dem Herumstreuen von Bergen und Thälern, wie im ungarischen Oberland, wo die slowakischen Kartoffelmenschen zu Hause sind, sondern der Herrgott mußte seine ganze Ingenieurkunst zusammennehmen und tüchtig mit Zirkel und Richtscheit hantieren, und jedes Zollbreit mit der Wasserwage genau prüfen, ob es auch so hübsch platt und glatt geworden, wie der Banater Bauer es gewohnt ist. Der selige Pfarrer von Apatin mag auch recht gehabt haben, wenn er sagte: Gott habe einmal in seiner Zerstreuthheit den Temeser Banus erschaffen gehabt und dann natürlich nicht mehr umhin gekonnt, ihm auch ein entsprechendes Banat zurechtzumachen als

„titulus tituli,“ sonst hätte er's sicher bleiben lassen. Der Petru Burtſchu freilich, der alte walachische Zigeuner aus dem „Gzihaj,“ der Zigeunervorstadt von G., erzählt die Kosmogonie des Banates anders. Als der liebe Gott das Ungarland so ungefähr aus dem Hohen heraus hatte und nun an den feineren Zuschliff gehen wollte, da kam plötzlich der Heißhunger über ihn. Er legte sich also unter einen Baum auf dem Ketzemat-Berge, machte sich ein herzhaftes Feuer an und holte aus seinem unerschöpflichen Schnappsack Speck und Maishrot, wie immer, wenn er im Freien Mahlzeit hält. Er spitzte sich einen schönen Haselzweig, steckte einen gewaltigen Streifen Speck daran zum Rösten und legte eine Schnitte Brot darunter, um das abträufelnde Fett aufzufangen. Das Brot war ihm aber zu klein geraten und als er es nachher auswechseln wollte, fiel ein Tropfen himmlischen Fettes von Bergeshöhe hinab auf die neugeborene Ebene. Das Land sog den Tropfen gierig ein und wurde davon durch und durch fett auf hundert Meilen die Runde und ist noch heute das fetteste Stück Erde unter dem Himmel und heißt Banat.

Zust wo es am fettesten ist, liegt das Banater Dorf G. mit einer Einwohnerschaft von zwölfhundert walachischen Bauern. Ein blutarmes Völkchen von großen Herren das, denn es arbeitet nicht, sondern

liegt auf dem Bauche und lebt — wie Petru Burtſchu ſagt — vom fetten Dunſt der Erde, der allein ſchon ſatt macht, ehe noch gepflügt, geſät, geerntet, gemahlen und gebacken iſt. Am Ende des Dorfes aber liegt der „Gzihaj,“ wo die Ortszigeuner wohnen, denn jeder anſtändige Ort in Ungarn hat ſeine Ortszigeuner und für dieſe ſeinen Gzihaj, der freilich überall einen anderen Namen führt. Der Gzihaj aber iſt ziemlich groß und man dürfte ihn faſt eine Vorſtadt nennen, wenn man ſich eine ſolche ohne Häuser und Straßen gut denken könnte. Häuser und Straßen jedoch ſind im Gzihaj keine zu finden. Jedes Haus beſteht aus einem klatertiefen Loch im Boden und einem ſpitzen Kegeldach darüber, aus Rohr oder geſtampftem Lehm, und rechts oder links einem Riß darin, der als Thüre, Fenſter und Rauchfang dienen muß. Wo aber kein Haus ſteht, da wiſſen die Leute, daß der Platz zum Gehen gelaffen iſt; was braucht's da noch einer Straße? ſagt Petru Burtſchu, der den Gzihaj längſt für die ſchönſte Stadt auf der Welt, ja noch mehr, für die ſchönſte im ganzen Banat erklärt hat. Und der Petru muß das wiſſen, denn er iſt vor Zeiten Fuhrknecht geweſen und oft hin und wider gefahren zwiſchen Saijy, der Hauptſtadt des Oſtens, und Temesvar, der Hauptſtadt des Weſtens, mit Salz und Tabakblättern; aber ſelbſt im herrlichen

Bukarest, das doch die größte Stadt des Erdbodens, hat er keinen Czihaj gefunden und keine so gerade Erde und keinen so runden Himmel und keine so gelbe Sonne. Darum hat er auch nur gewartet, bis er sich ein kleines Vermögen zusammengeschart, und ist nach fünfunddreißigjährigen Irrfahrten zwischen Pruth und Bega mit einem Schatz von zehn Gulden im Gürtel in den Czihaj zurückgekehrt. Nicht als wäre Petru gerade im Czihaj geboren worden. Er wurde überhaupt nie geboren, so behauptet er, sondern hing eines schönen, windigen Morgens fertig auf einem Hagebuttenstrauch und der Wind schwenelte ihn hin und her, wie des Küsters Bub' den Klöppel in der Glocke. Und von diesem Ursprung her trug er noch das rote Hagebuttenmal als Denkzeichen am rechten Schulterblatt, im Munde aber eine stachlichte Zunge, als habe er immer gerade Hagebutten gegessen, und schwankte auch im Gang wie vom Sturm geschaukelt, besonders wenn er just vom Schnäpschen kam.

Sicher ist, daß Petru seine erste Erziehung im Czihaj genoß. Da stand noch immer bei den letzten Häusern die gewaltige Pfütze, in der er einst mit Enten und Schweinen um die Wette geplätschert. Wie oft es auch seitdem mochte hineingeregnet haben, sie war darum nicht größer geworden, dafür hatte ja der Czihaj

feine Sonne, aber auch nicht kleiner. Und es war gar nichts Geringes um diese Pfütze, denn sie war es ja, die den Czihaj zur Seestadt machte; ohne sie wäre er eine gewöhnliche trockene Landstadt gewesen, gleich Belgrad, das, wie Petru vom Hörensagen wußte, dort hinten herum bei den Servianern in Rußland liegt, wenn nicht gar in der Türkei. Auch wuchsen in dem Gewässer Blutegel und wenn die Zigeunerin so einen ihrer braunen Rangen gebunden in die Seichte des Ufers legte, daß er sich nicht rühren konnte, so ließ sie nach einer Viertelstunde wohl ein halb Hundert Egel von seiner Haut ab in den Winzenkorb. Nun ja, dem Jungen that das weiter nichts und Blutegel sind bar Geld.

Und da waren auch noch alle die anderen Merkwürdigkeiten des Czihaj, ganz wie sie Petru vor so langem verlassen. Da war der gemeinsame Brunnen am oberen Ende des Ortes. Noch immer fehlten sämtliche Bretter der Einfassung; die letzten hatten die braunen Leute vom Stamm im strengen Winter des Jahres 1835 gestohlen und verheizt, und sie hatten seitdem nicht nachgetrieben. Noch immer ließen sich die wildstruppigen schwarzen Buben an der Brunnenstange in den Schacht hinunter und badeten im Trinkwasser, wo es keine Blutegel gab, höchstens ein paar Frösche, und

wo kaum einmal im Monat einer von der Stange abglitt, daß sie in die Höhe zurückschnellte und ihn elendiglich unten ließ. Und weiterhin, da stand wahrhaftig noch immer der uralte Glockenturm des Gzihaj, ein ehrwürdiges Monument des zigeunerischen Baustils. Er bestand aus vier starken Pfosten, die oben mit Querbalken verbunden waren und zwischen denen die Glocke frei in den Lüften baumelte, wie ein armer Sünder am Galgen, dem ja das ganze Gebäu verdammt ähnlich sah. Übrigens war dieser Turm für die Kindererziehung im Gzihaj kaum minder wichtig als der Egelteich, denn an seinen Pfosten lernte die Jugend die edle Kletterkunst und was nur im Gzihaj Hand und Fuß und Kragen nicht recht beisammen hatte, mußte irgend einmal da vom Turm gefallen sein. So merkwürdig als das Gebäude war wohlgemerkt auch die Glocke darin. Es ging zwar eine Sage im Gzihaj, daß vor Zeiten eine Glocke aus Erz vorhanden gewesen, die aber sei eines Nachts vom „schwarzen Djevla“ (Teufel) geholt worden, weil sie eine Hexe zu Grabe geläutet. Und so half sich seitdem der Gzihaj mit einem gewaltigen hohlen Kürbis, der ein paar Kieselsteine enthielt und bei der großen Härte, die er vor Sonnenglut schon angenommen, ein ganz vernehmliches Geflapper hervorzubringen vermochte. Und da, dicht

hinter dem Czihaj, türmte sich endlich auch noch der gewaltige Berg empor, der alle Unreinigkeit der Gemeinde aufzunehmen hatte und seit Petrus Auszug um ein paar Kloster weiter in den Himmel hineingewachsen war, dadurch jedenfalls der höchste Gipfel zwischen den südlichen Karpathen und dem nördlichen Balkan.

Der Petru Burtſchu hatte eine rechte Freude, als er die Vaterstadt seines Hagebuttenstrauches in so blühendem Zustande wieder sah. „Es giebt doch keinen zweiten Czihaj auf dieser runden Herrgottswelt,“ dachte er und schritt in den Ort hinein. Eine Schar kleiner spliternackter Braunhäute sprang mit lautem Geschrei vor und hinter ihm her, schlug ihre Räder und sang den uralten Begrüßungschor:

Tulla tulla tulla hi,  
Pact ihn, schlägt ihn, hängt ihn hie,  
Tulla tulla tulla ho,  
Spießt und brennt ihn lichterloh,  
Tulla tulla tulla hu . . . .

Was sich auf „tulla hu“ reimen sollte, konnte Petru nicht mehr hören, denn der Lärm der Kinder und das wütende Gebell der Ortshunde hatten bereits eine Menge schwarzbrauner Köpfe aus den Thürlöchern hervorge-  
lockt und mannigfacher Zuruf, dem etliche Steinwürfe

die wünschenswerte Giltigkeit verschafften, stellte die Ruhe im Czihaj alsbald wieder her.

Unter allen Anwesenden hatte nur eine einzige Person keinen Laut von sich gegeben und kein Glied gerührt. Das war ein junges Mädchen, dessen Kopf allein hinter einem der kegelförmigen Rohrdächer sichtbar wurde. Sie sah nach Petru hin mit zwei mächtig großen, schwarzen Augen, welche vor Verwunderung glänzten, und mit zwei lebendigen Korallen von Lippen, welche einander gar nicht mehr finden konnten vor sprachlosem Staunen. Ein fremder Stammesgenosß war aber auch keine kleine Seltenheit im Czihaj, und vollends ein so schmucker Gesell, wie der Ankömmling da. Denn Petru war, wie er selber zu sagen pflegte, schon als Kalb schöner gewesen, als der graueste Gänserich in sieben Komitaten südlich der Maros. Er war nicht größer, noch dicker, als für einen Zigeuner paßt, der oft durch gar enge Löcher im Leben zu schlüpfen hat. Seine Haut war schwarzbraun vor Sonne und Race und glänzte wie verbräuntes Pergament. Haar und Bart hatten ihm vierzig moldauische Steppenwinter schön weiß bereift, und in dünnen Schlangenhöcklein flatterte es um sein hageres, dunkles Gesicht, in dem das lebhafteste Muskelwerk ein gar seltsames und ausdrucksvolles Spiel trieb. Die schwarze, vor Alter

schon ins Braune hinüberschießende Lammfellmütze stand auf seinem harten Schädel, wie die Tiara des leibhaftigen Archimandriten, und nickte mit ihrer Spitze vor- und rückwärts bei jedem lauten Wort. Er trug, wie er zu sagen pflegte, ein „zeitfarbened“ Hemd mit gerade so viel Löchern, als ein richtiger Zigeuner leichter im Hemde, denn in der Haut verträgt. Die Beine hatte er in eine alte Infanteristenhose gesteckt, blau wie der Himmel, wenn er gänzlich umwölkt ist. Ein schwarzer Ledergürtel, mehr als schuhbreit, hielt ihm das Zwerchfell warm, in dem bekanntlich die Zigeunerseele wohnt, und diente ihm nach uralter Art als Harnisch, Tasche, Zeughaus, Speisekammer, Pfeifenständer, Tabaksmagazin und Geldspind zugleich. Die zerschliffenen Bundschuhe an den Füßen und der verwetterte zottige Schafpelz, der sich an einem zierlich ausgefranzten Stricklein um seine Schultern schmiegte, vollendeten die äußere Erscheinung eines schönen und stattlichen Zigeuners.

„Meine Mutter soll eine Kröte sein, wenn ich Deinen Namen weiß,“ sagte Petru zu dem Mädchen, das nun hinter dem Hause hervortrat.

Sie war ein vierzehnjähriges Zigeunerkind, schlank und geschmeidig, wie die Antilopen ihres indischen Stammlandes. Ihre Haut war von einem matten Braun, durch das es wie Goldgrund von innen her-

aus schimmerte. Blaue Lichter spielten in ihren schweren schwarzen Haarsflechten, welche in zwanglosem Wurf um das scharfe, edle Vollblutgesicht her auf jugendlich runde Schultern niederrollten. Der ferne Orient wetterleuchtete aus ihren dunklen Augensternen und ihr Mund glich einer Rose, die unter einer besseren Sonne erblüht ist. Auch an Schmuck fehlte es dem Mädchen nicht. Ihr feingestreiftes Hemde, unter dem die fleischgewordene lebendige Jugendwärme zu pulsieren schien, hatte sie selbst gewebt und mit bunten Wollfäden kunstreich ausgehäht. Ein vielfarbiges Shawltuch wand sich gleich einer schillernden Schlange um ihren gelenken Leib. Glänzender Zierrat aus gelbem und weißem Metall reichte sich um ihren Hals, auch blaue Maiskerne darunter, denen geheimnisvolle Tugend innewohnt, man weiß nicht genau welche.

„Ich bin die Marra,“ entgegnete das Mädchen, indem sie mit einer anmutsvollen Bewegung zwei hellrote Thonkrüge, die sie eben am Brunnen vollgeschöpft, durch die Thüröffnung ins einzige Gemach des Hauses hinabreichte. „Und wer seid Ihr und von wannen kommt Ihr?“ fuhr sie fort und sah ihm nun, die braunen Fäuste in die Hüften gestemmt, mit einer Art ernsthafter Neugier ins Gesicht.

Petru fuhr sich mit der rechten Hand um den

Hinterkopf, daß die Lammfellmütze erschreckt in die Höhe fuhr, dann verzog er das Gesicht seltsam und sagte:

„Ich heiße mit Namen und komme nicht von wannen, sondern von dort, wo die Sonne abends aufgeht und frühmorgens unter.“

Eine qualmende Stummelpfeife reckte sich eben aus dem Erdloche herauf und hinter ihr ein schmutziges rotes Kopfstuch, dem nur noch eine schwarze krumme Nase entschlüpfte und daneben etwas wie ein fahler Blick, wie er nur in alten Zigeuneraugen vorkommt. Das war Marras Mutter.

„Guten Abend und viel Speck dazu, Mutter Wanka,“ grüßte sie Petru, dessen Gedächtnis, wie er zu sagen pflegte, ein Faß aus Eichendauben mit eisernen Reifen war.

„He! he!“ kreischte die Alte entsetzt, „das ist der Djevla, der Teufel! Schlag ein Kreuz, schlag ein Kreuz!“

Petru schlug ein Kreuz und überzeugte dadurch Mutter Wanka nebst allen Umstehenden, daß er nichts mit dem Gottseibeius zu thun habe. Der ganze Czihaj hatte sich mittlerweile um Marras Hütte versammelt, der Nagelschmied sogar hatte sein Bochen eingestellt und war, den Hammer in der Hand, herbeigekommen, im Czihajer Meer hungerten die Bluteigel, im Ortsbrunnen badete keine Seele und der bucklige

Djuro vergaß draußen am Glockenstuhl den ehrwürdigen Ortskürbis zu läuten. Der Fremdling that unterdeß ganz wie zu Hause. Er riß sich einen schwarzen Kettig aus dem Boden und trank dazu einen von Marras Krügen aus. Dann hob er einen Stein vom Wege und warf damit eine fremde Henne, die in der Nachbarschaft Körner pickte, auf fünfundzwanzig Schritt maus-tot, holte sie, rupfte sie, machte Feuer, briet sie und aß sie mit Stumpf und Stiel auf.

Aber was wolle das alles sagen? seufzte er, auf seinen Schafpelz hingekauert. In der Moldau habe er einst eine Ente gemaußt, die habe drei goldene Eier im Leibe gehabt, denn der Pruth, der führe Goldsand und den thäten die Enten immer mit dem Futter verschlingen. Überhaupt sei die Moldau ein sehr fruchtbares Land und die schwarzen Kettige z. B. sähen dort genau so aus, wie im Banat die Wassermelonen, und schmeckten auch so fein. Weizen würde gar nicht gesäet, sondern müßte nur stets gerodet werden, wie anderwärts das Unkraut. Das sei aber auch noch gar nichts gegen die benachbarte Kosakei, wo er Pfeisenbäume gesehen habe mit lauter durchbohrten Ästen, an deren Spizen die Blüten stäken, die ganz wie Pfeisen aussähen und in der Reife sich mit geschnittenem Tabak füllten, denn von dort stamme ja überhaupt das Tabak-

rauchen. Warm aber sei es dort natürlich, wie in einem Backofen; die Leute hoben auch beim Gehen immer einen Fuß um den andern in die Luft, weil nämlich der Boden so heiß sei, daß man immer eine Sohle um die andere müßte auskühlen lassen. Er seinerseits habe dort zehn Jahre in der Armee als Ochsenreiter, das heißt berittener Infanterist gedient — die Infanterie reite nämlich, um rascher fortzukommen, auf Ochsen — und an sieben Schlachten gegen den König von Asien habe er teilgenommen, daher auch seine sieben Wunden, die aber glücklicherweise sämtlich geheilt seien, so daß sie nur noch durch die entsprechenden Risse in seinem Hemde bewiesen würden. Der Sultan der Kosakei habe ihm dafür zwei Dukaten geschenkt, die jedoch während des Sommers immer in Eis gehalten werden mußten, wenn sie vor Hitze nicht schmelzen sollten; leider sei ihm später einmal das Eis ausgegangen und da sei ihm das Gold aus dem Gürtel herausgeronnen wie Wasser . . . . .

Bis in den späten Abend hinein erzählte Petru von seinen merkwürdigen Erlebnissen in fernen Ländern und man wurde nicht müde ihm zuzuhören. Zuletzt verkroch sich das dunkle Volk nach und nach doch in seinen Mauselöchern und es wurde still im Czihaj.

Nur ein seltsames Stöhnen und ein seltsames

Bochen hielten gleichsam Zwiesprach in der nächtlichen Stille, denn Petru hatte sich für die Nacht auf das schräge Rohrdach der alten Wanka gelegt, wo einst in früherer Zeit das selige Lämmchen Marra zu weiden pflegte, bevor es in die Steuerkasse floß, und da stöhnte der Petru so im Schlaf, und von unten herauf aus der Hütte antwortete ihm das Bochen eines heißen Herzens, denn was auf dem Dach liegt, sagen die Leute, drückt als Alp auf die Brust dessen, der darunter schläft.

Das erste Rot im Osten lockte Marra aus der Hütte. Ihr Gang war nach dem Brunnen und wie sie am Kreuzweg vorbeikam, wer stand da schon auf-gepflanzt? Der Fremdling von gestern.

„Was steht Ihr denn so da in roter Morgenfrühe?“ redete ihn Marra mit ihrer weichen, dunkeln Stimme an. „Ihr wißt ja, wen der erste Morgenstrahl ins rechte Auge trifft, dem versengt er das Hirn.“

„Das thut er doch nur, wenn's der letzte Abendstrahl nicht schon gethan hat,“ entgegnete Petru, indem er dem Mädchen zum Brunnen folgte.

Sie sprachen kein Wort, er ließ ihre Krüge in den Schacht hinab und zog sie wieder herauf. Dann, als er sie hinstellte, hub er wieder an:

„Ein tiefer Brunnen das, Marra.“

„Tief genug.“

„Aber doch nicht so tief, wie der Ortsbrunn von Pitischt, wo der Zanku Matul hinuntersprang, obgleich er wußte, daß sich's leichter hinunterspringt, als herauf.“

„Warum sprang denn der Zanku Matul in den Ortsbrunn von Pitischt?“

„Weil die schöne Rutta ihn nicht mögen wollte.“

„Warum wollte denn die Rutta den Zanku Matul nicht?“

„Nun ja, siehst Du, Marra, er hatte schon etwas Grau im Haar . . .“

„Um, sie hätte froh sein sollen; schwarzes Haar ist unreif und macht Fieber, wie grüne Äpfel. Und darum in den Brunnen?“

„Aber er hatte auch weder Vater noch Mutter und war auf dem Hagedornstrauch gewachsen.“

„Sie war eine Hündin; der Hagedorn ist ein ehrlicher Baum, es ist noch niemand daran gehentt worden.“

„Aber der Zanku war auch ein armer Teufel; er hatte zehn Gulden im Gürtel, keinen Heller darüber.“

„Sie war eine Gans; zehn Gulden sind mehr Geld, als im ganzen Tzihaj heuer noch gesehen worden. Unser-eins weiß ja gar nicht, wie viel das ist, zehn Gulden!“

„So viel,“ sagte Petru, indem er in seinen Gürtel griff und eine Handvoll Geld herausholte. „Genau so viel, Marra.“

Marra stand sprachlos, die Hände vor dem Sinn zusammengeschlagen.

„Hab' ihm's nicht gestohlen, Marra,“ fuhr Petru fort, „denn der Zanku Matul ist ja gar nicht in den Brunnen von Pitischt gesprungen.“

„Nicht? Da hat er recht gehabt.“

„Denn die schöne Rutta hat ihn zum Mann genommen.“

„Ein gescheites Mädchen,“ sagte Marra und bückte sich nach ihren Krügen.

„War sie gescheit, so bist Du mein Weib,“ rief Petru, indem er sie heftig umschlang, „denn wisse, es hat gar keinen Zanku Matul gegeben und keine Rutta und keinen Brunnen von Pitischt, sondern der Petru Burttschu will die schöne Marra zum Weib . . . und da gähnt der Brunnen vom Uzihaj.“

Vom fernen Rand der Ebene kam ein roter Pfeil geschossen und traf Marra in beide Augen zugleich. Der erste Sonnenstrahl.

Marra sagte nichts darauf, aber sie lachte ihn hell an mit beiden Augen, in denen das Bild des aufgehenden Gestirns wiederblitzte, dann schritt sie eilends dem Uzihaj zu.

Den ganzen lieben langen Tag lag Petru auf seinem Schafpelz hinter Marras Hütte und ließ sich

von der Sonne braten. Niemand sprach zu ihm, sogar die Kinder gingen wieder ihren gewohnten Missethaten nach. Mittags flog ein kleiner gebratener Kürbis übers Dach in seinen Schoß. Er konnte nicht sehen, von wem der Wurf kam, aber er wußte es doch.

Abends saß der ganze Gzhaj wieder beisammen und Petru in der Mitte, wie gestern. Alle Ohren hingen an seinen Lippen. Aber Petru erzählte nichts, sondern sagte:

„Es wird Nacht, Ihr Leute, und ich möchte nicht gern wieder auf dem Dach schlafen, wie gestern, sondern womöglich darunter.“

„Gihj,“ fischerte die alte Wanka, „man kann Dir doch nicht auf der Stelle ein Haus bauen, Bübchen?“

„Kann man das nicht? Wohl, aber es gilt doch noch bei Euch die fromme alte Zigeunerfitt, daß man keinem Fremdling von dunklem Blut drei Dinge weigern darf?“

„Gewiß,“ unterbrach ihn der Nagelschmied mit verschmitztem Grinsen; „einen Striegel zum Kraken, einen Stein unter den Kopf und eine rote Pfefferschote zum Essen.“

Die ganze Gesellschaft brach ob des gelungenen Wiges in ein helles Gelächter aus. Nur Petru lachte nicht, sondern sagte mit großer Ruhe:

„Meinethalb sollen das die drei Dinge sein,

die man mir nicht weigern darf. Nur beding' ich mir aus, daß ich sie nehmen darf, wo ich sie finde."

„Nimm sie, nimm sie!“ rief es im Chor.

„Es ist niemand dagegen?“

„Niemand!“

Da stand Petru auf und trat ganz nahe zu Marra hin. Er nahm sie bei der Hand und sprach: „Den Striegel zum Kraxen hätt' ich schon.“ Dann schlang er einen Arm um ihre Schultern und sagte: „Nun hab' ich auch den Stein unter den Kopf!“ Und dann plötzlich küßte er sie laut auf den roten Mund und rief triumphierend: „Und da find' ich auch noch die blutrote Paprikaschote!“

Dagegen gab es nun kein Aber mehr.

„Ich bin nämlich der Petru Burttschu, der vor hundert und ich weiß gar nicht mehr wie viel Jahren von hier in die Fremde gezogen — vielleicht waren es auch nur fünfunddreißig — und der nun wieder zu Hause sitzt als der reichste Mann im Czihaj.“

Darauf schlug er sich stolz auf den Ledergurt vor dem Magen, und Marra zischelte ihrer Mutter etwas ins Ohr, und das hatte im Nu die Kunde gemacht, und da blieben alle Mäuler offen und . . . und . . . der Petru Burttschu schlief diese Nacht wirklich nicht auf dem Hausdach.



Vater Dost's Geheimnis.

(1884.)





Der alte Joſt iſt früher einmal herrſchaftlicher Heger geweſen und ſeitdem ein Stück Bauer geworden, darum betrachten ihn eigentlich weder die Heger, noch die Bauern als ihresgleichen. Dagegen iſt er weit und breit bekannt wegen der heidenmäßigen vielen Grüße, die er im Kopf hat. Was Wunder auch? Wenn man fünfzig Jahre lang die Haſen hat ſpringen ſehen, muß man wohl die Menſchen kennen. Und was hat das Reh für kluge Augen; daraus läßt ſich ſchon was ſchöpfen an Lebensweiſheit. Und vollends, wenn einer nicht nur auf dem Anſtand geſeſſen Stund' um Stunde, ſondern auch ein wenig hinter dem eigenen Flügel hergegangen, da muß ihm wohl manchmal manches durchs Hirn gelaufen ſein. Sie wiſſen's auch alle in der Gegend, in den

Forsten rund herum, und unten ihm Dorf, und sogar ihm Schloß oben. Und mancher, der just ganz hoffnungslos in der Zwickmühle steckt, geht zu ihm und fragt ihn: „Tost, wie kommt einer da heraus?“ Und er hat für alle einen guten Rat; den allerbesten aber, den er weiß, giebt er nur gar wenigen. Da muß einer schweigen können, wie das Grab, und vorher einen Eid schwören, das Geheimnis redlich zu wahren. Denn ein Geheimnis ist dabei. Der Tost hat's von seinem Vater selig, und der hat es auch von seinem Vater gehabt, und der wieder vom seinigen, und so immer hinauf, kein Mensch weiß wie lange.

Und doch steckt er selbst zuweilen in der Klemme. Grad jetzt zum Beispiel. „Hör' auf, Alte, plag mich nicht!“ hat er sein Weib schon ein duzendmal angeknurrt, und noch immer laut die Frau Sus' an demselben Bissen. Hart zu kauen; das Feuchte steigt ihr davon in die zwei Augen und dann ist's gut, daß ihre Schürze zwei Zipfel hat, einen fürs rechte, einen fürs linke.

„Armer Wurm“, seufzt sie, „wenn sich das Mädchel nur nicht ganz vergrämt. Welche Hex' mag ihr das tolle Zeug eingeblasen haben! Just an den Hagelbauer muß sie sich hängen. Zu beißen hat er freilich, die Welt hat er auch gesehen beim Militär, und ein guter Kerl ist er auch; die den einmal kriegt, wird's sicher

nicht übel haben . . . Geh, Alter, was ist's mit dem Nagel? So viele Jahr' frag' ich Dich schon drum und Du sagst's ewig nicht. Muß doch ein schlechtes Weib sein, daß der eigne Mann mir nicht über'n Weg traut."

Der Alte aber sagt kein Wort, nur die Pfeife klopft er aus am Tischrand, obgleich sie schon leer ist.

Auch an der Thür klopft es. „Herein!“ Dem Alten bleiben die Augen weit offen stehen, seiner Frau auch der Mund, und einer dritten Person im Nebenstübel sogar das Ohr, und zwar ganz dicht am Schlüsselloch, denn auf der Schwelle steht der Hagelbauer. Er selbst. Er füllt fast den ganzen Thürrahmen. Kaum daß sie ihren Willkomm herausbringen vor Erstaunen. Er ist etwas verlegen und findet lang keinen Platz auf dem steifbeinigen Sessel. Und er hat doch wichtige Neuigkeiten mitzuteilen: daß das Wetter jetzt wieder recht gut ist fürs Heu, und daß der Alee nicht übel gedeiht, und daß es gut wäre, wenn der Wein heuer gut geraten wollte. Aber so neugierig auch der alte Host ist, noch mehr dergleichen zu erfahren, merkt er doch, daß der seltene Gast andere Dinge auf der Leber hat. Er zuckt also mit der linken Wimper, das bedeutet bei ihm Apfelmöft, und Frau Sus' kennt diese Sprache und geht, für Möft zu sorgen.

Jetzt können sich die beiden Männer ungestört

aussprechen, sie benützen also die Gelegenheit, um ein halbes Stündchen stumm vor sich hin zu rauchen. Nur kraut sich der Hagelbauer wiederholt hinter dem linken Ohr, auch betastet er mehrmals sein rechtes Knie, als wollte er jetzt ein für allemal über dessen Beschaffenheit ins Klare kommen.

„Ah ja, 's Wetter ist schon schön“, beginnt endlich der alte Jost wieder.

Das giebt den Ausschlag, denn jetzt fürchtet der Hagelbauer, man könnte am Ende wieder vom eigentlichen abgelenkt werden, und er fällt ihm geschwind ins Wort:

„Das heißt, Vater Jost, was ich sagen möcht' . . . seht Ihr . . . die Leut' sagen, Ihr hättet ein Geheimnis, das schon manchem geholfen. Und seht Ihr, um mir zu helfen, möcht' ein Geheimnis schier nicht einmal ausreichen.“

„Na, was wird Euch denn groß fehlen?“

„Ich . . .“ Der Hagelbauer tippt mit dem Mittelfinger leicht an einige Stellen seines Hinterkopfes, als suche er daselbst ein besonders geeignetes Plätzchen, um sich zu kratzen. Und wie er's nach einigem Fehlgreifen gefunden hat, kratzt er sich auch wirklich ein klein wenig und sagt dann kurz und dumpf: „Ich wollte gern heiraten, Vater Jost.“

„Heiraten“, wiederholt der Alte, indem er die

Augenbrauen in die Höhe zieht und tief mit dem Kopfe nickt, „heiraten, dazu kann ich Euch nur raten. Wer ist sie denn?“

„Die blonde Mariann’.“

„Ah, die. Gut. Sehr gut. Hat Haus und Hof . . . und Haar auf den Zähnen.“

„Haar, ganz richtig . . . viel Haar.“

„Fast zu viel, gelt?“

„hm ja, könnt’ wohl sein. Denn, wißt Ihr, eigentlich . . .“

„Eigentlich . . .?“

„Nu, das ist jetzt doch alles eins, es ist einmal beredet und besprochen, und auf Kathrein soll ’s Versprechen sein.“

„Grad auf Kathrein?“

„Ja, ihre Mutter heißt so.“

„Meine Kathi auch,“ brummt der Alte so in den Bart.

„Schau, schau, heißt Eure Kathi auch Kathrein!“ wundert sich der Hagelbauer.

„Na und auf Kathrein also habt Ihr ihr’s Versprechen versprochen?“

„So ist’s, und ich als Hagelbauer . . . gelt, sein Wort muß eins doch halten?“

„Das will ich meinen . . . Aber warum kommt Ihr dann zu mir? Es ist ja eh’ alles abgemacht.“

„Ich hab' nur gemeint, Vater Jost, daß . . .  
Vater Jost!“

„Hagelbauer?“

„Ich mein', wie habt Ihr's denn gemacht, daß  
Ihr gewußt habt, ob Ihr die Sus' nehmen sollt  
oder nicht?“

„Ja die Sus'! Na, mir ist's nicht schwer worden,  
denn“ . . . er dämpft die Stimme . . . „ich hab' halt  
meinen Nagel.“

„Einen Nagel?“ Der Hagelbauer starrt ihn ganz  
verhölzert an.

„Und dieser Nagel hat mir noch immer geholfen.“

Der Hagelbauer rückt ihm näher. „Geh, Vater  
Jost, was ist's mit dem Nagel?“

„Ah ja, das soll ich Euch wohl so blank heraus-  
sagen? Das ist ja mein großes Geheimnis, von Groß-  
vater und Ahn her. Nicht einmal die Sus' weiß  
davon . . . Euch thät' ich zwar schon was zu Gefallen,  
Hagelbauer, lieber als einem, weil Ihr ein gar braver  
Bauer seid; aber wollt Ihr auch schwören, einen heiligen  
Eid, daß Ihr's keinem Menschen verratet?“

„Ich schwör's, Vater Jost, bei unserem Heiland  
und dem Seelenheil meiner guten Mutter.“

„Und Eurem eignen obendrein.“

„Und meinem eignen obendrein.“

„Gut, so rückt näher. Es ist zwar noch etwas lang' auf Kathrein, aber Ihr sollt mein Geheimnis haben als Angebind . . . zu der Mariann' ihrer Mutter ihrem Namenstag, denn auf Kathrein erst wird's sich an Euch bewähren . . . oder nicht bewähren.“

Der Hagelbauer ist ihm ganz nahe gerückt und horcht ihm ordentlich ins Gesicht. Der Alte aber fährt fort:

„Mein Vater selig hat mir's auf seinem letzten Bett gesagt. Soßt, sagt er, da knie Dich nieder am Bettrand. Und ich knie nieder, da legt er seine Hand vor mich hin auf die Bettdecke und weist mir seinen Nagel. Den großen Daumnagel da. Soßt, sagt er, was siehst Du auf dem Nagel? Ich schau scharf hin, seh' aber nichts als einen gewöhnlichen Nagel, wie meiner und Curer, Hagelbauer. Da stupft er ihn mir recht unter die Nase und jetzt seh' ich drauf einen kleinen weißen Fleck, wie ein Hirskorn so klein.“

„Wie ein Hirskorn!“

„Ja. Den weißen Punkt schau Dir gut an, sagt mein Vater, denn der hat mich glücklich gemacht, und meinen Vater und Großvater auch, und Dich wird er auch glücklich machen, wenn Du mir folgst. Denn nämlich, sagt er, was meinst, Soßt, was hat auf dieser Welt den langsamsten Gang, den allerlangsamsten? Ich denk' eine Weil' nach und sag' dann: der Schneef . . . Was denkt denn Ihr, Hagelbauer?“

„Na, ein Schneek geht freilich langsam. Ich wollt' auch meinen: . . . ein Schneek. Wenn nicht vielleicht . . . halt, ich hab's! Der Zeiger auf der Uhr wird's sein, der Stundenzeiger.“

„Seht Ihr, Hagelbauer, grad' dasselbige hab' ich meinem Alten auch gesagt, nach dem Schneek nämlich. Na ja, so ein Stundenzeiger, wenn man ihn anschaut, steht ja förmlich still, und zwölf geschlagene Stunden dauert's, bis er ums Zifferblatt herumkommt. Aber der Vater sagt darauf: gefehlt ist's, Joist. Am langsamsten geht der weiße Fleck da auf meinem Nagel. Ja, geht denn der? frag' ich. Wie sollt' er nicht geh'n? sagt er; wie der Nagel aus seiner Wurzel herauswächst, immer weiter fort, geht auch der Fleck mit. Was meinst, wie lang' braucht er, bis er ganz vorn ist und im Schwarzen verschwindet? Na, vierzehn Tag wohl, sag' ich. Ja, Schnecken! sagt er und lacht, so gut's noch geh'n will; zwei Monat wenigstens; jetzt stell' Dir die Langsamkeit vor! Und grad' das ist das Richtige. Darum ist mein Urältervatersbruder, der ein Pfarrer war, drauf gekommen, weswegen unser Herrgott das so eingerichtet hat. So oft er nämlich was Schweres hat beschließen sollen, oder sonst nicht gewußt, wie und wo, hat er vorerst gar nichts gethan, sondern so einen weißen Fleck auf seinem Nagel gesucht

— in unserer Familie erben wir die gefleckten Nägel eins vom andern — und hat dem ganz geduldig zugeschaut auf seiner Wanderschaft, bis er ihn nimmer gesehen hat. Und da hat er dann auch schon das Richtige gewußt, was zu thun oder zu lassen.“

„Ist denn das möglich?“ zweifelt der Hagelbauer.

„Wohl wohl,“ beteuert der alte Jost, „hab's oft genug ausprobiert an mir selbst. Zum erstenmal, wie ich Jägerbursch war im Werderforst, dreißig Meilen von hier. Schwerer Stand gewesen, schlechtes Volk, der Forstmeister war mir auffässig und . . . hast du's nicht gesehen! haut er mich einmal übers Ohr, daß er seine fünf Finger fast nimmer von meiner Backe losgekriegt hätte. Ich, ein wilder Bursch damals, steh' wie vom Donner gerührt. Der Kopf schwindelt mir, ich taumle und pack' mich mit beiden Fäusten selber an der Brust, um nicht zu fallen. Der Forstmeister aber sieht, daß ich außer mir bin, und ist geschickt genug, zu verschwinden. Ich bin rasend vor Wut, nichts wie Rot seh' ich vor den Augen, des Forstmeisters Blut. Ich renn' in den Wald hinein, wo er am dicksten ist, und wie ich mich nach ein paar Stunden umseh', kommt mir grad der Forstmeister in den Schuß. Ich steh' hinter einem dichten Busch, er sieht mich nicht. In dem Augenblick war mein Herz

von Stein und meine Hand von Eisen. Der Forstmeister war so viel wie tot. . . Ich also reiß' das Gewehr von der Schulter und leg' auf ihn an. Ich hab' ihn auf dem Korn, so fest und sicher, daß mich's schier selbst gewundert hat. Und grad will ich losdrücken, da steht mir, wie ich so mit der rechten Hand den Stutzen fest umklammert hab' und den Finger schon am Drücker, da steht mir, sag ich, der Daum knapp auß Aug' her, daß ich ihn sehen muß. Und da seh' ich auf dem Daumnagel einen kleinen, weißen Punkt."

„Einen weißen Punkt!"

„Ja. Dieser Punkt hat dem Forstmeister das Leben gerettet und mir meinen ehrlichen Namen. Denn in dem Augenblick fällt mir alles ein, von meinem Vater selig, und ich steh' da wie mit eiskaltem Wasser übergossen. Ich laß das Gewehr sinken und laß den Forstmeister vorbei; er hat mich gar nicht erblickt. Warten wir, was der weiße Punkt sagt, denk' ich mir und warte richtig. Sieben Wochen hat's gedauert, bis er verschwunden war; da war aber auch meine Wut ver Rauch, ganz und gar, und nicht einmal auf Befehl, nicht einmal wenn er mich selbst kniefällig drum gebeten hätte, hätt' ich den Menschen noch niederschießen können."

„Verflixte Geschichte", sagt der Hagelbauer aufatmend und wischt sich die Stirn.

„Na, und so ist mir's noch manchmal im Leben gegangen. So hab' ich mir nach und nach alles Harsch und Barsch, kurz alles Zähne abgewöhnt. Nur schön überlegen, Hagelbauer, nur immer warten, bis der weiße Punkt auf dem Nagel verschwunden ist.“

„Und beim Heiraten?“

„Ah, da hab' ich mir einen besonders schönen Fleck ausgesucht, auf dem Nagel da, am Ringfinger der linken Hand war er, just als hätt' er gewußt, um was es sich handelt. Was schaust denn nur immer den Nagel an? hat die Sus' tausendmal gefragt; sie weiß's aber noch heut nicht. Und ich hab' nur immerzu gewartet, ob ich sie noch immer mögen werd', bis der Fleck fort ist. Und wie mein Sinn in so langer Zeit sich nicht geändert hat, hab' ich die Sus' richtig genommen.“

„Und Ihr meint also, Vater Jost . . .“

„Gewiß mein' ich also, Hagelbauer.“

„Hm, hm!“ Der Hagelbauer betrachtet aufmerksam seine zehn Fingernägel. „Hm, das wird bei mir nicht gut gehen. Ich hab' keinen einzigen weißen Fleck . . . Gilt's vielleicht auch von den Fußzehen?“

„Das hab' ich wirklich nicht versucht, Hagelbauer. Aber Himmelfreuz . . . wo bleibt denn 's Mädels mit dem Most? . . . Kathi, wo bist denn?“ Er ruft's zur Thür hinaus, daß es durch das ganze Haus schallt.

Und jetzt endlich erscheint, von der Mutter geschickt, Kathi mit dem Krug Apfelmost. Sie ist selber rot wie ein Mostapfel; wahrscheinlich hat sie sich im Keller tief zum Faß gebückt. Und wie sie am Hagelbauer vorbeihuscht und ihm mit dem sauberen Kleidchen den Ärmel streift, gewiß nicht absichtlich, da schaut der Bauer den Ärmel langmüchtig an, er weiß vielleicht selbst nicht, warum. Kathi schenkt den Most ein mit ihrer kleinen Hand — eine Hand fast wie von einem Fräulein — und der Hagelbauer schaut bald auf den Krug in ihrer Hand, bald auf ihre Hand an dem Krug. Und auf einmal werden seine beiden Augen ganz groß, und immer größer und größer.

„Aber, Hagelbauer, Ihr macht ja Augen, als ob Ihr den ganzen Most da schon ausgetrunken hättet!“ ruft Kathi und muß trotz ihrer Betrübniß lachen, so großmüchtig und kugelrund sind seine Augen, mit denen er sie anschaut.

Nicht sie, nur ihre Hand.

Nicht ihre Hand, nur ihren Daumen, oder vielmehr den Nagel daran und ganz nahe der Wurzel dieses Nagels ein feines, weißes Pünktchen, wie ein Flöckchen Urbani-Schnee im Mai, das auf ein verwehtes Rosenblatt gefallen. Da stößt er den alten Jost mit dem Ellbogen an und zwinkert nach dem Erschauten hin:

„Schaut, Vater Jost, das wär' ja so eben, was ich brauche. Gilt's auf der Kathi ihrer Hand?“

„Ei freilich, in meiner ganzen Familie gilt's, schon seit hundert Jahr und länger.“

„Na“, sagt der Hagelbauer, „was meint sie denn, Jungfer, will sie mir ihren Fingernagel leihen?“ Aber da stutzt er und schlägt sich auf den Mund. „Vater Jost, gleich hätt' ich ihr's Geheimniß verraten.“

„Das mit dem weißen Fleck?“ fragt Kathi, den Schalk im Gesicht.

„Wa . . . was?“ ruft der Vater betroffen, „was weißt denn Du davon?“

„Wir haben halt ein bißel gehorcht mit der Mutter.“

„Himmeltkreuz . . .!“

„Wollen's aber gewiß keiner Sterbensseele verraten“, fällt die Mutter ein, die sich ganz sacht hereingeschlichen.

\* \* \*

Der Hagelbauer kommt jetzt jeden Tag und besieht sich genau den weißen Punkt, welcher sein Schicksal bedeutet. Nein, was der langsam vorwärts kommt! Und er bleibt nicht lang beim weißen Punkt, sondern verbreitet seine Aufmerksamkeit alsbald auf dessen Umgebung, erst auf die nächste, dann auch auf die fernere.

Der Punkt macht ja den ganzen Nagel schön, und der Nagel den ganzen Finger, und der Finger die ganze Hand. Und nach einigen Tagen gefällt dem Hagelbauer sogar der Arm nicht übel; er kneift ihn jedesmal, noch ehe er nach dem Punkt sieht. Und so schreitet er von Tag zu Tag fort in der Erkenntnis. Einmal nun, wie er wiederkommt, findet er Kathis Daumen verbunden. Er thut ihr weh, heißt's, und der Daumen auch, und der Punkt auch. Ganz besonders der Punkt. Wenn der Daumen nur nicht schwierig wird, daß der Nagel verloren geht, der kostbare Nagel! Nein, das darf nicht sein. Der Hagelbauer ist außer sich, er läuft selber um den Feldscher, alles will er sich's kosten lassen, ja er schwört, daß er gern den eigenen Daumen hergäbe, wenn er damit ihren Nagel retten könnte. Er sagt ihr das unter vier Augen, ins Ohr, dicht ins Ohr. Sie wird ganz rot von der Stimme, mit der er das sagt. Der Daumen wird auch glücklich gerettet, denn es hat ihm eigentlich wenig gefehlt. Der Punkt ist unversehrt und rückt immer weiter. Nein, was so ein Punkt auf dem Nagel hurtig wandert, er wird ja bald am Rande sein: denkt jetzt der Hagelbauer. Vor drei Wochen war er ihm noch viel zu langsam . . . Wochen vergehen. Heute oder morgen wird der weiße Punkt verschwunden sein. Er schimmert schon ganz

am Nagelrand. Und der Daumen zittert immer so stark, wenn die Kathi ihn herweisen muß.

„Was zitterst denn wie eine Espe?“ sagt der Hagelbauer, der das wohl bemerkt. Er duzt sie, wie eine Ebenbürtige, wenn niemand dabei ist.

„Ich zitter' ja nicht,“ stottert sie, muß aber die Hand gleich auf den Tisch legen, so schwer wird sie ihr.

Kathrein ist auch vor der Thür. In vier Wochen zündet man sogar schon die Lichter am Christbaum an. Vater Jost sitzt still am Tisch, er ist ungeheuer ruhig, aber er raucht doch seine Pfeife viel geschwinder aus als sonst. Mutter Sus' hat ordentlich das Fieber und stöhnt zwanzigmal im Tag: „Jest' Maria, was wird draus werden!“ oder „Jest' Maria, wenn nur schon Kathrein vorbei wär'!“

Der weiße Punkt berührt jetzt schon den Rand des Nagels. Er wäre sogar schon ganz fort, wenn die Kathi den Nagel seit einigen Wochen regelmäßig gestutzt hätte, wie die neun andern. Aber sie möchte ihn nicht um die Welt kürzen, obgleich er schon ein ganzes Stück zu lang ist. Sie will sich durchaus nicht trennen von dem weißen Punkt. Wenn der verschwindet, meint sie, müßt' eine Sonnenfinsternis werden am Himmel.

Und morgen ist Kathrein.

Unter Vater Josts Dache hat keins die Augen

geschlossen die ganze Nacht. Der weiße Punkt ist gar nicht mehr zu sehen . . . Ob der Hagelbauer noch kommen wird? Mutter Sus' hat sich an den Tisch gesetzt, ihrem Alten grad gegenüber, und schaut ihm nur alleweil ins Gesicht, als ob alles von ihm abhinge und nur von ihm allein. Und er kann doch auch nichts thun, als rauchen, höchstens noch etwas rascher als alle die Tage her. Endlich hält's die Frau nicht mehr aus.

„Was meinst, Jost?“

„Ja, es paßt halt so schwer,“ sagt der Alte, „er ist am End' doch der Hagelbauer und ich bin ihm kaum ein halber Bauer. Wer kann da wissen? Wie unser Herrgott will?“

Die alte Frau seufzt, schlägt ein Kreuz und bewegt die Lippen zu einem stillen Vaterunser.

Da klopft's. In der Thür steht ein Bub' vom Hagelhof, ein Stricklein in der Hand und dran ein halbjährig Kalb: schneeweiß, tadellos.

„Grüß Gott alle miteinander und der Hagelbauer schickt Eurer Kathi das Kälbel zum Namenstag.“ Und wie ihn alle sprachlos anstarren: „Na, ist's etwa nicht schön genug? Wir haben gar kein schöneres auf dem Hof. Ich bind's da an die Thürschwelle. B'hüt Gott.“

Der Bub' ist fort; die Pfeife, die ihm der Alte im ersten Grimm nachgeworfen, hat ihn nicht mehr

getroffen. Nur das Kalb steht in der offenen Thür, grad wie dazumal der Hagelbauer, und glockt mit runden Augen herein. Die Pfeife trifft's grad ans schwarze Maul, da sagt es „Muh“ mit kläglicher Stimme, denn die Pfeife ist noch heiß.

„Ja, wir sagen auch Muh,“ brummt der alte Jost in den Bart und vergräbt den struppigen Grauskopf in beide Hände. Der Mutter Sus' rinnt das Wasser über beide Wangen: Kinnsale giebt's ja drauf genug. Nur die Kathi ist ganz weiß und ruhig und führt das Kalb in den Stall. Es leckt ihr unterwegs die Hand; sie merkt's gar nicht.

Aber der Hagelbauer, der hinter der Stallthür aufpaßt, hat's wohl gemerkt. Er hat auch die Pfeife aus der offenen Thür fliegen sehen und das „Muh“ gehört. Jetzt, wo die Kathi in den Stall tritt und ihn gar nicht sieht, hat er sie auf einmal um den Leib, von rückwärts, ganz fest, ihre zwei Handgelenke in seinen Händen wie in Schraubstöcken, und sagt kein Wort. Und sie sagt auch kein Wort, obgleich sie es wie eine feurige Kohle erst im rechten Ohr fühlt und dann gleich darauf im linken; auf die beiden Ohren hat er sie nämlich geküßt, weil ihm nichts anderes näher war.

„Du hast ja geweint, Kathi,“ raunt er ihr zu.

„Ich? Wer sagt Euch das, Hagelbauer?“ Denn

daß der da hinter ihr, den sie nicht sieht, kein anderer sein kann als der Hagelbauer, weiß sie auswendig.

„Das Kalb hat Dir ja die Hand geleck't.“

„So?“

„Sie muß also salzig schmecken.“

„Ah geht doch, Hagelbauer.“

„Hast Dir wohl was Salzigs aus den Augen gewischt, gelt, Kathi?“ Er zieht sie auf seinen Schoß nieder und hat beide Arme fest um ihren Leib geschlagen.

„Geht, Hagelbauer, laßt mich nur das Kalb anbinden,“ sagt sie, macht aber keine Anstrengung, loszukommen. Das Kalb steht ohnehin ganz still dabei und sieht sich die zwei mit großen Kalbsaugen an, denn so was ist ihm noch nicht vorgekommen.

„Der weiße Punkt ist auch verschwunden,“ sagt der Hagelbauer, der ihren Daumen hart unter sein Auge führt, „und morgen ist Kathrein.“

„Da soll ja das Versprechen sein,“ sagt Kathi, bringt's aber nicht ordentlich heraus.

„Das Versprechen, ja, das muß stattfinden, das kann ich nicht ändern . . .“ Kathi macht eine fruchtlose Anstrengung, sie weiß nicht recht, wozu.

„Aber nicht mit der Mariann',“ fügt er hinzu.

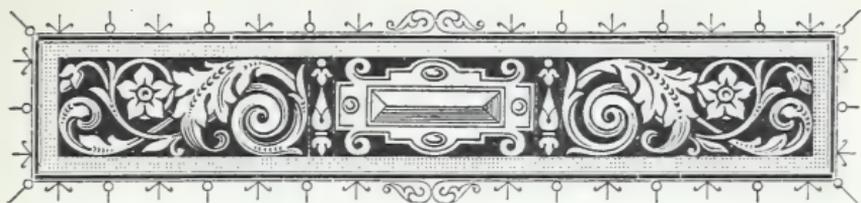
Und er küßt sie so laut und lange auf den vollen Mund, daß das schneeweiße Namenstagskälblein in seiner Unschuld ganz verlegen wird und geschwind einiges Heu aus der Kause zupft, um nichts weiter zu sehen.



# Die Überflüssige.

(1884.)





**D**iese wahrhaftige Geschichte beginnt am 27. Dezember 1880, um fünf Uhr abends und endet am 4. Januar 1881 zu früher Nachmittagsstunde. Was dazwischen liegt, ist nichts Geringses, sondern die große Volkszählung, welche damals in der ganzen gebildeten Welt durchgeführt wurde. Alle statistischen Ämter Europas und Amerikas bemühten sich in jenen Tagen, genau zu erkunden, wie viele lebendige Wesen sich um die Mitternachtsstunde der Silvesternacht in jeder Menschenwohnung dieser Erdteile befunden hätten. Die Vorstände und Beamten dieser Ämter sind unstrittig die neugierigsten Menschen der Welt, daher es denn zu verwundern ist, daß sie nicht aus den Reihen der Frauenzimmer gewählt werden. Wäre das der Fall, so hätte sich freilich diese ganze Geschichte nicht ereignen

können, denn der Distrikts-Obmann zu Moserstadt hätte dann den Bezirks-Obmann zu Mosermarkt unmöglich anweisen können, den magistratischen Adjunkt Heinrich Klaus als Volkszählungs-Agenten nach Moserdorf zu entsenden, um in dieser durch das ganze Mosenthal weithin verstreuten Landgemeinde den „Stand der Bewohner am 31. Dezember bis Mitternacht“ zu ermitteln. Folglich wäre dieser treffliche junge Mann am 27. Dezember des obbemeldeten Jahres schwerlich von Mosermarkt aufgebrochen, um die Hunderte von Zählungsbogen in Moserdorf und Umgebungen auszu-  
teilen, sie nach Neujahr wieder einzusammeln, in Begleitung des dortigen Bürgermeisters, Herrn Josef Thalhofer, das Zählungsergebnis in jedem einzelnen Hause persönlich zu erhärten und schließlich die ausgefüllten Bogen, gleichsam die auf Rubriken abgezogene Volkseele von Moserdorf, nach Moserstadt zurückzubringen behufs weiterer Einlieferung nach der Landeshauptstadt.

Um fünf Uhr abends also stand der Herr Zählungs-Agent Heinrich Klaus mitten im gewaltigen Moserforst, — denn im Übermut seiner jugendlichen Beine war er dem Stellwagen eine gewaltige Strecke vorausgelaufen, bis an den Fuß des berühmten Abhanges, der sich samt der Fahrstraße eine halbe Meile lang in den tiefsten

Waldeschoß hinabsenkt, um alsdann noch zwei Meilen weit ganz eben nach Moserdorf hinauszulaufen. An dieser Stelle gedachte der Adjunkt den Wagen zu erwarten, denn es war mittlerweile ganz dunkel geworden und schier unheimlich. Um so unheimlicher, als er weit hinter sich, auf der Höhe des Berges, den er gerade überschritten, ein seltsames Geräusch vernahm. Es klang, als würde fern im Walde ein großer Baum durchjägt. Ein einförmig schnarchender Ton, in kurzen Absätzen ausgestoßen, hie und da mit einem knirschenden, quielenden Ausklang. Doch nein, wer sollte mitten in der Finsternis Bäume fällen? Er horchte. Der sonderbare Ton war ihm nun bedeutend näher, deutlicher hörte er jetzt das Schnarchen, es brummte und schnaufte ordentlich, wie ein schweres Tier. Nun, vielleicht ein Bär, dachte er sich, der aus einer Menagerie entsprungen ist; oder sollten im Moserforst noch Exemplare von vorjintflutlichen Spezies hausen, von Schnarchäosauriern . . . oder Schnauphotherien? Glücklicherweise fiel ihm alsbald das Richtige ein. Das war ja offenbar der altehrwürdige Rumpelkasten, der als Stell- und Gildwagen von Mosermarkt gen Moserdorf fuhr, mit zwei gesperrten Rädern als halber Schlitten den langen Bergabhang herabgerutscht war und nun, jntemalen der Kutscher auf seinem Bock in tiefem Schlafe saß,

auch noch auf ebenem Wege im Radschuh weiterknirschte. Und nun machte es ihm erst recht Spaß zuzuhören, wie der höchst sanftmütige Großväter-Kollwagen die Rolle eines grimmigen Bären so täuschend weiterspielte. Daß er aber erst so spät daherkam! Ja, der Mosermarkter Gilwagen war in der ganzen Gegend berühmt wegen der Eile, die er niemals hatte, und wegen des Durstes, den sein Lenker immerdar entwickelte. So war er denn auch diesmal um eine Stunde später aufgebrochen und hatte durch diese strafbare Saumseligkeit verschuldet, daß ein hoffnungsvoller junger Mann mitten im berühmten Moserwalde beinahe von einem ledigen Bären gefressen worden wäre.

Nun wollte sich der Gerettete wenigstens gebührend an ihm rächen. Er sprang also plötzlich dem Wagen in den Weg und rief mit fürchterlicher Stimme: „Halt! keinen Schritt weiter, wenn Euch Euer Leben lieb ist!“ Ein weiblicher Schrei wurde im Innern des morschen Gehäuses laut, der Kutscher aber, der ohne Zweifel sein gutes Gewissen als Sitzkissen unter sich geschoben hatte, schlief ruhig weiter, als lägen die Abruzzen im Monde auf der unserer Erde abgewendeten Seite, und als wären Lips Tullian und Schinderhannes in der griechischen Mythologie, nicht aber in Deutschland gerädert worden. Auch die beiden Pferde ließen sich

nicht im geringsten einschüchtern, sondern machten Miene, ohne jede Besorgnis für ihre beraubenswerten Haberfäcke über den drohenden Episodenspieler hinwegzuhumpeln; dieser mußte ihnen schließlich, um ein Unglück zu verhüten, mit offener Gewalt in den Zügel fallen. Jetzt erst, da die Arche mit einem Ruck und Knack in allen ihren Gelenken zum Stillstand kam, entwich der Schlummer des Postillons, weil das Wiegenlied der Radschuhe plötzlich verstummt war.

„Jesus, Maria und Josef!“ rief er, „haben wir umgeworfen?“

„Auf, Schlafmütze!“ schrie ihm der Fremde in die Ohren, „woher? wohin? wen fährst Du? sind Männer im Wagen?“

„Nur eine Dame, Herr,“ antwortete der Kutscher zähneklappernd.

„Desto besser!“ rief der fürchterliche Fremdling, indem er den Schlag aufriß. „Radschuh ausgemacht, Siebenschläfer, und zugefahren, wenn Dir Dein Durst lieb ist! Und nicht umgeschaut, verstanden?“

Behend schwang er sich in die Kutsche, die sich alsbald mit einer auf dieser Landstraße nie erlebten Hurligkeit vorwärts bewegte. Rheumatisch stöhnten die verrosteten Federn und die leibhaftige Gicht ächzte „Au Au!“ in den unge schmierten Achsen.

Im Wagenkasten war es ganz finster, so daß der Eindringling gegen etwas stieß, was ihm entgegen-gestreckt wurde. Er erfaßte es mit raschem Griff und fühlte eine weibliche Hand in der seinen. Sie war behandschuht und hielt eine kleine Börse, welche sie nur darum nicht loslassen konnte, weil er sie zu fest umspannte.

„Ach, bitte, Herr Straßenräuber, bringen Sie mich nicht um,“ bat eine helle, weiche Stimme, „da, nehmen Sie meine Börse, es ist leider nicht viel darin, denn ich war nur nach Mosermarkt gefahren, um einige Papiere zu holen wegen der Volkszählung.“

Ganz merklich zitterte etwas in der Stimme, aber keine Furcht, sondern eher eine unterdrückte Heiterkeit; das gab dem Adjunkt Mut, die ihm nahegelegte Rolle noch ein Weilchen weiterzuspielen.

„Wegen der Volkszählung? Überflüssige Mühe, denn Moserdorf wird nicht mitgezählt werden, da ich es diese Nacht noch ausrotten werde.“

„Mit Stumpf . . .?“ begann sie.

„Und Stiel!“ ergänzte er rauh.

„Aber warum, um Gotteswillen?“

„Warum! warum! . . . Weil ich dieses Moser-dorf nicht mag! Alle Moserdorfer müssen sterben!“

„Aber die Anwesenden doch hoffentlich ausge-nommen?“ scherzte sie.

„Keine Ausnahme! Ich kenne keine Gnade. Ich bin Abällino der große Bandit!“

„Ach, den hab' ich ja schon als Kind gelesen, aus der Leihbibliothek. Aber mir haben Sie damals nichts zu leide gethan, hoffentlich sind Sie seitdem nicht grausamer geworden?“

„Ich bin nicht grausam, gewiß nicht.“

„So? Warum morden Sie denn aber so rasend viel?“

„Lediglich aus Gesundheitsrückichten; mein Arzt hat mir Blutbäder verordnet.“

„Ei, da können Sie freilich nicht umhin,“ lachte sie, „aber eine kleine Vergünstigung dürften Sie mir wohl vorher noch gewähren.“

„Nachher vielleicht, vorher nicht!“

„Eine ganz kleine!“

„Ich weiß nicht, . . . Sie haben etwas in der Stimme, so etwas Weiches, Einschmeichelndes, das mich an etwas erinnert.“

„Woran denn?“

„Ja, das hab' ich schon längst vergessen; nun gleichviel, reden Sie, was soll ich Ihnen vor Ihrem Ende noch gestatten?“

„Daß ich aus Schreck über Ihre Drohung ein Kreuz schlage.“

„Gewährt! Schlagen Sie immerhin; Sie sollen nicht sagen, daß Abällino kein großer Bandit ist mit einem großen Herzen im Leibe. Schlagen Sie also, Madame!“

„Dazu müßten Sie sich vor allem entschließen, meine Hand loszulassen.“

„Ah, das ist wieder eine ganz andere Sache; es giebt Hände, die man losläßt, und Hände, die man nicht losläßt.“

Die Verhandlungen über diese wichtige Frage dauerten ein gutes Weilchen, bis Abällino plötzlich ausrief:

„Gut, ich gebe dieser Hand einstweilen unbeschränkten Urlaub, jedoch unter zwei Bedingungen: erstens muß sie sich sofort wieder gefangen stellen, wenn ich das fordere.“

„Also Gefangene auf Ehrenwort?“

„Und zweitens müssen Sie mir jetzt gleich ein Lied singen.“

„Unter dem Messer? Das kommt ja schon in Alessandro Stradella vor.“

„Gleichviel; Sie haben eine Stimme, die hat etwas Weiches . . .“

„Und dieses Weiche hat etwas Einschmeichelndes, das habe ich ja soeben erst von Ihnen vernommen.“

„Ich kann es nur wiederholen; ein Lied von Ihnen kann nicht übel klingen.“

„Und das unvermeidliche Tremolo hier im rum-pelnden Wagenkasten?“

„Sei Ihnen zugute gehalten. Vorwärts also, d. h. wenn Sie das besagte Kreuz heute noch schlagen wollen.“

Es blieb ihr nichts übrig, als zu singen. Sie sang mit einem hellen, sanften Sopran von eigentümlich wehmütiger Färbung folgende Strophen:

Es fiel ein Wassertropfen  
Aus dunkler Regeluft,  
Er fiel in einen Blumenkelch  
Voll Glanz und Farb' und Duft.

In kalter Morgenfrühe  
Zu eifiger Perl' er ward,  
Mit ihm ist auch der Blumenkelch  
In gleichem Frost erstarrt.

Und mit dem Blumenkelche  
Erfror eine Mädchenbrust,  
Er hat ihr sollen ein Schmuck doch sein  
Zu holder Augenlust. —

Der Tropfen war eine Thräne,  
Ihn weint' ein Auge rot,  
Und als er geworden kaltes Eis,  
War Blum' und Herz auch tot.

Abällino der große Bandit hatte schon nach den ersten Noten die Hand seiner Gefangenen freigegeben und zählte seitdem schon das viertemal den Inhalt der Geldbörse, die ihm in der Hand geblieben. Er that es indes nicht aus Habgier, sondern mehr aus Verlegenheit, denn er hatte ein munteres Lied erwartet und fühlte sich nun beinahe gerührt. Nach einer Minute faßte er sich und sagte:

„Sie haben nur zweiundsiebzig Kreuzer in Ihrer Börse, Madame.“

Wenn er diese etwas stimmungslöse Bemerkung doch mit einem Anflug von Befangenheit sagte, so kam das daher, weil er sich dabei dachte: „Dieses traurige Lied scheint ihr am geläufigsten zu sein, trotz des munteren Vorspieles.“ Aber er schüttelte alle derartigen Erwägungen bald ab und beschloß andere Pfade der Lustigkeit einzuschlagen. Der Mond war mittlerweile hoch gestiegen und guckte durch ein Wagenfenster.

„Fürchten Sie den Mond, Madame?“ hub der Adjunkt an.

„Warum sollte ich?“

„Nun, so wie es Mondsüchtige giebt, mag es auch Mondflüchtige geben.“

„Der Heim wenigstens verlangt es.“

„Und wenn ich nicht irre, weichen Sie dem Mond-

licht sorgfältig aus, es hat Sie ja schon in das aller-  
äußerste Eckchen der Kutsche gedrängt . . . Und überdies  
haben Sie den schwarzen Schleier vor das Antlitz ge-  
zogen. Sie haben gewiß recht, es zu thun, denn ich  
habe mich Ihnen noch gar nicht vorgestellt. Ich bin  
nämlich durchaus nicht Abällino der große Bandit,  
sondern leider nur der magistratische Adjunkt Heinrich  
Klaus, dormalen Volkszählungs-Agent. Nach dieser  
Enthüllung aber haben Sie vielleicht eher unrecht, ein  
so tief verschleiertes Infognito aufrecht zu erhalten.  
Nicht vielleicht, sondern gewiß.“

„Daß ich nicht wüßte!“

„Denn man verschleiert sich wohl nur, wenn man  
nicht schön genug ist.“

„Und woher wissen Sie . . .?“

„Ach, meine Gnädige, im vorliegenden Falle bin  
ich ganz sicher, denn eine so schöne Stimme, eine Stimme,  
die . . . möcht' ich sagen . . . so von Herzen schön  
ist, kann nicht mit Häßlichkeit gepaart sein.“

„Häßlichkeit! Was ist häßlich? Dem einen miß-  
fällt, was den andern entzückt.“

„Ich meine das absolut, durchaus, unwiderruflich  
Häßliche; eine gründliche Entstellung, z. B. durch einen  
Höcker, oder durch Blatternarben, oder . . . Sie haben  
etwas fallen lassen?“

„Nichts, meine Börse; ich habe sie schon wieder.“

„Ich bin nämlich der Ansicht, daß das Weib die Pflicht hat, schön zu sein. Die Natur braucht die Schönheit des Weibes für ihre höchsten Zwecke. Ein häßliches Weib flößt keine Liebe ein, ist also in der Natur unnütz. Ein häßliches Weib sollte niemals geboren werden, oder . . . das ist allerdings bei unserer wehleidigen Gesetzgebung nicht möglich, aber die Spartaner haben gewiß nicht nur die schwächlich geborenen Knaben, sondern auch die häßlichen Mädchen im wilden Gebirg ausgesetzt, um ihre Race nicht zu verderben.“

Noch längere Zeit erging sich der Herr Adjunkt in solchen Betrachtungen über die häßlichen Frauenzimmer, über das Unstatthafte und Widernatürliche ihrer Existenz und die Maßregeln, welche die Regierungen gegen sie ergreifen sollten und im nächsten Jahrhundert auch gewiß ergreifen werden. Die Dame ließ ihn reden, ohne irgend etwas zu erwidern, nur einmal, als er die Blatternarbigen als ganz besonders verabscheuenswerth an den Pranger stellte, bemerkte sie:

„In der That, Blatternarben sind ein großes Unglück. Ich kannte einst ein solches Mädchen, das sich ins Wasser stürzte, als sie die Blattern überstanden hatte.“

„Da hatte sie auch ganz recht, denn gegen Blatternarben giebt es nur die Wasserkur.“

„Sie hat sie nicht geheilt, denn leider zog man sie zu rasch aus dem Flusse.“

Sie lachte dazu in einer kurzen, scharfen Weise und zog die Klingel, um den Wagen halten zu lassen. Sie wollte da, bei den ersten Häusern des Ortes absteigen, d. h. wenn Meister Abällino ihr das Leben und die Freiheit schenke. Der Bandit sprach zwar anfangs einiges von Lösegeld und dergleichen, aber er war zuletzt doch uneigennützig genug, die Dame, wie er sich etwas räubermäßig ausdrückte, „laufen zu lassen.“

Aktuaris Klaus stieg bei dem Herrn Bürgermeister Thalhofer ab und begann gleich am nächsten Morgen seine amtliche Thätigkeit. Den ganzen Tag hatte er mit den blauen und weißen Karten, den Hausbogen und Couverts zu thun, erst abends, am gastlichen Tische des Bürgermeisters, konnte er aufatmen. Die Frau des Gewaltigen von Moserdorf war eine kleine, verbissene Dame, nervös und alles, nur nicht friedfertig. Der Gegenstand ihrer unaufhörlichen Zärtlichkeit war ihr Sohn Karl, ein merkwürdiges Geschöpfchen von dreizehn Jahren, das aber höchstens achtjährig aussah, mit schlottrigem Gliederbau, gelber Haut und einem unverhältnismäßig großen Kopf. Ihre üble Laune dagegen ließ sie, ungefähr alle zwei Stunden einmal, an einem Mädchen aus, offenbar einer Ver-

wandten, welche jene undankbare Rolle spielte, an allen Ecken und Enden unentbehrlich zu sein und dennoch von aller Welt als höchst überflüssig angesehen zu werden.

Louise war dem Aktuar schon des Morgens aufgefallen. Er sah sie zum erstenmal von rückwärts und war wie gebannt von ihrem hohen, schlanken Wuchs und der Anmut ihrer Bewegungen. Sie langte eben einen Steinkrug von einem Schrank herab und war in dieser Hantierung so plastisch schön, daß er nicht vorüber konnte. Dann, als sie sich umwandte, standen sie sich einen Augenblick gegenüber. Er blickte ihr ins Gesicht und fühlte, wie er plötzlich blutrot wurde. Sie aber sah ihn an mit zwei klaren, blauen Augen und einem leisen Ernst in ihren regelmäßigen Zügen. Ihr blasses Blondgesicht war dicht mit Blatternarben besäet, — darum war ihm das Blut ins Antlitz geschossen, als könnte sie wissen, was er gestern abends im Stellwagen Liebloses und Unsinniges über blatternarbige Frauenzimmer gefaselt.

Er grüßte stumm und ging hinaus; sie neigte nur ihr schöngeformtes Haupt, dessen hellblonde Flechten in der Winter Sonne wie Silber und Gold schimmerten.

Während des Tages hörte er einmal das Reisen der Frau Bürgermeisterin mit einer Person, welche

stumm zu sein schien, denn sie gab gar keine Antwort, worüber jene noch mehr ergrimte.

Und abends saß Louise mit am Tische, wenn auch ganz unten, und war wieder stumm, so daß die Frau Bürgermeisterin sie spitzig fragte, ob ihr die Anwesenden etwa zu gering wären, um sie eines Wortes zu würdigen. Louise antwortete nicht, sondern fand einen Ausweg, indem sie bedeutsam auf Karlchen deutete.

„Ah, er zählt wieder,“ flüsterte die Mutter strahlenden Antlitzes dem Gaste zu, „man darf ihn nicht stören, sonst wird er irre.“

Das Zählen des Knaben dauerte etwas lange, fast bis zum Nachtsch, denn er zählte die Löcher in einer ziemlich großen Brotschnitte. Seine Mutter sah ihm bewundernd zu und sein Vater gab dem Gaste einen Wink über den andern. Endlich verkündete Karlchen, indem er die dünnen Lippen zu einem Grinsen der Befriedigung verzog und sich krampfhaft die Hände rieb, die Brotschnitte enthalte genau 531 Löcher. Und nun erst konnten die beglückten Eltern an die Erklärung dieses Phänomens gehen. Sie thaten dies, indem sie einander jeden Augenblick unterbrachen, folgendermaßen :

„Da sehen Sie einmal, Herr Aktuarius, diesen mächtigen Schädel an,“ sagte Herr Thalhofer, indem

er mit der Hand über Karlchens beängstigenden Wasser-  
kopf strich, „der Junge ist ein Genie.“

„Ein Zahlengenie,“ ergänzte Frau Thalhofer.

„Bielmehr ein Zählgenie,“ berichtigte Herr Thal-  
hofer; „er hat nämlich den unbefiegbaren Trieb, zu  
zählen und immer zu zählen. Wir haben vergebens  
versucht, ihn lesen und schreiben zu lehren, auch das  
Rechnen faßt er nicht, bis auf einen Theil desselben:  
das Zählen. Das hat er sofort begriffen und treibt  
es seitdem mit wahrer Passion. Der Junge ist offen-  
bar zum Statistiker geboren und wird es einmal in  
dieser Wissenschaft weit bringen.“

„O, er wird gewiß Professor an der Universität,  
denn so zählen kann keiner. Er hat schon die Maschen  
an einem Strickstrumpf gezählt und die Blumen in den  
Mustern unserer sämtlichen Stubenwände. Karlchen,  
wie viel Bäume stehen in der Allee nach Wiesbrunn?“

Karlchen sah sie einen Augenblick stumpf an und  
sagte dann schwerfällig: „192, . . . oder vielleicht  
214, . . . nein, 124 stehen ja in unserem Garten.“

„Sehen Sie,“ rief seine Mutter triumphierend,  
„er weiß alles. Karlchen, wie viel Pflastersteine sind  
in unserem Hausflur?“

„348,“ rief das Kind nach langem Besinnen,  
im unsicheren Tone eines Ratenden.

„Sehen Sie, Herr Aktuaris, er weiß alles,“ sagte der Vater stolz; „er hat schon alles gezählt, was in seinem Bereiche ist, und dennoch zählt er immer zu.“

„Es ist auch ganz unnötig,“ sagte die Mutter, „daß Sie erst noch zählen wollen, wie viele Einwohner Moserdorf hat, denn Karlchen weiß es schon seit einem Monat, fragen Sie nur ihn.“

„Wie hat er denn das angestellt?“ erkundigte sich Herr Klaus angelegentlich.

„Mit genialer Einfachheit,“ rief die Mutter, „er stellte sich nämlich an jenes Fenster und blickte den ganzen Tag auf die Straße hinab; da kommt nämlich ganz Moserdorf vorbei, es muß vorbei kommen, er brauchte also nur die Vorübergehenden zu zählen. Wie viele waren's denn, Karlchen?“

„328.“

„Gelt, das heißt Methode?“ rief der Herr Bürgermeister.

„Freilich hat er mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen,“ fuhr die Hausfrau bekümmert fort, „vor acht Tagen z. B. hatte er eine großartige Arbeit in Angriff genommen, er wollte nämlich die Haare auf Louisens Kopfe zählen.“

Louise lachte laut auf, mit einem mutwilligen

Tone, der den Gast ganz stutzig machte. Aber sogleich verbiß sie diese Aufwallung wieder, leider viel zu spät, denn schon folgte ihr ein herber Ausbruch von Seite der Frau Bürgermeisterin.

„Bezähme Dich doch wenigstens vor Fremden,“ rief sie giftig, „wenn Du schon neidisch genug bist, dem Knaben seine Erfolge nicht zu gönnen. Denken Sie sich nur, Herr Aktuar, vier Tage lang hatte Karl schon an ihren Haaren gezählt, jeden Tag sechs Stunden, und über zehntausend zusammengebracht, welche er in lauter gelbe Schöpfchen band, zu je tausend Haaren, damit sich ja kein Irrtum einschleiche, da fällt es diesem . . . diesem . . . gedankenlosen Ding — ich will kein strengeres Wort brauchen — ein, sich eines Morgens das Haar durchzukämmen, . . . ich kam just dazu und sah mit eigenen Augen die Schöpfchen aufgelöst! Natürlich war seine viertägige angestrengte Geistesarbeit umsonst gewesen, ganz umsonst. Der arme Junge war acht Tage lang ganz entmutigt; gestern aber hat er wieder angefangen. O, Sie werden sehen, er wird es doch durchführen; wenn nicht, so ist nur Louise daran schuld, dann aber werde ich ein ernstes Wort mit Dir reden, Louise, denn es giebt Grenzen . . .“

„Aber, liebe Tante,“ begann Louise.

„Es giebt Grenzen, sag' ich Dir, und das Brod in meinem Hause . . .“

Hier legte ihr der Herr Bürgermeister seine Hand auf den Mund und verhinderte alle weiteren Ausfälle.

Aktuar Klaus war während der peinlichen Scene still dageessen, mit einer genauen Untersuchung seiner Gabel beschäftigt. Er biß sich ungeduldig auf die Lippen und ballte sogar eine Faust, wenn auch nur unter dem Tische. Dann, als Louise plötzlich die drei Worte sagte, fuhr er in die Höhe, wie von einem elektrischen Schläge getroffen. Diese helle, weiche Sopranstimme . . .! Weit in seinen Sessel zurückgelehnt, sah er dem geschmähten Mädchen mit großen Augen ins Gesicht. Er erhaschte nur eben noch einen flüchtigen Blick, mit dem sie ihn gestreift, und sie sah, daß er diesen Blick bemerkt hatte, und wurde so rot, wie er selbst diesen Morgen. Noch einige Augenblicke saß sie still da, dann stand sie geräuschlos auf und ging hinaus.

„So, nun läßt sie die ganze Gesellschaft im Stich,“ schmälte die Hausfrau; „ach Gott, ich kann nichts aus ihr machen, trotz aller Mühe, die ich mir gebe. Und sie ist doch, weiß Gott, ein Fluch für unser Haus.“

„Hm, hm!“ räusperte sich der Gast entrüstet und erhob sich; aber sie hielt ihn am Arme fest und fuhr fort:

„Ein Fluch, sag' ich Ihnen, Herr Aktuar; hat sie doch vor zwei Jahren beinahe den Tod meines armen Karl verschuldet. Stellen Sie sich nur vor: das Kind spielt am Rand des Flusses, gleitet aus und fällt ins Wasser. Sie steht dabei und, was denken Sie, was thut sie? Sie springt augenblicklich ihm nach ins tiefe Wasser.“

„Nun, das kann ich nur heroisch finden,“ rief der Aktuar mit unverstelltem Unmut.

„Aber, Herr Aktuar, sie kann ja gar nicht schwimmen!“

„Nur umso heldenmütiger, denk' ich.“

„Ich danke für diesen Heldenmut. Glücklicherweise sind Leute in der Nähe, sie eilen herbei und ziehen . . . denken Sie sich nur . . . zuerst ziehen sie das leichtfertige Ding, die Louise heraus! Unterdes hätte ja mein unglückliches Kind ertrinken können . . . Seitdem, Sie begreifen wohl, ist mir das Mädchen . . .“

Der Gast stand hastig auf und rückte den Sessel etwas unwirsch zurück. Er bat um Entschuldigung, er sei müde von der Arbeit und wolle früh wieder beginnen.

Aber er konnte noch lange nicht schlafen, sondern wanderte auf und nieder in seiner Stube. Manches ging ihm durch den Kopf und im ganzen war er sehr

unzufrieden mit sich. Er hatte einen Blick geworfen in eine Mädchenseele, die nicht glücklich war und ursprünglich doch zum Glück geschaffen sein mochte. Bei der Begegnung im Walde ihr rasches Eingehen auf den Humor der Lage und der frische, ja übermüthige Scherz, von dem sie sprudelte; nachher das trübe Lied und jene ganze Vertrübung ihres Wesens, als er auf die Häßlichkeit der Frauen zu sprechen kam . . . Wenn er auch die Zusammenhänge noch nicht ganz klar sah, wollte er ihr die Situation doch immerhin erträglicher machen. Wenigstens in ihrer Stellung zu ihm, dem Gaste, sollte sie nicht gekränkt sein.

Er entwarf zu diesem Behuf einen etwas verwickelten, aber durchaus logischen Plan. Er trat nämlich vor allem zu einer kleinen Schwarzwälder-Uhr, die an der Wand hing, nahm sie herab und legte sie samt dem Nagel, an dem sie gehangen, auf den Boden, recht unordentlich, überstürzt und den Pendel ausgelöst, als wäre sie von der Wand herabgefallen. Zu mehrerer Täuschung schlug er sogar ein Eckchen ihres Gehäuses ab und warf es weithin ins Zimmer. Dann rieb er sich vergnügt die Hände und ging schlafen.

Als er am andern Morgen ausgehen wollte, traf er Louise gleich auf dem obersten Absatz der Stiege, als habe sie ihn da erwartet. Sie wollte ihn anreden,

er sah es wohl, aber er ließ sie nicht dazu kommen, sondern begann alsbald selbst in so scherzhaftem Tone, als es ihm irgend möglich war:

„Sehen Sie nur, Fräulein Louise, was mir da gestern abend für ein Unglück zugestoßen ist. Ich brauchte dringend noch eine Kerze, da ich sehr kurzsichtig bin und nur bei starkem Lichte schreiben kann . . .“

Er betonte das Wort „kurzsichtig“ ganz besonders.

„Ah, Sie sind kurzsichtig?“ bemerkte sie mit einem leisen Anflug von Zweifel.

„Sollten Sie es nicht glauben? Treten Sie hier ein, Sie sollen den Beweis mit Händen greifen.“

„Aber . . .“

„Fräulein Louise, dies ist ein taghelles Zimmer, und Sie sind ja im stockfinstern Wagenkasten mit mir gefessen.“

„Also haben Sie mich doch erkannt, trotz Ihrer Kurzsichtigkeit.“

„Nicht eher, als bis Sie jene drei Worte gesprochen; Ihre Stimme freilich mußte ich erkennen, denn . . .“

Sie unterbrach das Kompliment, das sich vorbereitete, indem sie entschlossen über seine Schwelle trat. Er folgte ihr und deutete mit verzweifelter Geberde auf die kleine Wanduhr am Boden.

„Ich brauchte ein Licht und wollte drum klingeln; ich hielt in meiner Kurzsichtigkeit die Gewichtschnüre der Uhr für einen Glockenzug und riß kräftig daran; pardauz, fiel mir der ganze Apparat vor die Füße, . . . wäre mir aber beinahe auf den Kopf gefallen. Nun beurteilen Sie selbst, wie kurzsichtig ich bin.“

Das Mädchen sah ihm eine Sekunde lang fest in die Augen, dann glitt ein Lächeln über ihre Lippen. Er fuhr fort:

„Wie? Sie glauben mir noch immer nicht? Ach, mir ist vorigen Sommer noch etwas weit Drolligeres passiert. Ich ging einmal des Sonntags vor die Stadt spazieren und ließ die Augen fröhlich über die wogenden Felder streichen. Da sehe ich, mitten im Korn, ein buntes Kopftuch, wie es unsere Bauerndirnen tragen . . . Werden Sie mir aber nicht rot, wenn ich bitten darf . . . Ich bleibe stehen und luge scharf nach dem strammen Ding aus, das seinerseits auch stehen bleibt und mit mir unverhohlen zu kokettieren beginnt . . . Nein, nein, bleiben Sie nur ruhig sitzen, die Geschichte ist ganz unverfänglich . . . Ich kokettiere immer heftiger zurück und denke mir schließlich: etwas, einen Ruß in Ehren . . . u. s. w. So steig' ich denn feck ins hohe Korn hinein und wate drin grad auf das Mädchen los, das mich mutig erwartet.

Und wie ich hart bei ihr stehe und . . . ich bitte um Entschuldigung . . . kurzweg einen Arm um ihre Taille lege, da sehe ich, daß es gar kein Mädchen ist, sondern eine Vogelscheuche. Eine Vogelscheuche, Fräulein Louise, mit bunten Lappen angethan, die im Winde flatterten, so daß ich Blödsichtiger glaubte, die Kleine winke mir verliebt zu.“

Louise konnte sich bei der lustigen Vorstellung des Lachens nicht erwehren.

„Sie lachen,“ sagte er, „desto besser, nun erkenne ich in Ihnen ganz wieder die muntere, frohgemute Reisegefährtin von vorgestern, die meinen gewagten Abällinoscherz so rasch durchschaute und humoristisch aufnahm.“

Das bißchen herzliche Lachen hatte die Stimmung bedeutend gebessert und Louise war ganz heiter, als sie entgegnete:

„Es ist gut, Herr Aktuar; kurzsichtig sind Sie zwar doch nicht, aber ein wackeres Herz haben Sie, das sehe ich.“

Und als er sich lebhaft dagegen zu verwahren begann, fuhr sie fort:

„Nein, nein, unterbrechen Sie mich nicht, ich sehe ganz klar. Es reut Sie jetzt, daß Sie damals im Wagen so . . . hart von den häßlichen Frauen gesprochen haben, besonders von den blatternarbigen.“

„Ich schäme mich in meine Seele hinein, Fräulein Louise.“

„Und nun wollen Sie sich den Anschein geben, als sähen sie meine Blatternarben nicht, und glauben mir dadurch eine Verlegenheit zu ersparen.“

„Aber liebste Fräulein!“

„Gut, gut, ich bin ebenso scharfsichtig, als Sie kurzsichtig sind. Nun, ich danke Ihnen für Ihre Güte, die indeßsen kaum mehr nötig war, denn jene Regung weiblicher Eitelkeit habe ich seitdem wieder überwunden. Ach Gott, Weib ist Weib, und man mag sich noch so resigniert haben, sich noch so vollständig abgefunden mit den Ungerechtigkeiten des Lebens, es kommt doch immer wieder ein Augenblick, wo man schwach und eitel ist, und unerfahren und kindisch.“

„Aber . . .“

„Ja, kindisch! Als Sie mich damals fragten, warum ich dem Mondlicht auswiche, fühlte ich mich plötzlich als ein rechtes Kind und verachtete mich von Herzensgrund.“

„Da hatten Sie ganz und gar unrecht.“

„Denn ich war munter und übermütig gewesen, ich hatte mit dem Augenblick unbefangen getändelt, weil ich wußte, daß Sie mich für schön hielten. Ich war geistreich und sozusagen siegesbewußt . . . im

Zinstern! Ich wiegte mich in der Illusion, eine Stunde lang für interessant, ja für schön zu gelten, bei einem Unbekannten, der meine Blatternarben nicht sah und mich darum bewunderte. Pfui, wie verwerflich war ich!“

„Aber . . .“

„Nein, nein, ich fühle es deutlich genug. Ich erröte, wenn ich daran zurückdenke. Und als Sie dann von der weiblichen Häßlichkeit wegwerfend sprachen, fühlte ich mich sofort wie vernichtet. Mein Geist knickte zusammen, ich wurde dumm und gewöhnlich, denn ich hatte die Empfindung, als hätten Sie mein Gesicht erblickt, oder meine Häßlichkeit erraten . . . Und das nach jahrelanger Selbsterziehung, nach tausendmal beschworenem Verzicht auf alles, was die Schönheit erobern kann. Ich hatte mich schon so gewöhnt, ein häßliches Mädchen zu sein, und die Versuchung einer Viertelstunde des Inkognitos hatte doch meine ganze Philosophie über den Haufen geworfen.“

„Fräulein Louise, Sie thun mir weh.“

„Indes, diese Beichte thut mir wohl, sie hat eine heilende Kraft; ich werde jetzt wieder gleichmütig und unbefangen sein können . . . Ich mußte Ihnen dies sagen, Herr Klaus, ich brauchte diese Buße für meine Thorheit. Denken Sie doch nur, wie thöricht; als ich Sie hier wieder sah, sprach ich den ganzen Tag

kein Wort, damit Sie mich nicht an meiner Stimme erkennen möchten! Ein Kind! Ein schaler Backfisch!“

„Aber ein Backfisch, der nötigenfalls ins Wasser springt, um einen Ertrinkenden zu retten.“

„Ach, glauben Sie doch nicht daran, Herr Klaus; das war auch nur eine von den Krisen, die ich in der ersten Zeit meiner Häßlichkeit durchmachte. Mein Leben galt mir ja damals gar nichts. Wenn ich mit ertrank, desto besser! Wäre ich noch schön gewesen, ich wäre höchst wahrscheinlich nicht in den Fluß gesprungen.“

„Sie sind grausam gegen sich selbst. Ich weiß das besser; Sie hätten es gewiß gethan. Ich kenne Sie jetzt, Louise. Ich weiß nicht . . .“

Er stockte einen Augenblick, dann hielt er ihr seine offene Hand hin:

„Schlagen Sie ein, Louise! . . . Wie? Sie zögern? Dann fordere ich es! Ich bin bekanntlich Abällino, der große Bandit, der in jener Nacht Ihre Hand nur gegen Ehrenwort freigab, gegen das Versprechen, daß sie sich sofort wieder gefangen stellen würde, wenn ich es verlangen sollte. Erinnern Sie sich noch?“

„Ja,“ sagte sie lachend und legte ihre Hand in die seine.

„Ah, das ist doch zu stark!“ rief in diesem Augenblick eine bitter-scharfe Stimme.

Auf der Schwelle stand die Frau Bürgermeisterin. Sie hatte an der Thür gehorcht und diese im entscheidenden Zeitpunkt weit geöffnet. Nur einen verächtlichen Blick warf sie noch auf das sträfliche Paar, dann schlurste sie unter halberstickten Lauten der Entrüstung die Stiege hinab. Die beiden blieben in großer Bestürzung zurück, Louise freideweiß und selbst der Aktuar sichtlich verstört. Er faßte sich zuerst und sagte:

„Mut, Fräulein Louise, was ist es denn weiter? Und dann . . . Sie haben jetzt einen Freund.“

Die Frau Bürgermeisterin setzte ihren Gatten sofort von dem Vorfalle in Kenntniß. Ein gleiches that der Aktuar, um keinen unlauteren Verdacht aufkommen zu lassen. Dennoch blieb etwas in den Gemütern haften. Louise bekam am Neujahrstage eine Art Stubenarrest und hatte sich selbst beim Silvesterpunsch nicht zeigen dürfen. Die Hausfrau war unausstehlich und insbesondere gegen den Gast von beleidigender Spitzigkeit. Zum Glück hatte der Bürgermeister immer noch Ansehen genug, um einen gewissen äußern Schein im häuslichen Verkehr aufrechtzuerhalten. Der Aktuar suchte Trost in der Arbeit, er war jetzt mit Leib und Seele Volkszählungs-Agent. Schon am

vierten Januar war er mit seinen Listen fertig und sollte nachmittags Moserdorf verlassen.

Louise hatte er in diesen Tagen nur einmal erblickt, von fern, durchs Fenster. Sie saß in Karlehen's Stube auf einem Schemel und der geniale Knabe zählte an ihren Haaren weiter, ohne zu ahnen, daß sie alle die blonden „Schöpfchen“, die er so sorgfältig zusammenband, jeden Morgen beim Kämmen öffnete und dann ganz aufs Geratewohl wieder band, so daß von einer wissenschaftlichen Genauigkeit seiner Zählung keine Rede sein konnte. Der Aktuar sah ihnen ein Weilchen zu und hätte am liebsten mitgezählt, denn allzu verlockend erschien ihm als statistisches Material die goldblonde Flut, welche im losen Niederwallen diese schöne Häßliche wie ein Mantel umfloß.

Erst beim letzten Mittagstisch sah er sie wieder. Die Frau Bürgermeisterin hatte es zwar zu verhindern gesucht, aber ihr Gatte, dem in seiner amtlichen Eigenschaft alles daran gelegen war, daß sein Gast ihn dem einflußreichen Bezirksobmanne in den günstigsten Farben schildere, hatte das Kommando ausgesprochen: „Alle Mann auf Deck!“ zu diesem festlichen Abschiedsmahl.

Louise sah schlecht aus, das Antlitz schien schwächer geworden, die Augen waren auffallend gerötet. Manche Thräne mochten sie in diesen Tagen, und wohl

auch Nächten, vergossen haben; die Zärtlichkeit der Tante hatte dafür gewiß gesorgt. Dennoch war sie gefaßt und von einem milden Gleichmut, dem man nicht ansah, mit welcher Anstrengung er aufrecht erhalten wurde und wie wenig hinreichte, um ihn ganz und gar umzustoßen. Das sollte sich jedoch alsbald zeigen, obgleich bei Tische nur über ganz unverfängliche Dinge gesprochen wurde, nämlich über das nunmehr festgestellte Ergebnis der Volkszählung.

Man war nicht wenig befriedigt, nunmehr genau zu wissen, daß Moserdorf, wie es so mit seinen Häusern und Höfen von der Thalsohle bis zu den höchsten Almen hinauf ausgestreut lag, denn doch nicht weniger als 1387 Seelen besitze, darunter 693 männliche und 694 weibliche. Besonders interessant erschien es dabei allen, daß die Zahl der Männer und Frauen sich hier ungefähr die Wage halte, während anderwärts die der weiblichen Bevölkerung um ein ganz Bedeutendes überwiege. Nur um eine einzige Frauensperson mehr, als Mannspersonen sind, konstatierte der Herr Bürgermeister als Sachmann schon zum sechstenmale. Und Karlchen, das statistische Genie, hatte dazu jedesmal mit dem großen Kopfe gewackelt und sich fichernd die runzligen Kinderhände gerieben und freudig wiederholt: „693, 694, also um eine weibliche Person mehr.“

Da konnte sich die Frau Bürgermeisterin nicht halten und machte ihrem stillen Ingrimme einmal in der hämischen Bemerkung Luft:

„Ja wohl, um eine Frauensperson zu viel!“

Louise neigte das Antlitz über ihren Teller, um ein plötzliches Erblichen zu verbergen; der Herr Actuarius, der sie immerfort beobachtete, merkte es wohl; Karlchen aber, dem das Wort Mamas ausnehmend gefallen, jubelte wie über eine neuentdeckte große Wahrheit:

„Es ist um eine zu viel, um eine zu viel . . . Wer ist denn das, Mama?“

Und wie er so im Kreise umhersuchte, um vielleicht diese überflüssige Weibsperson zu finden, . . . Mama konnte es doch nicht sein, . . . da ward es ihm sofort klar, daß es in Ermanglung einer dritten weiblichen Tischgenossin nur Louise sein könne.

„Ich hab's, ich hab's!“ rief er, „es ist Louise! Nicht wahr, Mama?“

Dies war das Tröpflein Gift, welches noch gefehlt hatte, um den bitteren Becher überlaufen zu machen. Gerade aus so naivem Munde kam das Wort so recht vernichtend, weil es schien, als habe die Natur selbst es auf eine unwissende Zunge gelegt.

Um eine zu viel . . . und diese eine bist du!

Louisens Brust hob sich krampfhaft, sie drückte

das Taschentuch vor die Augen und eilte hinaus. In dem Aufruhr, den dieser Zwischenfall bei Tische verursachte, konnte auch Herr Klaus fast unbemerkt verschwinden. Er suchte Louise im ganzen Hause und fand sie schließlich in ihrem entlegenen Dachstübchen. Ihr Schluchzen hatte ihn geleitet. Sie lag auf ihrem Bette, das Antlitz in die Kissen gedrückt und weinte. Er kniete neben dem Bette und bedeckte die Hand, die sie ihm willenlos überließ, mit seinen Küssen. Er rief sie beim Namen mit einem Tone, als sollte er sie aus dem Jenseits zurückrufen.

Es war ganz dunkel im Zimmer, fast so dunkel wie damals im Gilwagen.

Eine Stunde verfloß den beiden in Verzweiflung und Freude . . .

Unten im Speisezimmer saßen sie noch immer und berieten leidenschaftlich über den Vorfall, der etwas entschieden Anstößiges habe. Da erschienen die Verschwundenen wieder . . . Arm in Arm.

„Herr Bürgermeister,“ sagte der Aktuar, „wir sind jetzt beide Statistiker, Sie begreifen also meine Gefühle. Es soll in Moserdorf um keine weibliche Person zu viel sein. Wenn Sie und die Frau Bürgermeisterin damit einverstanden sind, will ich dafür sorgen.“

Und er umarmte seine Braut.



# Pygmalion und Aspasia

oder

Leben und Lieben in Mentone.

(1874.)





**M**r. Pygmalion H. Blinkinjon aus London.  
Miß Aspasia Strawberry aus London.  
Diese beiden Namen standen dicht unter einander im Fremdenbuch des „Grand Hotel de Menton.“ Sollte das ein Fingerzeig des Schicksals sein?

Das „Grand Hotel de Menton“ richtet seine schneeweiße, vierstöckige Fronte direkt gen Süden. Wie alle Gasthöfe in Mentone, auch die gelblichen und dreistöckigen. Vorne, gegen die Promenade du Midi, hat es ein Vorgärtchen mit Palmen. In dieses springt die Fronte im ersten Stockwerk mit zwei gesonderten Terrassen vor. Wer sich aus dem Gasthof auf die Terrasse begiebt, ist daher zehn Schritte weiter nach Süden gereist. Welche Chance für die armen Leidenden, die im Winter den Süden suchen!

Punkt neun Uhr. Die große Jalousienthüre auf Terrasse rechts öffnet sich und heraus tritt Mr. Pygmalion S. Blinkinsop aus London. Langsam und gemessen schreitet er auf seine rohrbeflochtene Longuechaise zu, legt seine fünf Schuh sieben Zoll Englisch behutsam hinein und spannt eine Quadratklaster gelber Rohseide über sich aus. Ein Kellner hüllt ihm die Beine in eine dicke, wollene Reisedecke und reicht ihm die vorgestrigte „Daily News“. Sie ist schon so gefaltet, daß er gleich den Witterungsbericht erblickt. „9 Uhr vormittags — 3° C.; dichter Nebel.“ Zu derselben Zeit hatte es in Mentone + 21° C. und klares Wetter. Ob dieser Differenz nickt Mr. Pygmalion beifällig mit dem Haupte und breitet die „Daily News“ als zweite Decke über seine Kniee. Er hat sie ausgelesen.

Nun liegt er da, den Kopf zurückgelegt, die Augen geschlossen, in absoluter Ruhe. Absolute Ruhe bei + 21—25° C. ist ihm vorgeschrieben, denn er leidet an veralteter Gesundheit der Atemungsorgane, verbunden mit hochgradiger Gleichgiltigkeit. Genau am Ende jeder Viertelstunde schlägt er einmal die Augen auf, wirft einen Blick geradeaus in diese glänzende Luft und auf dieses lächerlich blaue Meer, einen zweiten rechtshin nach der Spitze des Kap Martin und einen

dritten links über das kleine Fort hinaus bis an das silberbeschlagene Kap von Bordighera. Dann schließt er die Augen wieder.

Wenn er sie zum viertenmale aufschlägt, weiß er genau, daß es nun zehn Uhr schlagen wird. Und er weiß auch, daß die Zeltbank auf Terrasse links dann schon besetzt sein muß. Linker Hand erblickt er dann außer dem Fort und Bordighera auch noch folgende landschaftliche Reize: 1. ein Paar weibliche Morgenschuhe von auffallender Größe, 2. zwei Zoll Strumpfwirkerarbeit von auffallend geringem Durchmesser, 3. einige Bauschen eines weißen Morgenkleides, 4. einen halben chinesischen Fächer, 5. den kleinen Finger einer linken Hand und 6. ein Etüchen von einem steif broschierten Buche, das nach Format und Buntheit zu urteilen nur eine Lieferung der „Belgravia“ sein kann.

Das Übrige verbirgt das Zelt der Ruhebank; Mr. Pygmalion hat es niemals zu Gesicht bekommen. Aber was er gesehen, läßt ihn mit Sicherheit auf den Rest schließen, und zwar: aus 1. folgt eine Engländerin und der hellblauen Maske gemäß eine entschiedene Blondine; 2. verrät jugendliche oder quasi-jugendliche Schlantheit; 3. deutet schon durch seine Farbe auf Unschuld und Seelenreinheit; aus 4. ist eine bedeutende Kenntniß der Geographie unschwer zu entnehmen;

5. scheint sich jemandem reichen zu wollen, der dann das Ganze wollen soll; 6. endlich bezeugt das Vorhandensein jenes Durchschnittsgrades weiblicher Bildung, der selbst bei weniger fetten Personen wünschenswert ist.

Dieser ganze Komplex zusammengenommen ist Miß Aspasia Strawberry aus London. Sie leidet an auffallender Blässe, hervorgegangen aus überwuchernder Zartsinnigkeit und konstitutioneller Romanlektüre. Die ersten ärztlichen Autoritäten Londons haben sie nach Mentone geschickt. Den Kopf kühl und die Füße warm halten und dazu statt der gewohnten Romane die sänftigende „Belgravia“ lesen: das war ihr Rat gewesen. Darum saß sie nun da, den Kopf kühl unter dem Zelte, die Füße warm vor der Bank und die „Belgravia“ in der Hand.

Allein das alles wußte Mr. Pygmalion nicht. Sie zwar las seinen Namen im Fremdenbuch, als sie den ihrigen darunter schrieb, er aber konnte eben deshalb den ihrigen nicht gelesen haben. Auch sah sie ihn täglich vom Kopf bis zu den Füßen, während er sie nur von den Füßen bis zum kleinen Finger der linken Hand sah. Die Damen sehen und wissen eben immer mehr als die Herren.

Drei Wochen vergingen auf diese Art. Mr. Pygmalion nahm mit der Regelmäßigkeit des Chronometers

von Greenwich seine Sonnenbäder, Miß Aspasia aber hielt sich den Kopf kühl und die Füße warm und brauchte die „Belgravia“-Kur. Zehn Meter Entfernung trennten die beiden von einander. Es ist gar nicht möglich, daß unter solchen Verhältnissen zwei lebendige Menschen sich nicht für einander interessieren sollten. In der That zeigte der Umstand, daß diese beiden Großbritannier sich nicht im geringsten um einander zu kümmern schienen, wie groß ihr gegenseitiges Interesse war. Sein Blick streifte jede Viertelstunde einmal mit der obenerwähnten Regelmäßigkeit jene Teile, die sie nach dem Rat der Londoner Ärzte warm halten sollte, sie aber sah ihn entweder zwischen den Poren ihres grobleinenen Zeltes durch, oder zwischen den Zeilen der „Belgravia“.

Wieder vergingen drei Wochen. Er machte die Wahrnehmung, daß er, sobald sie jenseits erschien, gähnen mußte. Sie dagegen bemerkte, daß nach einer halben Stunde regelmäßig die „Belgravia“ ihrer Hand entfiel und ein sanfter Schlummer sie überflich. Jedes fühlte sich also durch die Nähe des andern auf die heilsamste Weise beeinflusst. Sie war überzeugt, er müsse ein höchst geistvoller Mann sein; er hatte den Instinkt, daß sie nur ein Engel an Güte sein könne. Sie sah in ihm ein vollendetes Exemplar groß-

britannischer Männlichkeit; er sah in ihr das Ideal großbritannischer Weiblichkeit. Aber all diese Empfindungen schlummerten noch in ihren Seelen. Noch waren sie ihnen nicht klar zu Bewußtsein gelangt. Ein dämmerichtes Morgengrauen erfüllte ihre Herzen. Und etwas regte und rührte sich in dieser Dämmerung. Er hielt dieses Etwas für das Gespenst der Langeweile, sie für das Phantom der Gleichgiltigkeit. Aber in diese gespenstlich weißen Laken hatte sich der rosige Knabe mit Köcher und Bogen ver mummt und wartete auf den Augenblick des ersten Sonnenstrahles, um hervorzuspringen und er selbst zu sein.

Da blitzte plötzlich dieser erste Strahl auf.

Mr. Pygmalion saß auf seinem Rohrgeflecht und hob eben zum viertenmale seine Augenlider. Er warf den gewohnten Blick hinaus in die krySTALLENE Luft und auf das stille, blaue Meer. Und dann den zweiten nach dem ragenden Seezeichen auf dem olivengrünen Kap Martin. Und dann den dritten nach Bordigheras schimmernder Punta, — nein, diesmal erreichte der Blick jenes palmenumnickte Gestade nicht. Er fand diesmal auf der Terrasse links nichts, woran er gewohntermaßen vorbeistreichen konnte. Keine großen Schuhe und keine schmalen Strümpfe. Nichts Weißes, noch Buntes. Nichts, gar nichts!

Mr. Pygmalions Erstaunen war maßlos. Das erstemal seit sechs Wochen vergaß er die Augen in der Sonne offen. Er fühlte sich wie durch ein Ereignis überrumpelt. Niemand auf der Zeltbank, — unmöglich! Er sah nochmals und schärfer hin; er setzte sich sogar seinen schwarzen Zwickel auf; umsonst, nichts blieb nichts.

In seiner Überraschung war er so ratlos, daß er schellte. Ein Kellner erschien und fragte nach seinem Begehre. Aber Mr. Pygmalion wußte nichts zu begehren, noch zu fragen. Kopfschüttelnd ging der Diensteifrige von dannen.

Ganz perplex schloß Mr. Pygmalion H. Blinkinsop aus London die Augen und öffnete sie bis Mittag nicht mehr. Die ganze Zeit dachte er darüber nach: ob, wie und warum? Aber mittags wußte er doch nicht, worüber er eigentlich so angestrengt nachgedacht habe. Der Mann war ganz über den Haufen geworfen. Er verstand sich selbst nicht mehr. Er saß den ganzen Nachmittag vor dem Spiegel, um zu sehen, ob er auch wirklich noch die Ehre habe, Mr. Pygmalion H. Blinkinsop aus London zu sein. Aber er konnte darüber nicht ins reine kommen, denn — wie er erst gegen Abend bemerkte — die Fensterläden waren alle zu und das Zimmer so dunkel, daß er

nicht einmal den Spiegel sah, noch viel weniger also sein Bild darin.

Das graue Gespenst hatte also sein Laken abgeworfen und der roßige Knabe stand da, den Bogen gespannt und den goldenen Pfeil auf der Sehne. Aber noch kannte ihn Mr. Pygmalion nicht. Er war ihm nie vorgestellt worden. Als der Knabe ihm schalkhaft zulächelte, dachte sich Albions Sprößling: „Wie abscheulich der Ränge grinst.“ Und als jener ihn gar mit dem Pfeil bedrohte, rief er empört nach der Polizei und nach Mr. F. Palmaro, Vizekonsul von Großbritannien zu Mentone.

Es wurde Nacht. Die schlechteste Nacht seit sechs Wochen. Nichts von der verordneten „absoluten Ruhe“ darin.

Endlich kam der Morgen. Es wurde neun Uhr. Mr. Pygmalion saß auf seinem gewohnten sonnigen Plätzchen. Die Sonne schien ihm heute viel wärmer als sonst. Drei Viertelstunden verstrichen, aber viel langsamer als je zuvor. Einmal irrte sich Mr. Pygmalion sogar und schlug die Augen um volle vier Minuten zu früh auf. Dann, als er sie zum viertenmal öffnen sollte, wahrhaftig, da fand er den Mut nicht dazu. Volle fünf Minuten nach der richtigen Zeit schlug er sie auf. Und auch dann noch war der

Blick hinaus in die Weite so lang wie nie. Und der Blick nach dem Kap Martin war noch länger. Aber plötzlich riß er sich von dem Seezeichen los, etwas wie ein Goddam wurde laut und er that entschlossen den dritten Blick nach links. Der wieder war kurz wie ein Blitz. Mit einer Art von dumpfem Gestöhn schloß Mr. Pygmalion wieder die erbitterten Augen und wandte sich ab.

Was hatte er gesehen? War die Bank wieder unbefetzt?

Ach nein; nur zu besetzt war sie. Über den Schemel hin streckten sich diesmal neben den großen wohlbekanntem Schuhen noch zwei weit größere, ihm völlig unbekanntem Lackstiefel. Daß sie englisches Fabrikat waren, ließ sich auf zehn Meter Distanz nicht erkennen. Ach, wären sie doch lieber russische, türkische oder chinesische Arbeit gewesen! So wie sie waren, zeigten sie sich den wohlbekanntem großen Schuhen nur zu verwandt. Ihre Fortsetzung bildete ein perlgraues Weinkleid von deutlichem Pariser Schnitt. Kein Zweifel; neben „ihr“ saß ein Engländer, der über Frankreich nach Mentone gekommen war. Daß die beiden einander alles eher denn fremd waren, verriet sich klar genug an der ungezwungenen Haltung der ärgerlichen Lackstiefel.

War Mr. Pygmalion gestern morgens um neun Uhr überrumpelt gewesen, so war er heute morgens um die gleiche Stunde zu Boden geschmettert. Eine unangenehme Empfindung wühlte sein Inneres auf. Er schellte. Ein Kellner erschien sofort.

„Man serviere mir auf meinem Zimmer ein reichliches Dejeuner,“ sagte er barsch.

Genes unangenehme Gefühl in seinem Innern hielt er nämlich in seiner Unerfahrenheit für Hunger.

Es war aber nichts anderes als Eifersucht.

Erst angeichts des Dejeuners erkannte er seinen Irrtum. Die erste Auster, als sie durch seinen Schlund glitt, flüsterte ihm ganz vernehmlich in das unferne Ohr: „Verschone meine Kameraden, du hast ja keinen Appetit.“ Dies leuchtete ihm ein und er versank in tiefes Brüten. Erstaunt, aber voll Ehrfurcht vor seiner Unbegreiflichkeit, stand der Kellner hinter ihm.

„Die Treulose!“ murmelte Mr. Pygmalion in seinen langen, rotblonden Vollbart hinein. „Wir waren schon so intim — und nun?“

Nach einer Weile fragte er plötzlich mit geheuchelter Nachlässigkeit:

„Sind Fremde angekommen?“

„Ja, Sir; Mr. Aeneas Strawberry aus London.“

„Der Gatte von —“

„Nein, Sir, der Vater von Miß Strawberry.“

Dieses Wort war für Mr. Pygmalion wie eine Lebensrettung. Das unangenehme Gefühl von vorhin verschwand im Nu. Er spürte keine Eifersucht mehr, man konnte also das Dejeuner wieder abtragen. Tief verwundert gehorchte der Kellner.

Vierzehn Tage rauschten wieder dahin. Mr. Pygmalion hatte sich bereits vollkommen daran gewöhnt, um zehn Uhr morgens auf dem Schemel jener Zeltbank statt zweier Füße viere zu sehen. Sie hatte ihm also die Treue nicht gebrochen, welche sie ihm niemals geschworen. Und wie zart und rücksichtsvoll gegen ihn war es von ihrer Seite, daß jene Lackstiefel nicht die Füße ihres Gatten oder gar Liebhabers deckten, sondern nur die ihres Vaters. In der That, sie mußte eine Seele voll Gemüt haben. Diese Erwägungen waren bei ihm das Resultat vierzehntägiger geistiger Arbeit mit geschlossenen Augen. Er gelangte dadurch zur Überzeugung, daß er eigentlich allen Grund habe, sie zu lieben, so weit er sie kenne, d. h. von den Fußspitzen bis zum Umschlag der „Belgravia“. Und das ist bei einer Tochter der modernen Zeit schon sehr viel.

Dieses erhöhte Interesse bekundete er dadurch, daß er noch eifriger als zuvor der „absoluten Ruhe

bei 21—25° Wärme“ pflog und statt eines Plaids zwei über seine Füße breiten ließ. Denn wenn unser Leben an Inhalt gewonnen hat, legen wir auch mehr Wert auf die Erhaltung desselben. Und um ihr sein absolutes Vertrauen zu beweisen, vermied er es fortan sorgfältig, sie mit seinem dritten Blick zu streifen, sondern sandte denselben geradenwegs ohne Aufenthalt nach Bordighera. So kam es, daß er sie nun acht Tage gar nicht mehr sah. Er empfand es nur, durch eine Art Magnetismus, daß sie auf ihrer Zeltbank saß, und das Klauschen der Blätter der „Belgravia“ sagte ihm dann, daß er sich nicht getäuscht.

Während dieser acht Tage erwog er unaufhörlich die Frage, ob er sie heiraten solle oder nicht. So sehr schien sie ihm zu seiner absoluten Ruhe bei 21—25° schon notwendig. Leider nur waren die Knöpfe seiner Westen, die er hierüber täglich zu Rate zog, so unverläßlich. Ihr Orakel lautete heute Ja, morgen Nein. Um aus diesem Dilemma zu kommen, beschloß also Mr. Pygmalion, nicht mehr jeden Tag die Weste zu wechseln. Zweites Dilemma: welche Weste sollte er nun in Permanenz erklären, die Ja- oder die Nein-Weste?

Alle diese Spekulationen hätte er sich freilich ersparen können, denn der plötzliche Anblick eines vorstigen

Rüffelthierchens, das unten am Strande soeben einen Maisstrunk beknabberte, brachte ihn auf ein anderes, weit furchtbareres Bedenken. Gesezt schon, sie wäre seine Frau — wie würde sie ihn im häuslichen Leben nennen? Nach englischer Sitte mit einer Abkürzung; mit der ersten Silbe seines Taufnamens. „Pyg“ also, oder was gleich lautet: „pig“. Entsetzlich. Pig heißt ja eben jenes Borstentier mit dem Maisstrunk. War es für einen anständigen Gatten möglich, sich von seiner Frau vor allen Leuten „dear pig“ nennen zu lassen? Nimmermehr! Er sah ein, daß er Miß Strawberry nicht heiraten könne. Daß er überhaupt durch seinen Taufnamen verdammt sei, ewig unbeweibt zu bleiben. O, daß seine unnatürlichen Eltern, Gott habe sie selig, daran nicht gedacht hatten!

Dear Pig! Das ging ihm nicht mehr aus dem Kopfe. Es klang ihm nun sogleich in den Ohren, wie sie auf ihrer Terrasse erschien. Dagegen empörte sich in ihm der Mensch, der Gentleman, der Engländer, der Gatte und der Familienvater; letztere beide wohl nur eventualiter. . . Kein Wunder, daß er sich schwer beleidigt fühlte. Dstmals war er nahe daran, ihr hinüberzurufen: „Schweigen Sie, Miß, ich lasse mich nicht mehr beleidigen!“ Aber noch zu rechter Zeit hielt er jedesmal an sich.

Um ihren fortgesetzten Beleidigungen aus dem Wege zu gehen, beschloß er endlich auszuwandern. Er verlangte eine Terrasse auf der entgegengesetzten Seite des Hotels. Er bekam sie; wie er sie aber das erste-mal bezog, gewahrte er, daß sie nach Norden lag und keine 21—25° Sonne hatte. Das hätte er freilich auch voraus wissen können. Sofort begab er sich auf seinen früheren Posten zurück.

„Nun denn, adieu, liebe Aspasia,“ waren die Worte, die zu ihm herüberdrangen, als er sich auf seinem Langstuhl niederließ. Es war der Vater, der so zu seiner Tochter sprach, lauter als sonst, da sie bisher allein gewesen. „Ich gehe meine Kur beginnen.“

Als Mr. Pygmalion den Namen Aspasia hörte, dachte er an alles eher als an die Freundin des Perikles. Mit diesem Namen eröffneten sich ihm plötzlich neue Horizonte, erfüllt mit Sonnenschein und Wonne. Welch unerwartetes Glück, daß sie Aspasia hieß. Dieser Name machte den seinigen wett. Sie durfte ihn nicht mehr dear Pig nennen, denn er hatte die Repressalie in der Hand, auch ihr nur die erste Silbe ihres Namens zuzugestehen — und wahrhaftig, seine erste Silbe war ihm vielleicht noch lieber als die ihrige.

Mr. Pygmalion wäre dies vermutlich gar nicht eingefallen, wenn nicht eben jetzt vom Thore eines

unfernen Gasthofes her mehrmals zwei langgezogene Bofale ertönt wären, welche nur ein bekanntes graues Tier auszustoßen pflegt. Durch eine wunderbar gerechte Fügung heißt dieses Tier in England gerade so, wie jene erste Silbe lautet . . . Welche furchtbare Gegenwaffe in seiner Hand! Er hatte mit dieser Neuigkeit das große Los gewonnen. Er entwand sich seinen Plajds und seiner absoluten Ruhe. Er stieß den Sessel von sich, zog den Hut tief in die Augen und schritt voll leidenschaftlicher Ruhe von dannen. Er verließ das Hotel und folgte den Spuren, welche Mr. Strawberry in dem Staube des Macadam zurückgelassen. Auf der Promenade du Midi sah er alsbald die ihm einst so verdächtigen Lackstiefel mit einer Geschwindigkeit von zehn englischen Meilen die Stunde dahinjagen. Rasch entschlossen vertrat er ihnen den Weg.

„Mein Herr, ich habe in einer wichtigen Angeleg—“

„Dann müssen Sie meine Promenade teilen,“ unterbrach ihn Mr. Strawberry; „ich muß vor dem Frühstück anderthalb Stunden in diesem Tempo an der Sonne zurücklegen. Das ist meine Kur. Move on, Sir!“

Welch tragischer Konflikt zwischen zwei entgegengesetzten Kuren! Die „absolute Ruhe“ mußte sich

bequemen, im Tempo einer betrunkenen Diligence auf der Promenade du Midi auf und nieder zu galoppieren und dabei Mr. Strawberry die zartesten Wünsche auseinanderzusetzen. Dieser ganz kurwidrige Erzeß that ihm in der Seele wie in den Beinen weh, aber von hohem Söller herab sah ja Aspasia seiner Aufopferung zu. Er nahm also seine Lungen möglichst voll und gab seinen Beinen die Sporen.

Die Strecke vom Grand Hotel bis zur Brücke des Carrei reichte gerade aus, um die Werbung anzubringen. Die Strecke von der Brücke zurück bis zum Hotel du Midi genügte eben knapp zur Annahme derselben.

„Also seit zehn Wochen schon verkehren Sie täglich mit meiner Tochter?“ fragte Mr. Strawberry, indem er Kehrt machte und einen schärferen Galopp anschlug.

„So ist es. Gesehen zwar und gesprochen haben wir uns noch nicht, aber das ist ja Nebensache; die Hauptsache ist, daß wir einander gefallen. Ich bin zwar ein armer Teufel und habe nur 1200 Pfund jährlich —“

„Das trifft sich gut, denn meine Tochter hat keinen Heller Vermögen und dürfte auch schwerlich mehr als eine Million erben —“

Man befand sich auf der Höhe des Hotel du Louvre.

„Ich sehe nicht auf das Geld —“

Das Hotel Splendide war passiert.

„Sie gefallen mir und —“

Man schoß eben in die östliche Bucht hinüber.

„Aber wie heißen Sie eigentlich?“

Ehe noch die Antwort erfolgen konnte, war man wieder in der westlichen Bucht und zu Hause.

Für die absolute Ruhe bei 21—25° C. war diese Werbung eine harte Arbeit gewesen. Aber sie war gethan und mit freudigem Siegesbewußtsein konnte Mr. Pygmalion jetzt — auf seine Chaiselongue zurückkehren. Ein Glück, daß Mr. Aeneas Strawberry diese Absicht noch zur rechten Zeit bemerkte und seiner absoluten Ruhe eine andere Richtung gab.

Auf dem Schemel der Zeltbank, Terrasse links, waren alsbald drei Paar diverser Fußbekleidungen neben einander zu erblicken. Alle drei augenscheinlich in sehr zufriedener Stimmung.

Miß Aspasia gestand Mr. Pygmalion in der kurzen Pause, während sie von Seite 110 der „Belgravìa“ auf Seite 111 blätterte, es sei ein ganz guter Einfall von ihm gewesen, sie zur Frau zu verlangen, denn auch sie habe sich vom ersten Moment an, da sie seinen Namen im Fremdenbuch gelesen, für ihn interessiert.

„Ich hätte nämlich gar zu gern gewußt, was das H. in Ihrem Namen bedeute.“

„Howard,“ entgegnete Mr. Pygmalion Howard Blinkinsop aus London sehr geschmeichelt und schloß Miß Aspasia Strawberry aus London zärtlich in seine Arme. Mr. Aeneas Strawberry aus London aber schmunzelte vergnügt und trabte wie ein neuerfundenes perpetuum mobile, das sich eben vor der technischen Prüfungskommission befindet, auf der Terrasse hin und wieder.

Drei Engländer, denen Mentone gut ange= schlagen hat.



# Das verhängnisvolle Ligament.

(1874.)





**N**aum hatte Charlotte das Zimmer ihres Vormundes verlassen und die Thür hinter sich geschlossen, so brach der Zwang, den sie sich bisher mit übermenschlicher Gewalt angethan. Ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte ihre Brust, und in Thränen aufgelöst, floh sie auf ihr trautes, herziges Stübchen, warf sich auf das spitzenumdämmerte Bett und vergrub ihre ganze Verzweiflung und Untröstlichkeit in die stillen, verschwiegenen Kissen.

Sie war zu Ostern achtzehn Jahre alt geworden und hatte langes blondes Haar wie ein Gretchen, Augen wie Veilchen, Lippen wie Korallen, Zähne wie Perlen und Wangen wie zwei frische Pfirsiche, — ein ganzes Stillleben hätte statt eines Porträts der Maler liefern müssen, der ihr Bildniß malen sollte.

Es ist wahr, auch ihr Onkel und Vormund war

kein übler Herr. Seine schwarze Perrücke war stets tadellos frisiert, sein Gebiß aus vollendeter Künstlerhand hatte ehemals ein Nilpferd des Sudan im Maule getragen, seine Brille war in Gold gefaßt und sein Embonpoint durch die Kunst des Schneiders scheinbar auf höchstens drei Ellen Umfang zurückgeführt. Dabei war er durch und durch Ehrenmann und hatte ihr beträchtliches Vermögen nicht nur verwaltet, sondern sogar vermehrt, so daß sie unstreitig zu den besten Partien der Stadt gehörte. Und dann war er gesund und kräftig wie ein Jüngling, machte, wenn ihn nicht gerade das Zipperlein in Anspruch nahm, Märsche von ganzen Viertelstunden, ohne besonders zu ermüden, ja er hatte in den letzten drei Jahren schon zweimal die Absicht geäußert, auszureiten, allerdings ohne sie auszuführen. Das Einzige, was einen namhaften Abstand zwischen Herrn von Eisleben und seiner kleinen Nichte zur Folge hatte, waren die einundvierzig Jahre, welche zwischen seinem ersten Geburtstage und dem ihren lagen. Aber was sind einundvierzig Jahre im Leben der Menschheit? sagte er und hatte just heute morgen seinem geliebten Nichten frischweg eröffnet, daß er sie um Pfingsten mit Gottes Hilfe zu heiraten gedenke und ihr durch diesen Beweis seiner väterlichen Zuneigung eine große Freude zu bereiten hoffe.

Daher also die Verzweiflung des achtzehnjährigen Herzens, daher die Thränen der Weisenaugen. Wir begreifen Ihren Schmerz, Fräulein Charlotte, und würdigen Ihr Widerstreben gegen einen solchen Ehebund; doch müssen wir Sie zugleich an den Gehorsam erinnern, den Sie dem treuen Wächter Ihrer zarten Jugend, dem weisen Berater Ihrer kindlichen Unersahrenheit, dem liebevollen Oheim und gewissenhaften Vormund schuldig sind und der Sie zwar nicht zwingen muß denselben zu heiraten, wohl aber Sie bewegen sollte den Arzt holen zu lassen, um den zu schicken Sie Herr von Gisleben gebeten wegen eines unangenehmen Halswehs, das sich gestern abend eingestellt und heute früh etwas verschlimmert hat.

Unsere Mahnung scheint von Erfolg zu sein, denn Charlotte erhebt sich und zieht die Klingel. Man solle sofort den Herrn Doktor Pfeil holen, sagt sie der eintretenden Zofe und versinkt wieder in die weißen Kissen. Sie werden sogleich sehen, Fräulein Charlotte, was der Mangel an Genauigkeit, mit dem Sie Ihren Auftrag gegeben, für Folgen haben wird. Warum sagten Sie der Zofe nicht, man solle den Arzt zu Ihrem Herrn Onkel führen? Wir möchten wetten, die Zofe glaubt nun, Sie selbst bedürften ärztlicher Hilfe und — — richtig, da tritt der Herr Doktor auch schon in Ihr Allerheiligstes.

Doktor Pfeil war ein hoch und schlank gewachsener, bildhübscher junger Mann von dreißig Jahren, mit einem verwegenen dunklen Schnurrbärtchen und einer bedeutenden Praxis geschmückt. Leider knarrte die Thür ein wenig, als er eintrat, darum fuhr Charlotte erschreckt von ihren Rissen empor. Ihr Schrecken wich jedoch, als sie nicht ihren Vormund, sondern dessen Leibarzt vor sich sah. Daß der Herr Doktor seinerseits sie ohne weiteres in seine Arme schloß, kann uns nicht wundern, wohl aber sind wir einigermaßen erstaunt, daß auch sie mit einer Art Leidenschaft die Arme um seinen Hals schlang und ihn zweimal, wenn nicht gar dreimal, in einer Weise küßte, wie selbst ihr Vormund das von ihr noch nicht erfahren hatte. Wohl ist es wahr, daß Doktor Pfeil schon seit fünf Jahren im Hause behandelte und im Verlauf dieses Zeitraumes Fräulein Charlotte bereits einmal von Kopfschmerz, dreimal von Schnupfen und einmal von nassen Füßen geheilt hatte, diese schweren Krankheiten also zwischen beiden notwendig einen gewissen Grad von Vertraulichkeit erzeugen mußten, aber ein solcher Empfang wird doch in der Regel nur einem Doktor für Herzkrankheiten zuteil. Nun, vielleicht war Doktor Pfeil darin gerade Spezialist.

„Um Aeskulaps willen, was ist Dir denn, Kind?“

rief der Doktor besorgt, indem er die Kleine neben sich auf eine Causeuse niederzog. „Deine Augen sind rot, als hättest Du eine Konjunktivitis, die Augenlider ödematös geschwellt, die Auskultation . . . laß mal sehen . . . ergibt den ersten Herzton bedeutend accentuiert, die Hände sind heiß, Puls — er küßte sie auf die arteria radialis — wenigstens 199 in der Sekunde . . . Du bist krank, Lottchen!“

„Ich nicht, nur Onkel hat Halsweh und hat Dich deshalb holen lassen, damit Du ihn kurierst noch vor . . . vor . . . seiner Hochzeit.“

Sie brachte das Wort nur schluchzend heraus.

„Boßtaufend, Herr von Eisleben will mit seinen podagrischen Beinen noch den großen Sprung wagen? Der Mann muß Decoctum cicutae virosae getrunken haben! Schierlingsaufguß! Wie ist ihm denn das eingefallen? Wann ist die Hochzeit? Und vor allem: wer ist die Glückliche?“

„Ich!“ rief Charlotte und verbarg ihr thränenfeuchtes Antlitz an des Doktors blühweißer Weste.

„Du?“ sagte der Arzt, verblüfft. „Das ist unmöglich! Ganz unmöglich! Der Mann gehört in den Narrenturm! Er ist ja fünfmal so alt wie Du. Er ist der Winter, Du bist der Frühling. Er ist der Gefrierpunkt, Du bist der Siedepunkt am Thermometer

des Lebens; wie könnt Ihr beide je zusammenfallen? Lächerlich! Beim gestreiften Zebaoth, höchst lächerlich! . . . Nun, wir werden das zu hintertreiben suchen. Es darf nichts daraus werden. Mein bist Du und mein sollst Du bleiben! Der Kuß, in dem ich Dir nach Deinem letzten Schnupfen ewige Liebe geschworen, ist wie ein gerichtliches Siegel; wer darf es wagen, das zu verletzen?“

Und damit das Siegel besser halte, verstärkte er es geschwind durch ein halb Duzend neuerer, Fräulein Charlotte aber leistete der Brachialgewalt nicht nur keinen Widerstand, sondern hielt noch das Licht für den Siegellack.

Diese Versicherungen des Hausarztes beruhigten glücklich die Aufregung des Mädchens und der Doktor begab sich nun zu Herrn von Gisleben, um nach dessen Übel zu sehen.

„Ich werde ihm womöglich eine subkutane Injektion von zehn Gran Strychnin machen, oder ihm die verläßlichsten Morphiumpreparate in Dosen von 1—2 Unzen verschreiben,“ hatte er zu Charlotten scherzweise gesagt, aber ein ganz anderer Plan war es, der in seinem Gehirn keimte.

„Nun, Herr von Gisleben“, sagte er beim Patienten eintretend, „wieder einmal zur Abwechslung

ein wenig unwohl? Eine der gewohnten Kleinigkeiten, ohne Zweifel? Wo fehlt's denn?"

„Ich scheine mir den Hals erkältet zu haben,“ entgegnete der alte Herr, „ich fühle da innen etwas.“

Es folgten die üblichen Fragen über Drehen und Wenden des Kopfes, Schlingbeschwerden, Trockenheit der Kehle, die Zunge wurde gebührendermaßen geprüft, in die Tiefen des Schlundes mit Hilfe eines Löffelstieles ein vernichtender Blick geworfen, so daß es ein Wunder war, wie der Kehldeckel ganz bleiben konnte, u. s. f. Als das alles geschehen, schüttelte Dr. Pfeil ein wenig den Kopf, machte „Hm“ und sagte dann:

„Merkwürdig. Ich muß das einige Stunden beobachten. Ich werde in zwei Stunden wiederkommen. Sie brauchen sich nicht zu beunruhigen, Herr von Eisleben, nur empfehle ich Ihnen aufs dringendste, den Kopf ja nicht vornüber zu neigen, denn das könnte allerdings von schlimmen Folgen sein.“

Schon bei dem „Merkwürdig“ des Doktors war Patient kreidebleich geworden; bei der Warnung wäre er fast vom Sessel gefallen. Aber der Doktor verbot ihm das Sprechen, fügte noch einige beruhigende Redensarten bei und empfahl sich. Nach zwei Stunden kehrte er pünktlich wieder, untersuchte den leidenden Hals abermals sehr genau, fragte dies und das und sagte endlich:

„Sehr merkwürdig. Ich muß das noch genauer beobachten. Ich komme heut nochmals herüber . . . Aber daß Sie den Kopf ja nicht senken!“

Offenbar war der Zustand viel bedenklicher geworden, dachte Herr von Eisleben, denn was vor zwei Stunden nur „merkwürdig“ gewesen war und Beobachtung erheischt hatte, war seitdem „sehr merkwürdig“ geworden und erforderte genaue Beobachtung. Die Kranken sind ja so scharfe Wahrnehmer und spitzfindige Folgerer.

Gegen Abend kam der Doktor wieder. Der Kranke hatte sich mittlerweile den Kopf mit einem Handtuche fest an die Stuhllehne binden lassen, denn das Geradhalten desselben durch Muskelkraft ermüdete ihn zu sehr. Mit angstvollen Blicken befragte er den Arzt und hing an dessen Lippen, als ob für ihn Tod und Leben von denselben träufle. Die dritte Untersuchung schien endlich für den Arzt den Fall spruchreif gemacht zu haben. Er zog sich einen Sessel vor den Patienten hin, sagte „Hmhm“ (nach der ersten Untersuchung hatte er nur einmal „Hm“ gesagt), sah dann dem Patienten fest in die Augen und hub folgendermaßen an:

„Herr von Eisleben.“

Die Feierlichkeit dieser Anrede verfehlte natürlich ihre Wirkung nicht.

„Ich kann Ihnen nicht verhehlen und als Mann von Intelligenz und Bildung werden Sie es auch zu schätzen wissen, wenn ich Ihnen offen mitteile, daß Ihr Halsleiden kein gefahrloses ist. Ich könnte es sogar einen seltenen Fall nennen, der in der ärztlichen Welt einiges Aufsehen machen wird.“

Patient stieß ein dumpfes Stöhnen aus.

„Lassen Sie den Mut nicht sinken, Herr von Giselben, Sie werden sogleich einsehen, daß die Gefahr trotzdem nur eine verhältnismäßige ist und behoben werden kann. Ich will Ihnen Ihr Leiden genau erklären. Sie wissen ohne Zweifel, daß der menschliche Schädel auf der Wirbelsäule dergestalt aufsitzt, daß der Wirbelkanal durch das Hinterhauptloch in die Schädelhöhle mündet . . . Um Gottes willen, nicken Sie nicht Ja, denn das könnte verhängnisvoll werden.“

Patient, der eben nicken wollen, machte schleunigst den Hals wieder steif, worauf der Arzt fortfuhr:

„Der Schädel ist mit der Wirbelsäule durch starke Bänder unverrückbar fest verbunden, damit das verlängerte Mark und Rückenmark nicht verletzt werden können . . . Nur nicht nicken! . . . Und zwar liegt gleich unter dem Hinterhauptloch der erste Wirbel, Atlas genannt. Unter diesem folgt der zweite Wirbel mit Namen Epistropheus. Dieser besitzt vorn an seinem

oberen Rande einen kurzen Zapfen, den sogenannten Zahnfortsatz, welcher in die Höhle des Atlas hinaufragt, um die Verbindung inniger zu machen. Der Atlas bietet also dem Marke und dem Zahnfortsatz des Epistropheus bequemen Durchgang. Diese Nachbarschaft ist nun aber eine sehr gefährliche, denn der leiseste Druck des Zahnfortsatzes auf das Mark — und der Mensch ist tot. Darum hat die Natur zwischen beiden Nachbarn eine feste Schranke gespannt, nämlich das ligamentum transversum atlantis, d. h. das Querband des Atlas. Dieses Ligament hält den Zahnfortsatz in seiner Lage fest und macht ihn schlechterdings unbeweglich, so daß er das Mark nicht bedrohen kann. Träte nun aber der Fall ein, daß jenes schützende Querband nekrotisch würde und abstürbe, so würde der Zahnfortsatz, sobald der Kopf sich nach vorne neigt, notwendig in das Mark fahren und es zermalmen, denn da gerade von jener Stelle aus die Atemungsorgane innerviert werden, müßte das Atmen augenblicklich aufhören und der Tod eintreten.“

Patient ließ eine Art unterdrücktes Gewinsel hören, wischte sich den kalten Schweiß von der Stirne und stieß keuchend die Worte hervor:

„Also mein Querband . . .?“

„Ich habe Grund zur Vermutung, daß es sich in

solchem Zustande befindet, oder wenigstens ein solcher Zustand sich darin vorbereitet. Möglich, daß das Ligament noch stark genug ist, um Ihnen ein Senken des Kopfes zu gestatten, aber Sie würden wohl nicht gern diesen Versuch machen, auf die Gefahr hin, daß es sich doch schon zu schwach erweise.“

Der Gefolterte rang die Hände und seufzte aus den Tiefen seiner Leber: „Ach Gott, was wird da aus meiner Heirat! Arme Charlotte!“

„Wie? Sie dachten ans Heiraten? Nicht möglich!“

„Mein Gott, ja; ich wollte das gute Kind glücklich machen. Aber so? Wie kann einer heiraten, der den Kopf nicht senken darf?“

„Heirat wäre Selbstmord, das kann keinem Zweifel unterliegen. Sie beschäftigen sich wohl schon längere Zeit mit diesem Projekte, das Sie notwendig in nervöser Aufregung halten muß? Ich begreife dann alles . . . Doch sehen wir, was sich gegen Ihr Leiden thun läßt.“

„Ach, kann denn da noch Rettung möglich sein?“

„Ich verbürge sie Ihnen, Herr von Eisleben. Gerade dieser höchst seltenen Art von Erkrankungen habe ich lange Zeit meine Aufmerksamkeit gewidmet. Sie sollen, Sie müssen gesund werden.“

„Aber wie lange werde ich die Kraft haben, den

Kopf so aufrecht zu halten? Schon jetzt bin ich es kaum mehr im Stande. Eines Tags werde ich unwillkürlich den Kopf senken und tot sein. Sie müssen mir den Kopf fixieren, Herr Doktor . . .“

„Vor allem werden wir Sie zu Bett bringen . . .“

„Legen Sie mir einen Verband an, einen Gipsverband um den Hals, damit er sich in keinem Fall bewegen kann!“

„Das würde die Atmung behindern. Es wird hinreichen, ein kleines Kissen unter das Genick zu schieben, damit der Kopf zurückgeworfen bleibt.“

„Aber wie lange kann dieser fürchterliche Zustand dauern? Und ist er überhaupt zu beheben?“

„In drei Monaten können Sie vollkommen hergestellt sein, aber die eigentliche Halsgefahr wird nur 8 bis 14 Tage dauern. Das hängt ganz von Ihrem Benehmen ab. Ruhiges Gemüt, Sanftmut, nur keine Opposition! Zur Opposition braucht man vor allem Halsstarrigkeit und die fehlt Ihnen jetzt . . . Ans Heiraten freilich dürfen Sie nicht denken; auch nach Ihrer Genesung nicht, denn ein Rückschlag ist schnell geschehen.“

„Arme Charlotte!“

Der alte Herr wurde zu Bett gebracht und zu unbeweglichem Stillliegen verurteilt. Charlotte und

Doktor Pfeil theilten sich mit der größten Aufopferung in seine Pflege. Der Doktor vernachlässigte seine halbe Praxis, um nur den „seltenen Fall“ des Herrn von Eisleben besser überwachen zu können. Er gab ihm jede Arznei selbst ein, ersann einen ganz neuen Fixierungsverband für den Kopf des Kranken und untersuchte den Zustand täglich dreimal mit allen Hilfsmitteln, vom Thermometer angefangen bis zum Augenspiegel. Nie war ein wirklicher Kranker so gepflegt worden.

„Arme Charlotte!“ seufzte der Patient oftmals, wenn sie ihm so jeden Wunsch von den Augen abzusehen trachtete, oder ihm gar das kleine Kissen unter dem Nacken richtete, von dem vermeintlich sein Leben abhing.

Die Behandlung hatte den günstigsten Erfolg, der Verlauf der Krankheit war nach des Doktors Versicherung ein sehr beruhigender. Nur wenn Patient besonders oft „Arme Charlotte“ geseufzt hatte, fand der Arzt regelmäßig eine Verschlimmerung. Die Sorge um Charlottens Zukunft war dem Kranken offenbar schädlich, denn der Gemütszustand, sagte Doktor Pfeil, habe auf solche Krankheiten einen unberechenbaren Einfluß. Der Kranke bestrebte sich nun, gar nicht mehr an Charlotte zu denken, das ließ sich aber nicht ausführen, denn sie war ja stets in seiner Nähe. Und

in Folge dessen verschlimmerte sich der Zustand wieder, wenigstens fand es der Arzt so.

„Es wird nichts übrig bleiben, als Fräulein Charlotte zu entfernen,“ sagte endlich der Arzt.

„Nur das nicht, nur das Eine nicht, lieber Doktor,“ bat der Leidende, „wenn ich das liebe Gesicht nicht mehr sehe, senke ich gewiß den Kopf, vor Betrübnis. Und wenn sie da ist, muß ich doch immer wieder an sie denken, und an ihre Heirat, und an ihr Lebensglück . . .“

„Alle Wetter, so sehen Sie zu, daß irgend ein Definitivum getroffen wird, welches Sie dieser ferneren Sorge überhebt. Könnte man Fräulein Charlotte nicht in der Eile verheiraten . . . oder wenigstens verloben? Es wäre dies ein mächtiges Beruhigungsmittel für Ihre hyperästhesierten Nerven.“

„Hyper . . .?“

„Ästhesirten . . . Denn die „arme Charlotte“ wird ja schon eine fixe Idee in ihrem Kopf und . . . und . . . ich weiß wahrhaftig nicht . . .“ Er schüttelte sehr, sehr unzufrieden und mißbilligend den Kopf.

„Aber ich kann sie doch nicht aus dem Stegreif so vom Fleck weg verheiraten! Wo nehme ich denn einen Bräutigam à la minute her? Sie als Arzt haben leicht reden, denn Sie verschreiben die Arznei, nehmen Sie aber nicht selbst ein. Oder kann ich etwa

Sie ersuchen, Charlotte zu ehlichen, damit mein Gemütszustand das verdammte Ligament nicht beunruhige?"

„Warum nicht?“ sagte der gute Doktor sehr ruhig. „Versuchen Sie es immerhin. Oder denken Sie nach, ob es sonst jemand giebt, mit dem sich das machen ließe. Was mich selbst anbelangt, ich weiß nicht, . . . der Fall mit Ihrem Ligament ist mir so ans Herz gewachsen, . . . man gewinnt ein so lebhaftes wissenschaftliches Interesse an dergleichen, daß ich vieles im Stande wäre, um einen günstigen Erfolg meiner Behandlung zu erzielen . . .“

„Doktor, Sie sind ein edler, prächtiger junger Mann!“ rief der Kranke, indem er mit Wärme die Hand des Arztes ergriff. „Sie sind nicht nur der Arzt, sondern auch der Freund des Kranken, . . . soll ich sagen: sein Neffe?“

„Wie fühlen Sie sich jetzt, nachdem Ihr Gemüt in diesem Sinne erschüttert worden?“

„Auffallend gut . . . Ich glaube, ich könnte so gleich nicken.“

„Dann nennen Sie mich immerhin Ihren Neffen . . . Aber nein! wir wissen ja nicht, was Fräulein Charlotte dazu sagen wird.“

Eben trat das Mädchen mit einem dampfenden, aromatischen Tränklein ins Gemach.

„Theures Kind,“ redete sie ihr Oheim an, „Du weißt, welche Absichten ich noch vor kurzem hegte, um Dich glücklich zu machen. Es kann nicht sein. Meine Krankheit verhindert mich zu meinem größten Bedauern, diesen schönen Plan zu verwirklichen. Meine Krankheit erfordert dagegen, daß Du Herrn Doktor Pfeil heiratest, in dem ich den edelsten Mann der Welt kennen gelernt habe. Die Liebe zu Deinem guten alten Oheim und der kindliche Gehorsam, den Du ihm als Deinem Vormund schuldig bist, wird Dir hoffentlich diesen schweren Schritt erleichtern. Findest Du dadurch auch nicht das Glück, das Du geträumt, so bin ich doch gewiß, daß Doktor Pfeil ebenso im Stande ist, Dich glücklich, wie mich gesund zu machen.“

Wir erlauben uns, Fräulein Charlotte, Ihnen unsere Bewunderung auszudrücken für die ruhige Fassung und Resignation, mit der Sie dem Doktor Ihre Hand reichten und Ihrem Pflegevater für sein Vertrauen auf Ihre kindliche Liebe dankten. Sie sind wahrhaftig eine kleine Doktorin der Selbstbeherrschungskunst. Nochmals, wir bewundern Sie aufrichtig und ergreifen zugleich diese Gelegenheit, Ihnen unsere besten Wünsche darzubringen.

Das edelmütige Opfer des Doktors und Charlottens war von vorzüglicher Wirkung auf den Zu-

stand des Kranken. Jeden Tag fand der Doktor einen Fortschritt zu verzeichnen. Acht Tage später entfernte er den Kopfverband und gestattete Bewegung im Zimmer. Zehn Tage später vergaß Patient sich soweit, daß er dem eintretenden Arzte ein freundliches Willkommen zunicke.

„Um's Himmelswillen, Sie haben ja da genickt!“ rief dieser.

„Ich bin ein toter Mann!“ rief Herr von Eisleben und warf sich erschrocken in den Lehnstuhl, wo er regungslos liegen blieb.

Aber er war nicht tot, sondern gesund. Der Arzt erklärte sein Ligament für kuriert und gestattete ihm, hinfort ganz nach Belieben Ja zu nicken. Nur denken dürfe er nicht an die überstandene Krankheit, sich nicht mit ihr beschäftigen, sie nicht erwähnen, kurz: sie zu vergessen suchen. Und auch dem Hinterkopfe, wo die sogenannte Sinnlichkeit ihren Sitz hat, müsse er Ruhe gönnen und nicht mehr an Heirat und dergleichen denken, denn der Hinterkopf ist nahe zu jenem verhängnisvollen Ligament . . . und es ist eine fürchterliche Sache zu leben in dem Bewußtsein, daß man kein ligamentum transversum atlantis hat.





Tausendkuno.

(1877.)





**D**ie Künstlerkneipe, die wir regelmäßig besuchten, war ein rechtes Loch. Darum pflegten wir nur zu sagen: „Abends wird ins Loch gegangen.“ Und weil alle anderen Kneipen ihre hochtönenden Prädikate hatten, mit einem „zum“ statt des menschlichen „von“, so gaben wir unserer Höhle später den imposanten Titel: „zum Loch“ und so lautete später ihr voller Titel: „Das Loch zum Loch.“ So viel als Vorbemerkung.

Im Loch „zum Loch“ also wimmelte es von Künstlern aller Art. Wir hatten berühmte Pinsel unter uns und namenlose Meißel, denen man aber die große Zukunft von der Krawatte ab sah. Zarte Grabstichel stichelten auf feste Crayons los und virtuose Bogen tanzten auf dem Rücken der ausgeglichsten Stimmen.

Der größte Künstler unter allen konnte aber weder malen, noch zeichnen, noch bildhauen, noch äßen, noch geigen, noch singen, noch überhaupt irgend eine ästhetisch qualifizierbare Kunst ausüben, und war dennoch vom ganzen Loch als unerreichter Tausendkünstler anerkannt.

Er hieß Kuno und weil er gar so vielseitig war, bei uns Tausendkuno.

Er war sehr unterhaltend und wurde um so unterhaltender, je tiefer man in den Winter hineinkam, denn seine schwarzen Künste vermehrten sich in jeder Loch-Saison um etliche Nummern. So durfte also der Astronom des Loches — so benannt, weil er immer von Kometenwein schwärmte — wohl behaupten: je länger die Abende werden, desto kürzer werden sie.

Leider stehen die paar Bogen Belin, deren es bedürfte, um Tausendkunos Tausendkünste zu verzeichnen, hier nicht zur Verfügung. Darum sei nur eine kleine Auswahl derselben gestattet. Er war ein Meister im Frappieren, Entforken, Einschenken und Austrinken von nicht vorhandenem Champagner jeder Marke; sah man nicht hin, so wurde man durch die Geräusche, die er mit dem Munde hervorbrachte, so vollkommen getäuscht, daß man schwor, es werde in nächster Nähe soeben von durstigen Kehlen das herrliche französische Epos:

„Die Champagnade“ vorgetragen. Nicht minder täuschend spielte er den zischenden Strahl des Sodawassers-Siphons, oder ließ einen unsichtbaren Topf mit imaginärem Wasser vollrinnen, so daß man denselben von Sekunde zu Sekunde sich immer mehr füllen hörte. Ganz köstlich war es, wenn er bei trübem Wetter, um einen Nichteingeweihten am Verlassen der Gesellschaft zu hindern, heftigen Regen und das prasselnde Geriesel einer wassersüchtigen Dachrinne, infolge des Verschlusses von Thüren und Fenstern erst gedämpft und dann, wenn die Thüre zufällig aufging, mit plötzlich zunehmender Heftigkeit darstellte. Zimperliche Nasen brachte er zur Verzweiflung, indem er hinterrücks die entsetzlichen Töne hervorbrachte, mit denen eine an gänzlichem Ölschwund sich elendiglich zu Tode flackernde Thranlampe unter dem leisen Röcheln der Haarröhrchen im giftig umher spuckenden Dachte langsam erlischt, so daß der Hörer jeden Augenblick auf das nur wenig beliebte Aroma ihres letzten Seufzers gefaßt sein muß. So mancher schon sprang nach fünf Minuten wütend auf, um das unausstehliche „Dampenvieh“ lieber gleich auf einmal auszulöschen, und konnte es dann zu seinem Erstaunen nirgends finden. Wer dies that, kannte natürlich die Teufelskünste Runos noch nicht, aber gerade auf solche Naive war es ja mit dem Spaß vor

allem abgesehen. Einmal gab es eine heftige Scene mit dem Kochwirt, der einem um elf Uhr nachts eingetretenen hungrigen Gaste rund heraus erklärt hatte, es gebe heute nichts Warmes mehr, denn das Feuer im Herde sei längst aus. Zu gleicher Zeit aber vernahm der Hungrige ganz deutlich von der Küche her ein Geräusch, das der knurrende Magen gar gerne hört, nämlich die überirdische Musik einer singenden Bratwurst, die da nämlich, im heißen Fette bratend, jene liebliche Brodel- und Knister-Melodie zu tönen beginnt, welche man zu den schönsten „Liedern ohne Worte“ rechnen muß. Grimmig sprang der Hungrige auf den lügnerischen Wirt los, der für die einen kochen und braten lasse und für die anderen kein Herdfeuer mehr habe; mit Mühe nur konnte man den Streit beilegen. Und ein andermal wieder, da wollte ein fremder Gast gar zu gern wissen, wie viel es an der Zeit sei, hatte aber keine Taschenuhr und — auf Runos heimlichen Wink — wollte auch am Nachbartische niemand eine bei sich haben. Plötzlich nun scheint aus dem Nebenzimmer durch die dünne Kiegelwand jenes spezifische, dumpfe Getöse, aus Knurren und Schnurren gemischt, hereinzudringen, mit dem das rostige Geräder im Bauche einer hochbetagten Schwarzwälder-Uhr sich in Bewegung setzt, um nach längerem Vorgeknurr endlich mit

heiserem Bum die Stunde zu schlagen. Unser Gast spitzt natürlich in heller Freude sogleich das Ohr und horcht. Die vermeintliche Schwarzwälderin aber knurrt und schnurrt immer lauter und dringender . . . jetzt, jetzt muß der erste Schlag losgehen . . . schon knackt sie einmal leise, worauf ja erfahrungsgemäß der Schlag folgen muß, da aber wird sie plötzlich ganz still und vom Schlagen ist keine Rede mehr. „Dummes Ungetüm!“ brummt der Gast ärgerlich und versinkt wieder in sein Bier. Da, nach drei Minuten, geht das tiefe Schnurren jenseits der Riegelwand neuerdings an. Wiederum spitzt der Gast voll chronologischer Sehnsucht das Ohr, und wiederum geht die Uhr nicht los, sondern verzichtet mit einem kleinen Knacks aufs Wort. „Was ist denn das für eine verrückte Uhr da drüben?“ fragt der Gast entrüstet. „O, sie geht ganz richtig,“ antwortet man, „und sie schlägt auch genau, aber immer erst, nachdem sie fünf- oder sechsmal umsonst den Anlauf dazu genommen.“ Und so paßt nun der arme Mystifizierte unter dem verkappten Hohn der Tischgesellschaft eine halbe Stunde lang der böshafte Uhr auf und hört sie zehnmal zum Schlage ausholen, ohne daß etwas daraus wird.

So verging die Zeit und im Loch „zum Loch“ galt Tausendkuno als eine Spezialität, einzig in ihrer

Art. Das ganze Loch schwor auf ihn und der Historiker des Loches — so benannt, weil er sein ganzes Leben mit Aufopferung von Gesundheit und Vermögen den eingehendsten Detailforschungen in den ältesten Jahrgängen der einheimischen Weine widmete — unser Historiker behauptete einmal allen Ernstes, in irgend einem wohlverbürgten alten Weine die ebenso wohlverbürgte alte Wahrheit gefunden zu haben, daß Meister Taufendfuno — — — leider schloß der Historiker des Loches, an diesem Punkte seiner Mitteilung angelangt, plötzlich ein, überwältigt vermutlich vom Gewichte der Wahrheit, die er uns verkünden wollte und die wir dann leider nie mehr erfuhren.

Da ereignete sich eines Tages im Loch ein großes Ereignis. Es erschien eine Dame in unserem Kreise. Eine Miß aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Sie malte Bildnisse und wollte es darin bei uns möglichst weit bringen, denn „wir“ waren eine berühmte Kunststadt.

Miß Arabella war eine gute Dreißigerin. Ihr Auge hatte die Farbe des atlantischen Ozeans, bei Regenwetter nämlich. Ihre Gesichtsfarbe war von einer zarten Blässe, deren Verdienstlichkeit durch zahlreiche runde Pünktchen von einem Rembrandtschen Braun nicht wenig gehoben wurde. (Wahrscheinlich) war irgend-

wie ein Tröpflein indianischen Blutes in ihre Familie geraten und so schlug das Kupferbraun noch pünktchenweise durch ihr kaukasisches Weiß.) Übrigens führte sie eine scharfe, spitze Nase im Gesicht und eine entsprechende Zunge im Mund, und besaß auch mehrere dünne, lange Locken, aus deren gefährlichem Schlangengeringel sie im Verkehr mit dem unschönen Geschlecht den größten Vorteil zu ziehen wußte. Ihr Talent für die Kunst war gewiß kein geringes, denn sie hatte gleich nach Abraham Lincolns Ermordung dessen Porträt nach einem Holzschnitt in der „Lexington Weekly“ gemalt und dieses Bildnis war würdig befunden worden, in einem öffentlichen Gebäude, nämlich im Direktionsbureau des Schlachthauses zu Lexington, Ky,\* für ewige Zeiten aufgehängt zu werden.

Kein Wunder, daß Tausendkuno durch das Erscheinen dieser jungen, schönen und talentvollen Dame stark angeregt wurde. Als sie zum erstenmal unter uns erschien und am Tische Platz nehmen wollte, stellte er sich sogleich in seiner Weise vor, indem er ihr mit grimmigem Pfauchen und Pruhsten nach den Rücken fuhr, genau so, als habe sie sich unversehens auf einen griesgrämigen Kater setzen wollen. Miß Arabella erschraf nicht wenig und sprang hurtig wieder von dem

\* Ky = Kentucky.

vermeintlichen Kater auf. Sie schwor sogar, so lebhaft war der Eindruck gewesen, der Kater habe sie durch alle Kleider blutig gekrätzt, was doch in Anbetracht des Alibis, welches sämtliche Kater der Welt in diesem Falle unwiderleglich nachweisen konnten, durchaus unmöglich war.

Tausendkuno war nicht wenig stolz auf diesen ersten Eindruck, den er auf die überseeische Schönheit gemacht hatte. Diese aber nahm die Sache ernstlich schief und beschloß sich zu rächen. Mit einem wahrhaft irokesischen „nil admirari“ hörte sie ihn Champagner entkorken, die Dachtraufe rinnen lassen, den Gesang der Wurst aufführen und die Schwarzwälderuhr produzieren. Ja, als er zum Schluß ihr zu Ehren gar ein prächtiges Feuerwerk abbrannte, indem er nach einander ein Duzend nicht vorhandener Raketen in die Lüfte emporzischen und oben in imposantester Weise verpuffen ließ, während er zugleich das „Ah Ah!“ der gaffenden Menge täuschend hervorbrachte, da sagte Miß Arabella mit einer Trockenheit, welche an die Sodasteppen des Colorado erinnerte: „Dear me, der Senator Yellowstone in Lexington, Ky, versteht das weit besser; der brennt im Dunkeln mit dem Munde eine ganze Fronte ab, mit Feuerrädern und Schwärmern, aus deren Mitte zuweilen Raketen aufschwirren, welche

vor dem Verpuffen in der Luft auch noch gar niedlich knat-  
tern, und da er im letzten Moment gewöhnlich den bren-  
nenden Pfeifenstummel an die Decke schleudert, so sieht  
man sogar die Funken der Rakete langsam niederfallen.“

Das erstemal in seinem Leben mußte sich Tausend-  
kuno sagen lassen, daß er übertroffen sei. Dies ver-  
letzte ihn tief, aber an den folgenden Abenden nahm  
er sich nur um so mehr zusammen. Wenn er denn  
schon übertroffen werden sollte, so wollte er es wenig-  
stens selber sein, der sich übertraf. Miß Arabella  
ihrerseits war aber eine Sioux-Indianerin in der Ver-  
folgung ihrer Rache. Diese Squaw entblödete sich nicht,  
dem Wunder der singenden Bratwurst gegenüber von  
einem Medizinmanne der Apachen zu erzählen, der  
seinen wilden Stamm nur dadurch im Baum hielt, daß  
er aus leeren Whiskeyflaschen laut glucksend zu trinken  
und ohne Feuer und Fleisch sich eine unsichtbare Wild-  
feule hörbar laut zu braten verstand, die er dann aufs  
Tauschendste verzehrte, so daß der ganze Stamm glaubte,  
er esse Braten von den Jagdgründen des Jenseits  
und trinke dazu Whiskey aus den Kellern Manittos,  
des großen Geistes.

Es war ein furchtbarer Kampf, der sich nun ent-  
spann. Der Kampf des Theseus gegen die Amazonen-  
königin Hippolyte, sagte der Historiker des Loches.

Der Kampf der östlichen Hemisphäre gegen die westliche, sagte der Geometer des Loches, so benannt, weil er einst unter dem Tische betroffen worden, als er eben in bewußtlosem Zustande mit dem eigenen Leibe die Erde maß, welche großartige Vermessungsarbeit er seitdem in freien Stunden fleißig fortsetzte. Der Kampf der monarchischen Staatsform gegen die republikanische, sagte der Politiker des Loches, so benannt, weil er niemals seine Käse aß, ohne zugleich aus der papierenen Grundlage desselben die neuesten politischen Konjekturen vorzulesen und dieselben dort, wo das Papier abgerissen war, aus Eigenem zu ergänzen.

Wochenlang hatte der Krieg freilich nur den Charakter eines leichten Geplänkels, bei dem gleichwohl nur scharfe Schüsse gewechselt wurden. Sobald Tausendkuno eines seiner Stücklein zum besten gab, hatte die tschippewäische Miß unausweichlich ihr Baroli dagegen. Er ahmte z. B. mit tiefem musikalischen Verständnis das ominöse Piepen der Stechmücke nach, die erst fern am Fenster ihr warnendes Lied ertönen läßt, dann aber immer näher und näher kommt, bald sich wieder entfernt, bis sie zuletzt doch unter plötzlichem Aufschrecken ihres Sanges sich auf die Nase des erwählten Opfers setzt. Sie aber (die Madowessierin) wollte augenblicklich in Memphis, N. C. \*, einst einem Konzert beigewohnt

---

\* N. C. = North Carolina.

haben, wo ein Nigger Namens George Washington Fiddlestick ganze Hymnen der tropischen Moskitoß vortrug, während ihn eine schwarze Künstlerin Namens Mrs. Minerva Cocatoo mit dem volltönigen Gezirp der Floridagrille begleitete. Die beiden hätten die ganzen United States konzertierend durchzogen und sogar auf einem Abende der Mrs. Grant im Weißen Hause zu Washington sich produziert. Oder er stellte sich ein randvolles Weinglas auf den Handrücken und brachte es dann, ohne mit der andern Hand oder sonst wie nachzuhelfen, auf die Handfläche zu stehen; worauf ihr sofort der General Mac Donkey in Dusty Kennel, Io.,\* einfiel, der vor der Bar auf- und abgehend, ein Glas iced soda-water cream auf seiner Stülpnase balanzierte und zugleich mittelst des üblichen Strohhalmes, den er im Halbkreis zum Munde herabgebogen hatte, das Glas leerte, ohne einen Tropfen zu verschütten, wobei — fügte sie geschwind hinzu, als sie sah, daß er zu einem geringschätzigen Bah ausholte — wobei nicht zu vergessen, daß er die ganze Zeit hindurch den ersten Champion des Staates Iowa, der mittlerweile unausgesetzt auf ihn losbozte, sich mit Faustschlägen vom Leibe zu halten hatte. Oder er nahm einen Schinkenknochen, den man eben reingeschabt hatte, und

---

\* Io = Iowa.

führte darauf ein tiefempfundenes, alle Anwesenden zu Thränen rührendes, dabei aber unhörbares Flötensolo auf; worauf Miß Arabella nicht umhin konnte, sich jenes armen Samuel Breechloader zu erinnern, den sie einmal zu Indianapolis, In,\* auf einer lebendigen Schildkröte, die er unters Kinn nahm, hatte Geige spielen sehen und zwar mit einer Säge an Bogens statt, was natürlich das Tier zu den rührendsten Violintönen begeisterte und das ganze Konzertpublikum in den siebenten Himmel des Entzückens versetzte, bis die dumme Geige dem armen Künstler zuletzt den linken Daumen abbiß, worauf er sie heulend von sich schleuderte und dann von der wiehernden Zuhörerschaft vierundzwanzigmal nach einander herausgehurraht wurde, — den abgebissenen Daumen kaufte ihm ein passionierter Musikfreund von Indianapolis um 45 Dollars ab. Oder er produzierte das Zwiegespräch eines Storches und des in seinem Schnabel befindlichen Frosches, was eine recht hörenswerte Mischung von Geflapper und Gequack gab; oder er knarrte wie eine ungeölte Thürangel; oder er feilte die Zähne einer Säge aus; oder er führte das ganze Konzert eines Hühnerhofes auf, in den der Fuchs eingebrochen ist; oder er — — —

Doch genug. Tausendkuno wurde von Miß Ara-

---

\* In. = Indiana.

bella auf allen Punkten geschlagen und hatte die deutliche Empfindung, wie er langsam, aber sicher, in Nichts aufging. Der Boden schwand fühlbar unter seinen Füßen und umsonst machte er die gewagtesten Grotesksprünge, um stehen zu bleiben. Er sah den furchtbaren Augenblick herannahen, wo es den letzten Sturz galt, den Sturz ins Nichts, in die schwarze, kalte, ruhmlöse, unendliche Leere.

„Tausendkuno!“ raunte er sich eines Tages ganz leise ins bessere Ohr, „an dem Tage, an dem es Einem im Loch einfällt, dich Hundertkuno zu spotten, bist du zum letztenmal dort gewesen. Du bist dann moralisch zu Grunde gerichtet und mußt auswandern, weit fort, nach einem fernen Weltteil, wo man noch nichts von dir gehört hat, . . . etwa in den „roten Affen,“ wo der Wein auch nicht übel sein soll und wo du dir noch — du bist ja jung — ein neues Publikum erziehen kannst.“

So war er denn mit sich im reinen. Aber ach, im Loch „zum Loch,“ da war es gar so gemütlich und es schien ihm so schwer, zu verzichten. Noch einen letzten Versuch wollte er machen, die Phylloxera, die aus Amerika herübergekommen war, um die volltraubige Weinrebe seines Tausendkünstlerruhmes an der Wurzel zu benagen, unschädlich zu machen. Zwei Wege schienen ihm dazu am rätlichsten: entweder Miß Ura-

bella umzubringen, oder sie zu heiraten. Aus einer ganz unmännlichen Wehleidigkeit entschloß er sich nach kurzem Besinnen zu letzterem.

Als er diesen Abend im Loch erschien, sah man ihm deutlich an, daß er etwas im Schilde führte. Ganz mechanisch entkorkte er die bekannte Champagnerflasche, die nicht da war, und schenkte sich den Champagner ein, der aus einem schlecht frappierten akustischen Phänomen bestand.

Da zog Miß Arabella eine lange, rubrizierte Liste hervor, suchte ein Weilchen darin mit ihrem langen spitzen Zeigefinger und sagte dann: „Sandwich Nr. 11.“ Ein allgemeines Gelächter folgte dieser kurzen Bemerkung. Alles sah grinsend nach Tausendkuno hin, der vor der Hand noch nichts begriff.

Zehn Minuten später jedoch, als er aus angeborener Mäßigkeit sein halbvolles Weinglas aus einer leeren Wasserflasche mit lautem Geplätscher vollgoß, zog die Miß abermals dieselbe lange rubrizierte Liste hervor, führ darin mit demselben langen, spitzen Zeigefinger ein Streckchen herunter, aber in einer anderen Rubrik als das erstemal, und sagte: „Wasserwich Nr. 4.“ Neues Gelächter, neues Grinsen ringsum. Verblüfft starrte Tausendkuno in Miß Arabellas indianisch punktiertes Gesicht. Ihre langen Locken ringelten

sich heute so medusenhaft und an der Spitze der scharfen Nase meinte er etliche Widerhaken zu sehen, während aus der grauen Asche ihrer Pupillen rote Kohlen herausfunkelten, — alles natürlich nur leeres Spiel seiner gereizten Einbildungskraft.

Ein Griff und er hielt die Liste in seiner Hand. Ein Blick darauf und er überfah die ganze Tragweite der an ihm verübten Bosheit. Diese gesprengelte Mohikanerin hatte eine Liste seiner sämtlichen „Wiße“ angelegt, sie ihrer Natur nach in Landwiße und Wasserwiße eingeteilt und jeden einzeln numeriert. Die Absicht, in der dies geschehen, war klar. Sobald er wieder einen Wiß losließ, sollte es im Chorus heißen: „Landwiß Nr. 27“ oder: „Wasserwiß Nr. 15,“ je nachdem. Und es befanden sich auf der Liste in zwei Rubriken nicht weniger als 121 Land- und 37 Wasserwiße!

Unter solcher Kontrolle versagt jeder Wiß. Da kann kein Tausendkuno der Welt bestehen.

Mit dem Heiraten war es nun nichts mehr. Man heiratet keinen Skorpion. Mit einem vergifteten Dolch tranchiert man sich nicht die gebratene Turteltaube des ehelichen Lebens. Blieb also nur noch der andere Weg übrig: die Miß zu ermorden.

Tausendkuno sagte kein Wort, doch in seinem Herzen brodelte es, wie jene Wurst im „Landwiß Nr. 18.“

Er stand auf und ging hinaus, wobei er die Thür weit offen ließ, so daß sie verdrießlich freischend, langsam, von selbst ins Schloß fiel (sonst „Landwiz Nr. 61“).

Draußen wollte er überlegen, welche Todesart er der Miß zufügen sollte. Es sollte eine recht langwierige und grausame sein, wogegen Lebendigbegraben ein Kinderspiel wäre. Nach längerem Nachdenken fand er auch wirklich das Richtige. Das Alter, dachte er sich, ist das grausamste, was einem Fräulein begegnen kann, und der Tod durch Altersschwäche ist die langwierigste Art zu sterben. Er führte also seinen Meuchelmord aus, indem er seinem Opfer Gelegenheit gab, langsam zur Greisin zu altern und sich unheilbar zu Tode zu leben.

Dann ging er hinüber in den neuen Weltteil, „zum roten Affen,“ und siedelte sich daselbst an, als ein Lochmüder. Und er wurde mit offenen Armen aufgenommen und erhielt sofort unentgeltlich einen Landanteil von drei Viertel Quadratmeter, mit Eichenbestand (der Tisch war nämlich aus Eichenholz gemacht) und fließendem Wasser (er saß hart neben dem Hahn der Wasserleitung), und da gelangte er bald zu großem, unbestrittenem Ansehen und lebte glücklich und unnummeriert fort bis auf den heutigen Tag.



Der „Sponseur.“

(1876.)





überhaupt mußt Du Dir, liebes Kind, die Dummheit abgewöhnen. Denn nichts Gefährlicheres für ein junges Mädchen, sag' ich Dir. Ein junges Mädchen mag noch so vernünftig sein, — sobald sie an Dummheit leidet, hilft es ihr nichts.“

Also schloß die verwitwete Frau Kommerzrätin von Heilshausen eine mütterliche Gardinenpredigt an ihre Tochter, Fräulein Aglaja. Und da sie die Gewohnheit hatte, sobald sie mit ihren Ermahnungen fertig war, gleich wieder anzufangen, begann sie alsbald:

„Hast Du Dir denn diesen Dr. Sternhell schon einmal bei Licht gehörig angesehen?“

„Ach ja,“ entgegnete Fräulein Aglaja, „bei Sonnenlicht und Gasflammenschein.“

„Nicht so mein' ich es, Kind; seine Verhältnisse . . .“

„Etwas lang und hager allerdings, . . . nun, das macht wohl der Doktorgrad; alle Doktoren sind, so viel ich bemerken konnte, lang und hager, die Kurzen und Dicken ausgenommen.“

Frau Kommerzrat wurde sehr böse, daß Fräulein Aglaja es wagte, ihren ernstesten Worten eine scherzhafte Wendung zu geben. Sie brach also plötzlich ab und schwieg; das that sie nämlich immer, wenn sie böse war. Da es aber ihre gute Seele nicht vertrug, länger als eine Viertelminute böse zu sein, schwieg sie auch nur eine Viertelminute und hub dann ungesäumt wieder an:

„Ich habe ja gegen den Dr. Sternhell im Grunde nichts einzuwenden, als eines. Nämlich erstens, daß er Doktor der Philosophie ist. Wäre er wenigstens Mediziner oder Jurist, so hätte man doch dann und wann Aussicht auf eine schwere Krankheit oder einen zehnjährigen Prozeß. Aber ein Doktor der Philosophie? Bah! Und wenn er noch so gut philosophiert, bleibt seine Frau doch hungrig, und selbst nach seinem schönsten System kannst Du Dir kein Seidenkleid machen lassen. Zweitens bist Du zwanzig Jahre alt und er erst sechsundzwanzig, so daß er eigentlich nur um ein Jahr

älter ist als Du; denn unter uns wissen wir ja ganz gut, daß Deine Zwanzig im Grunde Fünfundzwanzig sind, was bei einem jungen Mädchen immerhin auch als ein Umstand gelten muß. Und drittens hat er keine Familie; denn eine alte Mutter, die er erhalten muß, kannst Du nicht als Eltern betrachten, und etliche Onkel, die zwar alle nicht reich sind, dafür aber eine Menge Kinder haben, bilden noch keine Familie. Und viertens hat er weder Stellung, noch Vermögen; denn Bücherschreiben ist keine Stellung und Schriftsteller-Honorare sind kein Vermögen, denn ich weiß es ganz gut, wenn man ein Buch schreibt und hat kein Geld, den Verleger zu bezahlen, muß man es auf eigene Kosten drucken lassen, wovon noch keiner fett geworden ist. Auch ist nicht zu vergessen, daß er gesund und stark und daher militärpflichtig ist und im nächsten Krieg, oder auch Frieden (denn man hat Beispiele) bleiben kann, und dann ist seine arme Frau plötzlich Witwe, was sie durchaus nicht wäre, wenn er etwa auf einem Beine ein wenig hinkte, was doch weiter nichts auf sich hat. Wie gesagt also, ich habe nur das einzige gegen ihn einzuwenden, daß er Philosoph und für Dich zu jung ist und keine Familie, kein Geld und keine Stellung hat. Sonst mag er ein trefflicher junger Mann sein, sogar gut tanzen und

Komplimente und Gedichte machen, aber enfin, er ist kein Epoufeur.“

In diesem Augenblick erscholl die Tanzmusik wieder — man befand sich nämlich auf einem Kränzchen — und Herr Moorthal näherte sich den Damen. Er war ein junger Kaufmann von guten Verhältnissen und kannte jede Dame im Saale. Er war etwas dick und blatternarbig und hinkte ein wenig, was ihn in den Augen mancher Mütter nur heben konnte.

„Siehst Du,“ sagte die Frau Kommerzrätin, „da ist Herr Moorthal ein ganz anderer Mann. Den mag sich ein junges Mädchen wohl gefallen lassen. Denn erstens hat er das nötige Alter; er ist vierundzwanzig Jahre alt und daher um volle vier Jahre älter als Du. Und dann giebt ihm sein Embonpoint eine gewisse Stabilität; der Mann ist fürs Sitzen wie geschaffen, kein Springinsfeld, kein Windbeutel. Seine Blatternarben sind für seine Zukünftige ganz unschätzbar, denn erstens bürgen sie ihr dafür, daß sich nicht so bald eine andere in ihn verlieben wird, und zweitens ist er gegen die Blatternkrankheit für ewige Zeiten geschützt. Daß er ein wenig hinkt, merkt man kaum, wenn man nicht gerade hinsieht, und es macht ihn dennoch untauglich für den Krieg und fürs Erschossenwerden. Und dann hat der Mann eine schöne Familie,

denn seine Eltern sind beide tot und er hat nur noch eine reiche kinderlose Tante, die er beerben wird. Und er hat eine angesehenene Stellung in der Kaufmannswelt und wird in Droguenkreisen auf Einmalhunderttausend geschätzt. Und dann hat er das Glück, keinen Geist zu haben, was man nämlich so nennt, . . . ach Gott, die geistreichen Männer sind die schlimmsten und heiraten auch am schwersten, . . . ich bin überzeugt, er wäre im stande, „Lippe“ und „Hiebe“ zu reimen, wenn er einmal ein Gedicht machen sollte . . . Ein Gedicht? Ha ha! Er ist ja die reine, goldene, heiratsfähige Prosa, der Epouseur, wie er im Buche steht.“

Der Saal war etwas groß und Frau v. Heilshausen konnte daher diese Ausführungen in aller Bequemlichkeit vollenden, ehe Herr Moorthal herangehinkt war. Er hatte sich für den eben angegangenen Walzer bei Fräulein Aglaja eingeschrieben, obgleich er persönlich nicht tanzte; er that dies häufig und die Mütter nahmen ihm diese sonderbare Gewohnheit in der Regel nicht übel, denn er wußte durch eine Konversation zu entschädigen, welche so fesselnd war, wie sie nur die eines Epouseurs sein kann.

Er küßte der Kommerzrätin die Hand, es war die vierzehnte im Laufe des Abends, und fragte sie um ihr Befinden. Er drückte seine Befriedigung dar-

über aus, daß auch dieses neunundzwanzigste Befinden, um das er sich seit einer Stunde erkundigt habe, nichts zu wünschen übrig lasse. Herr Moorthal liebte es nämlich, ein wenig merken zu lassen, daß er die Höflichkeit gewissermaßen fabriksmäßig betreibe, und als einem stadtbekanntem Epouseur, von dem sich eine sogar des Geheiratetwerdens versehen durfte, nahm man ihm das selten übel. Er stimmte hierauf eine rührende Klage an ob der unverzeihlich hohen Temperatur im Saale und bemächtigte sich des Fächers seiner schönen Nachbarin, um sich Kühlung zuzuwenden. Derlei liebenswürdige Ungeniertheiten war die Damenwelt der Stadt an ihm schon gewohnt. Nach fünf Minuten heftiger Abkühlungsarbeit brach eine Speiche des Fächers, Herr Moorthal gab ihn also mit der Bemerkung zurück, es gäbe außer Gläsern und Damen nichts Gebrechlicheres auf Erden, als Fächer. Die Kommerzrätin konnte nicht umhin, dies sehr richtig bemerkt zu finden, und was das Zerbrechen des Fächers anbelangt, waren nur wenig Damen im Saale, die es von Seite eines so ernst zu nehmenden Mannes nicht als eine Art Kompliment würden aufgenommen haben. Man darf kühn behaupten, daß, wenn Herr Moorthal die Ansicht ausgesprochen hätte, das Zerbrechen von Fächern sei doch ein reizender Zeitvertreib, eine in diesem Sinne

zu seinen Gunsten eingeleitete Sammlung unter den anwesenden Damen mindestens vierzig Fächer ergeben haben würde. Er selbst betrachtete also wohl im stillen den angerichteten Schaden als eine schmeichelhafte Auszeichnung von seiner Seite, um welche der Gegenstand derselben von der ganzen Nachbarschaft beneidet werden müßte und wahrhaftig auch beneidet wurde. Wahrscheinlich um seinen Reichtum an Edelmetall darzutun, versank nunmehr Herr Moorthal in ein kurzes Schweigen, welches bekanntlich mit Gold aufgewogen zu werden pflegt. Für einen Augenblick schloß er sogar seine Augen und als er sie wieder aufschlug, war Fräulein Aglaja nicht mehr neben ihm.

Ein großes Ereignis war geschehen. Dr. Sternhell war mit einer Plötzlichkeit, wie sie sonst nur bei Philosophen des Unbewußten vorkommt, herantreten, hatte das Fräulein ihrer Umgebung entrafft und sich mit ihr nach den Grundsätzen der Cartesianischen Wirbeltheorie in den Strudel des Walzers gestürzt. Als er sie wieder zurückbrachte, schien sie in lauter Leibnizsche Monaden aufgelöst, was ihr unendlich wohlthat. Frau Kommerzienrat war ebenso sprachlos, als Herr Moorthal stumm. Die Rosenknospe in seinem Knopfloch erbleichte merklich vor Aufregung. Er deutete mit dem Zeigefinger der Entrüstung auf seinen Namen

in ihrer Tanzordnung; war es doch das erstemal, daß er seine Unterschrift nicht honoriert sah. Die Unterschrift eines Kaufmanns aber ist sein Kredit; mit ihr steht und fällt er. Herr Moorthal sah sich also in seinem Kredit angetastet.

„Ein Kaufmann ist kein Doktor der Philosophie!“ sagte er düster, mit einem durchbohrenden Blick nach der linken Brustseite des Doktors.

Dieser aber, ein wohlgeschulter Kopf, dessen rascher Blick den Gedankengang des Beleidigten sofort ausgefunden, entgegnete ruhig:

„Eine Tanzordnung ist kein Wechsel.“

Diese sinnreiche Unterscheidung brachte sofort ein neues Licht in die Situation. Herr Moorthal zog die Augenbrauen in die Höhe, die Nasenflügel in die Tiefe und die Mundwinkel in die Breite, stieß ein kurzes „Haha!“ aus, welches die Mitte zwischen Lachen und Husten hielt und schlug den Doktor mit der flachen Hand auf den Westen-Magen (denn Herr Moorthal wußte einen Witz zu würdigen und seiner Würdigung dann in seiner Weise Ausdruck zu verleihen), worauf er sein Pferd herumwarf (ihm konnte dies auch zu Fuß nicht schwer fallen) und in den Ballsaal hinein trottete.

Die Frau Kommerzienrat drehte mit großer

Hefigkeit ihren Drauring unter dem Handschuhleder um und um, was sie immer zu thun pflegte, wenn sie außer sich war. Dr. Sternhell hatte Fräulein Aglaja die Spitze des kleinen Fingers leise gedrückt und war im Gewühl verschwunden; offenbar hatte er etwas Großes vor. Es dauerte lange, fast eine halbe Minute, bis Frau von Heilshausen, der sich bei jenem furchtbaren Wortwechsel die Kehle zusammengeschnürt, wieder so viel Stimmriße frei hatte, als für Verzweiflungszwecke unumgänglich nötig erscheinen muß.

„Er ist tödtlich beleidigt, denn er lachte, als er fortging. Es ist aus zwischen ihm und Dir. Ein Mann, der zum Heiraten geboren ist! Ein notoriischer Epoujeur! . . . Unbesonnenes Kind, Dich zum Tanz entführen zu lassen von einem windigen Patron, wie der dort, da Du doch eine solche Unterschrift schwarz auf weiß in Deiner Tanzord . . .“

„Aber, liebste Mama, ich kann ja nichts dafür; der Doktor ist so stark und eh' ich mich dessen versah, hatte er mich da herausgeholt und wir walzten schon Gott weiß wo, an der „schönen blauen Donau“, weit, weit, wo sie ins Schwarze Meer fällt.“

„Warum hast Du nicht um Hilfe gerufen? Es waren ja, um Gotteswillen, Leute in der Nähe. Man hätte die Entführung verhindert, den Mädchenräuber

der Polizei eingeliefert . . . Welche Schmach! O, die Tochter einer Witwe muß das einstecken und noch viel mehr . . . Sieh' hin, wie er seinen Sonnenglanz nun an andere Planeten verschwendet . . . glücklicherweise ist kein Planet Venus darunter . . . Ha!"

Dieser Ausruf der Überraschung galt einem genialen galanten Coup des Epouseur. Herr Moorthal hatte nämlich seinen Triumphzug durch den Saal wieder aufgenommen und sich zuvörderst einer ehrwürdigen Matrone mit zwei schlanken Töchterlein genähert. Sie war die Gattin eines reichen Leinwandfabrikanten und fuhr heftig zusammen, als er unvermerkt neben sie gelangt, knapp an ihrem appetitlichen blutroten Ohre seinen chapeau mécanique in lautem Knall entlud. Die ganze weibliche Nachbarschaft sah sich um. Im ersten Augenblicke dachte alles, Herr Moorthal habe sich zu Füßen der Leinendamen en gros erschossen, weil ihm die Hände ihrer beiden schlanken Töchterlein verweigert worden. Zum Glück war dem nicht so und der Knall war nur einer der spezifischen Witze des geistvollen Epouseurs.

„Siehst Du, dort entfaltet er jetzt seine ganze Liebenswürdigkeit,“ klagte Frau von Heilshausen bitter. „Das hast Du davon! Und die zwei mageren leinenen Mädels dort sind doch zusammengenommen noch nicht

zwei Drittel so gut gewachsen, wie Du für Dich allein.“

Von der in allen Leinwandsorten hervorragenden Familie begab sich Herr Moorthal zu Frau von Wagner, Besitzerin eines großen vierstöckigen Eckhauses und einer aus zwei Etagen und einem Mezzanin bestehenden Tochter. Er nahm zwischen beiden auf dem Taschentuche Platz, welches der mütterlichen Dame vor freudigem Schreck ob seiner Annäherung entfallen war. Die gute Frau geriet dadurch in die peinlichste Lage, denn sie litt an heftigem Schnupfen und war auch nur ihrer Tochter wegen auf dem Ball erschienen. So groß war die angedeutete Peinlichkeit, daß Herr Moorthal nicht umhin konnte sie zu bemerken und in bekannter Galanterie der Besitzerin so vieler Stockwerke seinen eigenen Seidenfoulard mit (unrechtmäßig) gekröntem Monogramm zur Verfügung stellte. Wer beschreibt den Meid der ganzen Umgebung, als ihren Späheraugen diese große Thatsache kund ward! Nicht des Sultans Taschentuch kann im Serail ein größeres Aufsehen hervorrufen. Es war einer der schönsten Augenblicke in Frau von Wagners Leben, als sie das Taschentuch eines so viel gefeierten und noch ganz unverheirateten Mannes in Beziehung zu ihrer mütterlichen Nase setzen durfte.

„Siehst Du, daß hast Du nun davon,“ schmolte Frau von Heilshausen pikant. „Nun hat er gar ein Taschentuch für solche Leute. Wahrhaftig, ein leibhaftiges Taschentuch! Schweig, Kind, Du verstehst das nicht! Was weißt Du von der orientalischen Blumensprache des Serails! Und zu denken, daß ich . . . Du . . . wir . . .“

Auf Schmetterlingsflügeln war Herr Moorthal wieder emporgeflattert und hatte sich um eine Blume weitergeschwungen. Die Blume war eine Rose von echtestem Karmin und saß auf einem gar schlanken Stengel, denn Fräulein Margarete Buchsbaum hatte die rötesten Backen und den längsten Hals in der Stadt. Erstere wurden von den Darwinisten ihrer Bekanntschaft auf den blühenden Rotweinhandel ihres Vaters, des Herrn Isak Buchsbaum, zurückgeführt, letzterer — nicht ihr Vater, sondern ihr Hals — auf irgend einen göttlichen Schwan, mit dem ihre Mutter in mythologischen Zeiten ein Leda-Verhältnis gehabt habe. Als Herr Moorthal sich ihr näherte, schwankte die bordeauxrote Rose auf ihrem langen Stengel aufgereggt hin und her und die zarte Blut floß ihr sichtbarlich am Schwanenhalse nieder bis über die runden Schultern. War es das feurige Morgenrot der Hoffnung, oder der blutige Abendschein der Resignation:

das sollte erst die nächste Zukunft lehren. Herr Moor-  
thal äußerte mit doppeltem Bezug auf Fräulein Mar-  
gareten's Gesichtsfarbe und Familiennamen: rotblühen-  
der Buchsbaum sei doch ein merkwürdig netter Anblick.  
Indes schein Fräulein Margarete erschauert und ein  
erfrischendes Bonbon . . . Unberweilt holte er aus  
einem der knietiefen Abgründe seiner Trastschöße etliche  
Bonbons und präsentierte sie der Schönen auf dem  
Plateau seines Klapphutes. Sie wären wohl schon  
etwas gequetscht, meinte er treuherzig, denn er hätte  
vorhin aus Berstrettheit eine halbe Stunde darauf  
gesehen und das vertragen die wenigsten weichen  
Bonbons, aber wen sollte eine solche Kleinigkeit, eine  
reine Formsache genieren? Und Frau Veda ging ent-  
schlossen voran und Fräulein Margarete folgte ihr  
verschämt, und so fanden die Bonbons alsbald ihre  
Stätte. „Ich werde sie unter meinem Herzen tragen,“  
lispelte im Schlucken Fräulein Margarete, ohne an  
die Tragweite dieser Redensart zu denken, doch in der  
richtigen Voraussetzung, daß der Magen sich auch bei  
unverheirateten Damen nicht wohl über dem Herzen  
befinden könne.

Die Frau Kommerzienrat hatte während dieses  
ganzen Vorganges die Augen fest geschlossen. Sie  
wollte, sie konnte das nicht mit ansehen. Hatte nicht

Fräulein Aglaja alle jene Bonbons haben können? O, diese Juden, diese Juden! Denn der Vater hieß ja Isaak . . . (hier warf Fräulein Aglaja ein, so habe auch Isaak Newton geheißten, der kein Jude gewesen) und diese leidigen Isaakstöchter seien die wahren Belialstöchter der christlichen Gesellschaft und man sollte . . .

Was man sollte, verschwieg Frau von Heilshausen. Nicht etwa, als ob sie zu jener weit verbreiteten kritischen Kaste gehört hätte, welche nur groß ist im Negieren, im Angeben dessen, was man nicht sollte, wo es aber gilt zu sagen, was man denn eigentlich sollte, weißlich verstummt. Man darf wohl annehmen, daß die Frau Kommerzienrat hinsichtlich der Isaakstöchter höchstens den Zweifel hegte, ob sie besser ins Wasser oder ins Feuer zu werfen wären, was schließlich im Resultat keinen Unterschied macht. Wenn sie aber nach dem inhaltschweren „Sollte“ plötzlich schwieg, so war es eine neue That des thatendurstigen Epouseurs nomine Moorthal, was ihr die Rede verschlug.

Die Musik hatte eine Polka-Mazurka angestimmt, gerade als jener brüllende Löwe, der umherging, suchend, wen er verschlinge (so sagt die Schrift) oder vielmehr, wen er heirate (so sagten sämtliche gardes des dames des Balles), an die interessante Niobiden-

gruppe der Frau Obrist Müller und ihrer Tochter Bathilde gelangte. Die würdige Dame war die Witwe des seligen Obrist Müller, der sich als Militär der alten Schule niemals zu der Titelneuerung „Oberst“ hatte verstehen wollen und diese strengen Grundsätze auch auf seine hinterlassene Familie vererbt hatte. Daß Frau Obrist Müller ihre Tochter Bathilde immer an der Hand festhielt, geschah nicht ohne Grund, denn sie hatte vor dreißig Jahren das Unglück gehabt, ihre andere, um ein Jahr ältere Tochter Mathilde am Scharlachfieber zu verlieren, und wehte sich seitdem wie Niobe dem ewigen Schmerze, erschien auch nie ohne eine Thräne im Auge vor der Öffentlichkeit, sondern hielt vielmehr ihr Töchterlein Bathilde immer fest bei der Hand, damit sie ihr nicht etwa auch durch das böse Scharlachfieber oder gar sonstwen plötzlich geraubt würde. Diese innige Liebe war auch der Grund, warum sie das Fräulein bisher nicht verheiratet hatte; sie wäre ihr ja, wie sie zu sagen pflegte, binnen kürzester Frist „nachgestorben“.

„Der Frau Oberst Müller nebst Familie schön guten Abend,“ grüßte Herr Moorthal. Er als anerkannter Epouseur brauchte es mit dem ererbten „Obrist“-Titel der Dame nicht so streng zu nehmen wie andere Sterbliche, deren „Ja“ höchstens als

Empfindungswort, aber keineswegs als Bindewort gelten konnte.

Und ohne alle Umschweife nahm er Fräulein Bathilde aus den Händen ihrer gramdurchfurchten Mutter und führte sie zum Tanz. Zwar hatte er von den Geheimnissen der Mazurka keine Ahnung und verstand überhaupt kein Wort Polnisch, aber was verschlug das? Ein Epouseur ist allmächtig; wenn er will, kann er sogar Mazurka tanzen. Seine grotesken Sprünge erregten denn auch allgemeine Aufmerksamkeit. Es bildete sich ein weiter Kreis von Zuschauern um ihn und manches Gesicht wurde grün vor Ärger. Für Fräulein Bathilde waren das fünf schwere, aber süße Minuten. Jeder Tritt auf die Behen schien ihr Unsägliches zu sagen; jeder Riß an der Taille hinterließ, das wußte sie, einen blauen Fleck, und blau ist die Farbe der Treue. Ach, der Tanz ist doch eine herrliche Erfindung, dachte sich die selige Obristin; die herrlichste nach dem Schießpulver, würde der selige Obrist gesagt haben. Halbtot, aber glücklich sank die Tänzerin, als Herr Moorthal sie endlich in Folge eines verfehlten Handgriffs fallen ließ, auf ein Kanapé. Die Frau Obristin eilte schleunigst herbei, labte sie mit Riechsalz, trocknete ihr die Stirne und fächelte ihr Kühlung. Nach einigen Minuten angestrenzter Wieder-

belebungsversuche gelang es ihr in der That, das einzige Kind wieder zum Bewußtsein zu bringen, und dankbar für die unerhörte Huldigung suchten nun beider Augen den galanten Ritter, der aber bereits drei Gruppen weiter in ein neues Abenteuer verwickelt war.

Fräulein Aglaja war ob der seltsamen Tanzproduktion nicht grün, sondern rot geworden vor Lachen. Das trug ihr von Seite ihrer Mutter eine strenge Rüge ein, noch verschärft durch einen Tritt auf die kleine Zehe ihres rechten Fußes, wo die Frau Kommerzienrat als intime Mutter ein empfindliches Fleckchen kennen mochte.

„Wie kannst Du lachen,“ rief sie ihr leise flüsternd ins Ohr, „bei einem Anblick, der Dir vielmehr bittere Thränen auspressen sollte? Hast Du nicht auch Zehen, auf die ein stadtbekannter Epouseur treten, und Rippen, die er blau sprengeln könnte? Alles Gute muß anderen passieren, weil Du es nicht verstehen willst, das Glück beim Schopfe zu fassen. Statt ihn durch stille Bescheidenheit zu fesseln, stellst Du Dich geistreich und trumpfst ihn ab. Er zerbricht Deinen Fächer, Du hast kein Wort des Dankes dafür. Seine Bonbons verschmähst Du . . .“

„Mama, er hat mir ja keine angeboten.“

„Wozu sollte er auch, da Du sie doch nicht

nehmen würdest? O, Dir würde es gewiß nicht einfallen, Mazurka mit ihm zu tanzen. Er kann es nicht, sagst Du? Nun, das ist auch weiter eine große Kunst! Du siehst ja, mit der langen Bathilde, der alten Schatulle, hat er's getroffen, und wie! Er tanzt Polnisch, wie der Statthalter von Galizien, sag' ich Dir. Aber freilich, philosophieren kann er nicht, nur heir . . . . .“

Dr. Sternhell kehrte eben wieder an Aglajas Seite zurück und so verschluckte sie diese Pointe ihrer Rede, welche zugleich die ihres Lebens war.

„Es ist lanciert,“ flüsterte der Doktor dem Fräulein zu, „nun wollen wir sehen, was es für Wirkung thut . . . . Apropos, meine Gnädige,“ wandte er sich zur Frau Kommerzienrätin, „kennen Sie schon die große Neuigkeit, welche soeben die Kunde durch den Saal macht? Das lang Erwartete ist endlich eingetroffen, Herr Moorthal . . . .“

Frau von Heilshausen fühlte einen elektrischen Schlag längs des Rückgrats.

„Herr Moorthal soll heiraten,“ fuhr Dr. Sternhell leichtthin fort; „als die Glückliche nennt man die Tochter eines reichen Getreidehändlers, dessen Namen er einstweilen verschweigt.“

Die Kommerzienrätin war keines Wortes mächtig,

der Ballsaal lief im Kreise um sie her und sie mußte sich an ihrer Uhrkette festhalten, um nicht vom Sopha zu fallen. Das war in der That eine Schreckensbotschaft. Ein Epouseur und heiraten! Unerhört . . ., oder vielmehr ganz natürlich. Was sollte denn ein Epouseur sonst thun? Aber eine andere, als ihre Tochter? Der Glende! Der Flatterhafte! Hatte er nicht erst heute durch Zerbrechen ihres Fächers . . .

Ein weiblicher Schrei in der Nähe rüttelte sie aus ihren verzweiflungsvollen Betrachtungen. Eine Menge Augen wandten sich nach der Richtung, woher er kam. Es war sozusagen ein kleines Aufsehen. Der Schrei rührte von Fräulein Angelika Schwarze her und war durchaus nicht unbegründet. Herr Moorthal hatte nämlich die edelmütige Absicht gehabt, neben ihr Platz zu nehmen, in seiner gewohnten Nonchalance jedoch die rechte Stelle verfehlt und sich auf den Schoß der jungen Dame niedergelassen. Ach, er wußte nicht, was er that. Vor einer kurzen Viertelstunde noch durfte er das wagen und Fräulein Angelika hätte sich glücklich geschätzt eine so hoffnungsvolle Last zu übernehmen. Damals war er noch der Epouseur; jetzt war er es nicht mehr. Die Nachricht von seiner Verlobung, welche Dr. Sternhell heimtückischer Weise ins weibliche Publikum geschleudert, hatte wie ein Wild-

feuer im Nu ihren Weg gemacht. Es dauerte keine fünf Minuten, so wußte man die Schauerwär im ganzen Saale. Zweihundert Augen und hundert Zungen waren im Nu mobilisiert. Das vielstimmige Gezischel und Gezaschel klang genau wie das helle Prasseln, unter dem eine fressende Heuschreckenwolke im Kraut arbeitet. Der einzige, der nichts davon merkte, war Herr Moorthal selbst. Als gefeierter Epouseur war er gewohnt sich für unausrichtbar und unverlästerbar zu halten. Er wußte sich zu glatt, als daß Verleumdung an ihm haften konnte, und zu strahlend hell, um von der Welt geschwärzt zu werden. Auf ihn fanden, so war er überzeugt, die allgemeinen Zungengesetze keine Anwendung. Darum war er von jenem Schrei nicht wenig überrascht. Wo war denn da Anlaß zu einem Schrei gewesen? War denn Fräulein Angelikas Schoß aus Glas und unter seiner Last etwa in Scherben gegangen, daß sie schreien mußte? Lächerliches Weibervolk!

„Bin ich für Ihr zartes Gerüst etwa zu schwer, mein Fräulein?“ sagte Herr Moorthal, mit Recht pikirt.

„Nicht jede Dame ist gewohnt, Getreidesäcke zu schleppen,“ entgegnete an Angelikas Statt ihre würdige Mutter, eine Anstandsdame, welche im allgemeinen ebenso rund war, als sie im besondern spitz zu sein

verstand. Die von ihr angezogenen Getreidesäcke waren mindestens dreimal unterstrichen und wußten schon, worauf sie sich bezogen.

Herr Moorthal aber hatte nur den ersten dieser Säcke gesehen, denn er duldete grundsätzlich keinen Widerspruch und strafte solchen, indem er sich ihm augenblicklich entzog. Als die letzten Säcke kamen, befand er sich schon längst bei Frau von Wagner und ihrer Tochter. Diese Hausfrau war ihm unstreitig zu großem Danke verpflichtet, da er ihr vorhin sein Taschentuch geliehen hatte. Indes scheint eine lange Nase oft mit einem kurzen Gedächtnis Hand in Hand zu gehen; wenigstens gab die angesehene Hausbesitzerin auf seine ergebenste Anfrage: ob der Gnädigen nicht sehr warm sei, die ebenso unpassende, als entschiedene Antwort: sie müsse sich „überhaupt“ alle Anspielungen von solcher Seite verbitten, da sie vom (viermal unterstrichenen) Getreidehandel schlechterdings nichts und ihre Tochter weniger als nichts verstehe.

Nun war Herr Moorthal wirklich etwas stutzig geworden. Seit sechs Jahren hatte er aus schönem Frauenmunde nichts viermal Unterstrichenes mehr vernommen. Alle Wetter, die Welt wird toll! dachte er. Soll das böse Abſicht gegen mich sein? Alle Autorität schwindet ja, und die menschliche Gesellschaft

stürzt über den Haufen, wenn schon ein Epouseur seinen Nimbus zerzupfen sieht.

„Ach, mein Fräulein, ich habe nie so schwarz gesehen, wie in diesem Augenblick,“ sagte er mit einem elegischen Seufzer zu Fräulein Margarete Buchsbaum, der Tochter des Rotweinmenschen Isaaß. Er gedachte hiedurch seiner verbitterten Gemütsstimmung Ausdruck zu geben, Frau Buchsbaum sah jedoch darin eine böshafte Anspielung auf die konfessionell dunkle Haarfarbe ihres Kindes, dem soeben aller ererbte Rotwein vor Schreck aus den Wangen in die Kehle zurücktrat, und antwortete: er habe vollkommen recht, denn das (dreifach betonte) Fruchtgeschäft sei schon lange nicht so schlecht gegangen, wie jetzt, übrigens sei der (durchschossen gedruckte) Haber dann am teuersten, wenn er einen steche. Damit wandte sie sich ab, lächelte höhnisch und bewegte krampfhaft den Fächer, Fräulein Margarete aber folgte in allem ihrem Beispiel.

Herr Moorthal runzelte die Stirne und ging. Seine Füße traten so unsicher auf, als sähe er kein Parkett. Er fühlte sich gewissermaßen entwurzelt, ohne Halt in der Gesellschaft. Einen Augenblick hatte er die Empfindung, als sei er in Hemdärmeln oder in Pantoffeln auf den Ball gekommen, denn alles machte ihm so seltsame Augen und die deutenden

Fächerspitzen kamen ihm vor, wie lauter Fragezeichen.

Und warum das alles? War er jetzt minder heiratsmäßig, als zuvor? War er als Epouseur fallit, oder als Materialwarenhändler verheiratet? Er begriff es nicht. Er ärgerte sich blind, so daß er plötzlich heftig an einen spitzen Gegenstand stieß. Er hielt ihn anfangs für eine Tischecke, ward aber bald inne, daß er nur mit dem Bauche des Herrn Bierfabrikanten Bech zusammengestoßen war. Obgleich keiner von beiden dadurch lech geworden, zog Frau Bech dennoch ihren Gatten sofort aus der Gefechtslinie zurück und schob ihn als Bollwerk vor ihre Tochter, Fräulein Malwine, damit „jener Kornwucherer“ das arme Kind nicht „kompromittieren“ könne. Nicht besser erging es dem gestürzten Epouseur bei der Frau Obrist, für deren Tochter er sich kürzlich in so eklatanter Weise geopfert hatte. Seiner höflichen Frage, ob das Fräulein sich von der Mazurka bereits erholt habe, wurde die militärisch grobe Antwort: der Herr scheine das Tanzen von den Mäusen in einem (höhnisch) Getreidespeicher gelernt zu haben und man werde sich wohl hüten, wieder mit einem (vernichtend) Windmüller zu tanzen, der den Unterschied zwischen einem (verächtlich) Mehlsack und einer Obristenstochter nicht kenne.

Das hatte offenbar der Geist des seligen Obriſten Müller geſprochen, denn es war juſt die Geiſterſtunde geworden. Herr Moorthal, der vor einer Viertelſtunde den Sturz aus allen ſeinen Himmeln angetreten, hatte mit dieſem Momente die Erde erreicht, wo ſein Selbſtgefühl plattgequetscht liegen blieb, als habe er es auch bei ſeinen Bonbons ſtecken gehabt, und ſeine ganze Epouſeurgröße krachend aus den Fugen ging. Er begriff zwar nichts von all den Getreideſäcken, Mäuſen und Windmüllern, die ihm begegneten, aber er begriff vollkommen, daß er hier, für den Augenblick wenigſtens, in den Grund gebohrt, ruiniert, vernichtet ſei. Er entſchloß ſich alſo, dieſer hohlen, eiteln und aller Lebensart baren Welt den Rücken zu kehren und den Ball zu verlaſſen. Hundert Lorgnonſ folgten jeder ſeiner Bewegungen. Er glaubte ſogar Geficher und Fingergeschnalz zu hören. Und gerade, als er an Frau Kommerzienrat vorbeigehumpelt kam, ſchlug in Dr. Sternhells Stimme das Wort „Getreidehändlerin“ an ſein Ohr, rechts von einem tiefen „Pfui!“ der Mutter, links von einem hellen „Hihi!“ der Tochter flankiert . . .

Da huſchte er geſchwind zur Thür hinaus.

Die Welt hatte um eine gefallene Größe mehr. Die Zahl der entthronten Herrſcher hatte ſich abermals

vergrößert. Denn ein Epouseur, der aufgehört hat es zu sein, ist gar nichts mehr.

---

Drei Tage später brachten die Zeitungen die Notiz, daß der Verfasser des fünftägigen Original-Lustspiels: „Der Epouseur“, dem der vom Hoftheater ausgeschriebene Preis von eintausend Mark zuerkannt worden, ein gewisser Dr. Sternhell sei, dessen heiteres Talent zu den schönsten Hoffnungen berechtige.

---

Dr. Sternhell hatte auf jenem Balle die Hauptszene seines Preislustspiels aufgeführt, welche sich mithin sehr wirksam erwies. Frau von Heilshausen, die nun mit Erstaunen inne ward, wie wenig man von einem Epouseur und wie viel von einem Doktor der Philosophie erwarten dürfe, fügte zu dem Preise von eintausend Mark aus Eigenem noch das Accessit einer willkommenen Mädchenhand hinzu.

Denn wenn er auch kein „Epouseur“ ist, so heiratet er doch wenigstens Aglaja und keine andere: dachte sich die Frau Kommerzienrat ganz im stillen und hatte nicht einmal unrecht.





# Ja oder Nein?

(1874.)





Ich saß auf dem flachen Dache der schönen englischen Pension oberhalb Castellamare's im Golf von Neapel und starrte nachdenklich hinab in die azurnen Gewässer und hinauf in die azurnen Lüfte, deren vereinter Abendhauch mir kühlend um die Stirne fächelte. Es wurde eine Art Kriegsrat gehalten, ob es denn ratsam sei, morgen um Tagesanbruch die siebenstündige Fußwanderung über den Piccolo Sant' Angelo nach Amalfi hinüber zu unternehmen, so daß man morgens noch im Golf von Neapel und abends schon im Golf von Salerno das obligate Seebad nähme.

Die Partie war lockend genug. Immergrüne Eichen- und echte Kastanien-Wälder wechseln ab mit halbstundenlangen kühlen Treppenschichten über roman-

tische Steilwände, die reizende Schlucht des Val Bettica entschädigt für die drei Stunden elender Waldpfade und halsbrecherischen Gerölls von der Küste bis Gragnano hinauf. Es ist also Mühsal und Vergnügen so ziemlich in dem Verhältnis gemischt, das dem richtigen Touristen am liebsten ist. Nur leider ist der kleine Sant' Angelo nicht ganz sicher. Es kann einem leicht passieren, daß man auf seinen Abhängen an einen immergrünen Eichenast gehängt und dann von den Herren Briganten als Zielscheibe für schlechte Wiße und gute Kugeln benützt wird. Auch kann man ins Gebirge geschleppt und nur um mehrere Ohren und ein Lösegeld von 100 000 Lire ärmer wieder freigelassen werden, womit sowohl der Waldschatten, als auch die Sonnenglut des Weges zu teuer bezahlt wäre. Kein Wunder, daß wir uns die Sache reislich überlegten, denn Ohren und Lire hat kein Mensch zu viel.

Der gute dicke Capitano der Carabinieri von Castellamare, der an der Table d'Hôte mit uns gespeißt hatte, suchte uns zwar zu beruhigen. Die letzten drei Inglese seien ja schon 1865 droben bei San Lazaro ermordet worden, sagte er, das sei nun aber seitdem ein Fort geworden und habe eine ständige Besatzung. Und es sei zeither auf dem ganzen Paß keine tote Raube erschlagen worden, sagte er. Und in stockfinsterer

Nacht könnte man den Weg gehen, sagte er, man würde sich höchstens den Hals brechen wegen der Dunkelheit, aber nicht der Ring vom Finger würde einem abhandkommen. Übrigens gebe er uns ja gern ein halb Duzend Carabinieri mit, sagte er, das sei schließlich die beste Sicherheit, obwohl er wisse, daß sie keine Patrone würden zu verschießen brauchen, denn im schlimmsten Falle würden wir dem verrückten Michele begegnen, der zwar „so thut, als ob er so thäte“, aber auch nichts weiter.

„Was ist's mit dem verrückten Michele?“ fragten wir alle, ein Stück neapolitanischer Romantik witternd.

Der Capitano ließ sich nicht lange bitten und erzählte Folgendes:

In den fünfziger Jahren war Michele Lampi von Scaricatojo einer der gefährlichsten Banditen Unteritaliens. Er war eine Art König von Neapel, sein Scepter war die Büchse, seine Krone der Kalabreser, sein Thron der Monte Sant' Angelo, seine Residenz . . . überall und nirgends. Den ganzen südlichen Theil des Golfes, von Nocera, la Cava, Vietri und Salerno bis weit hinaus ins Meer, wo die Punta della Campanella der Insel Capri gegenüber die mächtige Halbinsel schließt, hielt er Jahre lang in Furcht und Schrecken. Ja, sein Arm reichte noch

weiter; manchen reichen Fang that er in den klassischen Sümpfen von Pästum und an den Abhängen des Vesuvio, und bisweilen klopfte er mit feckem Finger sogar an die Porta Capuana der Königstadt Neapel.

Er war ein schöner Bandit, schwarz wie der Teufel und heiß wie zweitägige Lava. Sein Wort war Tod, so sagten die Grundbesitzer vom Monte Pendolo und Monte Albino; aber sein Fuß war Leben, so sagten die Mädchen von Positano und die jungen Frauen von Vico Equense. Das Gold zog sein Blei an, wie der Magnet das Eisen, die fettesten Lords fielen in seine Neze; an seinen Händen klebte viel Blut, aber er brauchte doch keine Handschuhe zu tragen, denn König Ferdinand war ein guter Herr und die Erzellenzen in Neapel ließen auch mit sich reden . . . Michele Lampis Hand war nur außen rot, innen aber gelb, und das mußten die Herren in Neapel nur zu gut.

Eines schwülen Nachmittags, wie ihn der September alljährlich dreißigmal über die malariabritende Ebene Pästums breitet, rollte eine dreispännige gedeckte Kalesche auf der staubigen Chaussee vom Flecken Battipaglia gegen die untergegangene Seestadt Poseidons hin, deren uralte Säulentempel allein in übermenschlicher Größe aus der braunen Öde ringsum aufragen, ewige Steine,

an denen Normannen und Sarazenen, Kreuzfahrer und Bilderstürmer sich die eisernen Zähne ausgebissen. Am flachen Ufer des träg hinfließenden Flußes Sele hielt das schweißtriefende Dreigespann, um von der Fähre übergeholt zu werden, aber nicht die Fähre kam — die lag regungslos am jenseitigen Ufer — sondern hinter dem halbzertrümmerten Landpfeiler der nahen Brücke hervor stürzte eine bewaffnete Schar. Der Kutscher warf sich in Todesangst aufs Gesicht. Schüsse knallten, und ein alter Herr, der aus dem Wagen gesprungen, lag tot in seinem Blute.

Micchele Lampi riß den Wagenschlag auf. In der Ecke des Wagens lag, jeder Bewegung unfähig, das von Thränen überströmte Gesicht in ein Taschentuch versenkt, ein junges Mädchen. Micchele konnte ihre Züge nicht sehen, nur die herrliche schlanke Gestalt, von Jugend geschwellt und mit allem Liebreiz einer fremdartigen, nördlicher gestimmten Weiblichkeit übergossen. Ein krampfhaftes Schluchzen hob und erschütterte die feinen Formen und strömte sichtbarlich durch alle Fibern des jungen Mädchens, und in ihrem reichen goldigen Haar spielte heiter und lachend ein übermütiger Strahl dieser tödtlichen campanischen Sonne.

Ein unheimliches, brennendes Feuer sprühte in Miccheles Augen auf. Seine Lippen zuckten, als suchten

sie nach passenden Worten, um das wehrlose Opfer zu beruhigen. Aber sie fanden nichts und der Brigant schwieg. Trozig warf er den Schlag wieder zu, stieg auf den Bock, hieb in die Pferde ein und jagte, was das Gespann laufen konnte, querfeldein aufs Gebirge zu. Mit gellem Hilferuf fuhr jetzt ein blonder Mädchenkopf zum Schlage hinaus — „Vater! Vater!“ — aber die Kugel eines der hinterdrein sprengenden Räuber fauste ihr dicht am Ohre vorbei, daß sie erschreckt in ihren rollenden Kerker zurückwich.

Am Fuße des Gebirges wurde Halt gemacht. Michele Lampi zwang sein Opfer den Wagen zu verlassen und ein Maultier zu besteigen. So ging's durch pfadlose Hochwasserschluchten, über Blöcke und Geröll bergan. In einer Felseneinöde endigte ihr Weg. Dahin wurde alle Beute geschafft, auch die englische Miß.

Michele Lampi stand vor dem Mädchen, das sich müde auf einen Felsen niedergelassen. Er umarmte sie mit den Armen und sog ihr mit den Blicken den Atem aus.

„Nenne mein Lösegeld, Mörder; ein Federzug von meiner Hand schafft es Dir,“ sagte das Mädchen dumpf und zog den Schleier über ihr abgewandtes Gesicht.

„Madonna,“ entgegnete der Räuber, „es bedarf hier keines Federzugs, sondern bloß der Hand. Gold

und Silber hat Michele Lampi genug, er braucht das Cuere nicht. Cuere Lösegeld aber, Madonna, . . . das seid Ihr selbst!"

Wie von einer Natter gestochen, wandte sich das Mädchen plötzlich gegen den Mann, sie versengte ihn mit einem Blicke des glühendsten Hasses und unsäglichlicher Verachtung. Aber was nützt es, den zu hassen und zu verachten, in dessen Hand man gegeben ist? Jetzt erst stieg das Bild ihrer Lage in seiner ganzen Schwärze und Hoffnungslosigkeit vor ihren Augen auf; ein Schwindel faßte ihr Gehirn, die Welt verschwamm vor ihren Sinnen, sie sank bewußtlos auf den Fels zurück. — —

Auf dem Grunde einer tief in den Fels gehöhlten Zisterne kam sie wieder zu sich. Dichtes Gebüsch von Lorbeer und Myrten erfüllte den engen Raum um sie her und reichte ihr weit über den Kopf. Nur ein Stückchen blauer Himmel lachte oben herein, unbekümmert um das tödtliche Weh eines brechenden Menschenherzens. Und als sie emporblickte, sah sie mitten in diesem lachenden Blau einen tiefschwarzen Fleck, . . . das härtige Gesicht Michele Lampis, der oben auf dem Bauche lag und, als er's im Gebüsch sich regen sah, herunterfragte:

„Willst Du mein sein, Madonna? Ja oder nein?“

„Nein,“ kam es aus der Tiefe zurück, wie ein Echo seiner eigenen Stimme.

Der schwarze Fleck oben verschwand.

Die Sonne stand gerade über der Zisterne, da scholl es von oben wieder hinab, dumpf und drohend:

„Ja oder nein?“

„Nein,“ gab das Echo zurück, leise verwimmernd an den Steinwänden des Brunnens.

Und als der Mond über der Grube stand, da scholl es zum drittenmal hinab, wutbebend und fast wie Tigergebrüll anzuhören:

„Madonna, ja oder nein?“

„Nein,“ kam es zurück, leise, leise, wie ein ersterbender Hauch.

Still war die Nacht und schlaflos. Am Rande der Grube lag Michele Lampi die ganze Nacht und blickte hinab in die schwarze Tiefe, unverwandt, und horchte hinab mit allen Sinnen glühender Leidenschaft. Aber nichts rührte sich unten.

Was ging in seinem Gehirne vor? Welchen barbarischen und wahnwitzigen Entschluß reifte in seiner Brust der Einfluß der unheimlichen Nachtgöttin Hekate? Wie mit tausend Hämmern pochte es in allen seinen Nerven und hielt den Schlummer von seinen Lidern ab. Was hatte er für den Morgen vor? Wußte

er es selbst? Wußte er auch nur zu deuten, was in seinem Herzen vorging diese Nacht? Hatte er solchen Schmerz und solche Verzweiflung schon je zuvor gefühlt? Von innen heraus glühend, wie im Fieber, lag er oben im kühlen Nachttau und lauschte, lauschte, lauschte hinab in den schwarzen Schlund des Brunnens.

Als der Morgen kam, erwachte er aus diesem Wachen voll Versunkenheit, Wahn und Rausch. Er schüttelte sich wie ein wildes Tier und fuhr mit den Händen über sein verstörtes Gesicht. Dann streckte er den Hals, neigte sich über den Rand hinab, und wie Donner dröhnte es hinein in den Schacht:

„Ja oder nein, Madonna?“

Er lag und horchte gespannt. Alle Fasern seiner Seele hingen an dem Echo, das da kommen würde. Von diesem Echo hing all das Gräßliche, Teufelische ab, was an dem Feuer seiner Leidenschaft die Nacht über in ihm zur Reife gegoren.

Kein Echo kam. Im tropischen Gebüsch unten regte sich kein Blatt; stumm und still stand alles. Nichts zu sehen, nichts zu hören.

„Holla, schön Liebchen, wach auf, die Sonne der Liebe steht über Dir!“

Kein Laut da unten.

Micchele fühlt, wie sein Herz sich zusammenschürt.

Seltzam! Das siedende Blut in ihm, es ist im Augenblick zu Eis erstarrt. Was er ahnt, er weiß es nicht, aber etwas ahnt er. Hinunter, hinunter!

Seildicker Epheu in langen Gehängen reicht an den Felswänden hinab bis auf den Grund. Michele klimmt, gleitet, springt in die Tiefe. Da liegt seine schöne Gefangene im Lorbeergebüsch, bleich, kalt und stumm. Eine Kreuzotter hatte sie gestochen, oder eine Viper, deren es in solch tropischem Urdickicht die Fülle giebt.

Tot, tot! Und „Nein!“ war ihr letzter Hauch gewesen.

Noch klang es in Michheles Ohre fort, dieses Nein; dieses leise, leise, dahinsterbende Nein, mit dem zugleich ihre Seele entfloh. Wild lachte er auf und rannte mit dem Schädel gegen die Steinwände, dann warf er sich über die Leiche und bedeckte sie mit Küssen, deren Höllenglut sie doch nicht erwärmen konnte. Dann lachte er wieder, und sang, und tobte, und weinte, und raufte sein Haar und die Lorbeerbüschel aus, — — — mit Gewalt mußten die Genossen ihn aus der Zisterne ziehen, die sie verschütteten.

Die Bande verließ den Ort und löste sich auf. Michele Lampi stellte sich selbst den Gerichten als Mörder des alten Engländers, saß ein Jahr in Unter-

suchungshaft und wurde dann von den Geschworenen — gewöhnlicher Fall in Süditalien — als nichtschuldig und wahnsinnig erklärt. Er ging frei aus.

Aber Michele Lampi war ein gebrochener Mann mit zerstörtem Hirn und geknickter Seele. Nicht vom Knall seiner Büchse, nur von seinem wahnsinnigen Gelächter voll Selbstverhöhnung und Verzweiflung erklangen noch die Schluchten des Piccolo Sant' Angelo. Und zuweilen kommt ein Reisender über den Berg herüber, bleich und verstört, mit zitternden Gliedern, seiner Zunge nicht mächtig — — —

In diesem Augenblick erscholl Hufgetrappel und Stimmengewirr unten im Hofe. Der Capitano hielt in seiner Erzählung inne und wir traten an die Balustrade, welche die Plattform des Hauses gegen den Hof hin begrenzte. Als wir hinuntersahen, brachen wir in ein Unisono geräuschvoller Heiterkeit aus, denn ein Pensionär des Hauses, Mr. White, war eben hoch zu Maultier eingetroffen, aber du lieber Himmel, in welchem Zustande! Auf den Hals seines Mulo vorgeneigt, hielt er denselben mit beiden Armen fest umklammert, daß das arme Tier fast erstickte. Die Fühlung mit den Bügeln hatten seine Schuhe längst verloren und er saß mehr auf der Schulter des Tieres, als im Sattel. Es kostete einige Mühe ihn vom Pferde zu heben und

halbwegs aufrecht auf die Sohlen zu stellen. „Was ist geschehen? Was ist Ihnen zugestoßen?“ bestürmte man ihn von allen Seiten. Aber „bleich und verstört, mit zitternden Gliedern, seiner Zunge nicht mächtig“ — ganz wie der Capitano soeben gesagt — stand er da. Wir hißten ihn gleichsam auf die Terrasse hinauf und setzten ihn unter ein blühendes Meandergebüsch. Dort kam er nach und nach zu sich und konnte uns Folgendes berichten:

Mr. White hatte sich des Morgens einen Führer genommen und war mit ihm über Gragnano den beschwerlichen Weg hinaufgestiegen zur Höhe des Passes — Sant' Angelo a Guida heißen die Bauern den Ort — um sich an der wilden Natur des Gebirges zu laben. Dort nun, in der Schlucht, wo rechts die langgestreckte La Parata anschwillt, während links das massenhafte Gestrüpp des Piano di Perillo herüberwuchert, geschah ein Entsetzliches. Aus den Büschen hervor brach plötzlich eine wilde, düstere Riesengestalt, von dunklem Mantel umflattert, den zerlumpten Filz tief über die umbuschten Augen herabgezogen. Mit einem wahren Siebenklasterschritt — so erzählte Mr. White — stand der Unhold vor dem nichtsahnenden Wanderer, hielt ihm ein Pistol vor die Brust und rief mit Donnerstimme: „Ist Dein Rock grün oder blau?“

Ja oder Nein?" Der überraschte Gentleman konnte sich im Augenblick des ersten Schreckens über den Sinn oder Unsinn der grotesken Frage wohl nicht klar werden, nur die furchterregende Betonung derselben war ihm deutlich genug, und noch mehr das Knacken des Hahnes vor seiner Brust. „Ja!“ stöhnte er also aufs Geratewohl, denn wer würde wohl einem solchen Frager mit festem Nein zu begegnen wagen? Der Schwarze aber, wie er das „Ja“ vernahm, senkte das Pistol, schlug eine teuflische, wilde Lache auf, daß die ganze Schlucht widerhallte, und war plötzlich verschwunden mit einem einzigen Schritt, wie er gekommen. Mehr tot als lebendig erreichte Mr. White seinen Wohnort; ein Glück, daß das Maultier den Weg kannte, denn der Führer hatte sich nur zu rasch aus dem Staube gemacht und den Englese seinem Schicksale überlassen.

„Der verrückte Michele war's,“ sagte der Capitano gleichmütig. „Das ist so seine Art. Mit einer ungeladenen Pistole weglagert er in dem Gebirge, dessen Schrecken er einst gewesen, und hält die Fremdlinge an mit einer beliebigen sinnlosen Frage, die regelmäßig mit „Ja oder Nein“ schließt, obgleich sie weder mit Ja, noch mit Nein zu beantworten ist. Natürlich antwortet ihm jeder mit Ja, worauf er ein schrilles Gelächter ausstößt und verschwindet. Er ist eine Art

Sphinx dieses Gebirges und giebt jedem sein Rätsel auf; dabei ist er ganz ungefährlich, jedoch glaube ich, daß er zuletzt doch noch seinen Ödipus finden wird, der ihn in der ersten Überraschung über den Haufen schießt. Armer Teufel!"



Drei Weihnachten.

---





## I.

### Dr. Silbenstechers Weihnachts-Abenteuer.

(1874.)

**D**r. Carlmann Silbenstecher war fünfunddreißig Jahre alt, vier Schuh und drei Zoll hoch, zweimal geimpft, in Leipzig zum Doktor der Philosophie promoviert und nur an einer Schulter ein wenig schief; er trug Brillen Nr. 6 konkav, das Haar lang, dünn und schlicht, und rasierte sich wöchentlich einmal selber mit einem längst ins Deutsche übersetzten altenglischen Rasiermesser, welches in Bischof Percys Sammlung seinerzeit gewiß nur aus Versehen nicht aufgenommen wurde. Man sieht also, daß phil. Dr. Silbenstecher, zumal wenn man in Anschlag bringt, daß er als Fachwissenschaft die klassische Philologie betrieb, ein recht annehmbarer junger Mann war.

Seine materiellen Verhältnisse waren nicht minder befriedigend, denn obgleich er im Augenblick noch gar kein Einkommen hatte, durfte er doch hoffen, mit Beginn des zweiten Semesters, wenn er sich als unbesoldeter Privatdozent an der Universität habilitiert haben würde, zwei oder drei, ja vielleicht vier Auditores zu fünf Gulden Kollegiengeld zu kriegen, was immerhin als ein schöner Anfang betrachtet werden muß.

Allein trotz dieser glänzenden Aussichten war der junge Philologe am 24. Dezember nachmittags sehr schlecht aufgelegt. Er hatte den ganzen Tag leidenschaftlich an dem Gegenstande gearbeitet, den er als Privatdozent vorzutragen gedachte, nämlich über die „Kritik der verloren gegangenen Bücher des Livius“ — einen sehr schweren Stoff, da nicht vorhandene Bücher nicht leicht zu kritisieren sind. Und nun war es Abend und er sollte die nicht vorhandenen Bücher beiseite legen und zum guten alten Professor Librarius gehen, der den Vereinsamten gebeten hatte, den heiligen Abend im Kreise seiner Familie zuzubringen.

Die Sache war ihm sehr unangenehm. Was ging ihn denn als klassischen Philologen dieser ganze moderne Schnickschnack an? Livius thut weder in seinen vorhandenen, noch in seinen verlorenen Schriften des Weihnachtsfestes Erwähnung; in der Naturgeschichte

des Plinius kommen zwar mancherlei Bäume, aber nirgends kommt ein Christbaum vor; das Christkind wird selbst in Xenophons Erziehungsgeschichte des Cyrus auch kein einzigmal erwähnt. Diese ganze Weihnachts-Unterhaltung lag so sehr außerhalb seines Ideentranges, daß sie ihn förmlich zurückschreckte. Aber andererseits war Herr Dr. Librarius ordentlicher öffentlicher Professor der klassischen Philologie an der Universität und ihm sehr gewogen. Seine Unterstützung mußte ihm auf der akademischen Laufbahn ungemein förderlich werden. Er konnte ihm sogar vorkommendenfalles einen oder den andern mittellosen Hörer, der kein Kollegiengeld bezahlte, für seine „Kritik der nicht vorhandenen Bücher Livii“ zuweisen. Sein und des Livius' Interesse erforderte also gebieterisch, die Studien heute ruhen zu lassen und ins Haus des Professors zu gehen.

An der Thüre des Professors fiel ihm erst ein, daß derselbe auch eine Tochter habe. Er blieb, den Finger schon zum Bochen gekrümmt, auf der Schwelle stehen und überlegte, ob dieser Umstand an seinem Besuche nichts ändere. Da aber Naußikaa die Tochter des Alkinoos, Elektra die Tochter des „Anax Andron“, vulgo Agamemnon, Tullia die Tochter des Servius Tullius, Lukrezia die Tochter des Lukrezius war und überhaupt sich aus dem klassischen Alterthume zahlreiche

Beispiele anführen lassen, daß ganz respectable Leute, die fließend Griechisch oder Latein oder gar beides sprachen, weibliche Töchter besaßen, so fand Dr. Karlmann auch gegen die Tochter des Professors Librarius nichts Stichhaltiges einzuwenden und trat ein.

Der kleine Kreis, den er vorfand, war eigentlich ein Viereck, das aus dem Professor, seiner Frau, Fräulein Christine und deren ehemaliger Erzieherin, jetzt Gesellschafterin, Mademoiselle Sophie bestand. Dem alten, schneeweißen Professor war er längst von Herzen gut, denn der war ein geborener Vater für alle Welt; auch die Frau Professorin war eine herzensgute Frau, aber sie wäre doch nicht geschmeichelt gewesen, wenn man auch sie eine geborene Mutter genannt haben würde. Fräulein Christine war eine Blondine von siebzehn Frühlingen, während Mademoiselle Sophie unter einem Vierteljahrhundert schwer zu haben war.

Die Frau Professorin verließ bald das Gemach, denn sie hatte im Salon den Christbaum zu rüsten. Die anderen waren kurz darauf in ein lebhaftes Gespräch verwickelt, an dem der junge Philologe durch ein harpokratisches Schweigen teilnahm. Um seine Zunge zu lösen, winkte der Professor seinem Töchterlein und Christine brachte alsbald ein paar sehr lange Pfeifen herbei, stopfte sie ganz kunstgerecht und reichte

sie den Herren, während Mademoiselle zwei prächtige Fidibusse fältelte und in Brand steckte.

Sogleich wurde die Stimmung behaglicher und das Nikotin löste Karlmanns Zungenbändchen so weit, daß er Christinen das Kompliment machte, sie sei so klein und schmuck, wie das griechische „An.“ Leider verstand sie die Tragweite dieser Höflichkeit kaum, denn sie kannte das „An“ nicht und wußte nicht, daß in Passows griechischem Wörterbuch ein ganzer Druckbogen in Folio mit dem Wissenswerten über das Wörtchen „An“ vollgedruckt ist. Mit um so größerem Vergnügen hörte dagegen der Vater diesen gelehrten Einfall und meinte ermunternd:

„Es ist nur gut, daß sie nicht auch so schwer zu fassen ist, wie das „An.“

Das wieder verstand Dr. Karlmann nicht, nur der Professor verstand es und . . . die Professorin würde es auch verstanden haben, die aber war jetzt draußen beim Christbaum und hantierte mit papiernen Ketten und vergoldeten Nüssen. Indes ging das Gespräch seinen Gang. Unter der Wirkung des Nikotins erlaubte sich Karlmann „auf die Wurzeln Christinens zurückzugehen“ und konstatierte, daß ihr Name von dem griechischen Verbum „chrio“ (ich salbe) herstamme, also ungefähr „die Pomadierte“ bedeute.

Hiegegen erhob sich aufs entschiedenste Mademoiselle Sophie, indem sie erklärte, der Glanz von Christinens blondem Haare sei ein natürlicher und rühre nicht von schnöder Pomade her; sie müsse das am besten wissen, denn seit sieben Jahren habe sie das liebe Kind täglich selbst gekämmt und daher könne sie jene griechische Pomade nicht auf Christinens Namen und Haar sitzen lassen.

Alles lachte, nur Karlmann fühlte, daß er hier eigentlich eine Nase bekommen. Er hüllte sich wie der „Zeus Nephelegeretes“ (der Wolkenjammler) Homers in ein blaues Gewölk, um seine Verlegenheit zu bemänteln. Übrigens lenkte erst dieser Zwischenfall seine Aufmerksamkeit auf Mademoiselle Sophie. Sie war ja eine Französin und das Französische eine moderne Sprache, die ihn als klassischen Philologen gar nichts anging.

„Nehmen Sie ihr den Verweis nicht übel, Doktor,“ fiel der Professor ein, „sie ist eine Gallierin, also eine Feindin der Nation Ihres Livius. Gewiß hat sie auch die fehlenden Bücher des Livius geraubt, die Ihnen so sehr ans Herz gewachsen sind.“

Die Französin hatte durch diese Wendung des Gesprächs in Karlmanns Augen sehr gewonnen. Eine Gallierin also, eine Enkelin des Brennus! Die Madame Dacier fiel ihm ein, welche eine treffliche Ken-

nerin der alten Sprachen war und dennoch eine Französin. Er fragte Mademoiselle, ob sie vielleicht aus dem senonischen Gallien sei.

„Aus Narbonne, Herr Doktor, wo der gute Honig wächst.“

„Provincia Narbonensis,“ fügte der Professor hinzu.

„Auch Gallia braccata,“ ergänzte Karlmann; „von den braccæ, d. i. langen Hosen, welche daselbst allgemein getragen wurden.“

Die Damen waren sehr bestürzt ob dieses archäologischen Details, der Professor lachte aus vollem Halse, Dr. Karlmann aber blies Ringe aus Rauch, daß es in der Luft bald aussah wie in einem Juwelenladen, und die kleine Christine steckte in ihrer mutwilligen Unschuld die Finger durch die zitternden weißen Ringe, daß dem jungen Philologen ganz seltsam um den Magen wurde und Valage ihm einfiel, und Chloe und Doris und andere klassische Mädchen, in Elzevir, mit variorum Noten — —

Mittlerweile ging die Salonthüre auf und Frau Professor lud die Herrschaften ein, den Festsaal zu betreten.

„Auf zur Aula!“ rief der Professor.

Ein allgemeines Ah! erscholl, als man des lichter-  
sprühenden Tannenbaumes ansichtig wurde, und wo

alles Ah! rief, konnte Dr. Karlmann Silbenstecher nicht gut der einzige sein, der Bäh rief wie ein Schaf, obgleich dieser Ruf in der Streitfrage über die Aussprache des Altgriechischen eine Rolle spielt. Er rief also Ah! wie die übrigen. Aber der Ton kam nicht aus seinem Herzen, nur aus seiner Kehle; auch Cicero hatte nie über einen Christbaum Ah! gerufen. Er hatte so gar keine Idee davon, wie man sich unter einem Christbaum benimmt, und wie man sich über ihn freut, und wie man ihn geplündert.

Die Gallierinnen haben ein eigentümlich scharfes Auge für Seelenzustände und Mademoiselle Sophie las vieles davon in den unschlüssigen, sauertöpfischen Mienen des Doktors. Sie war eine gute Seele und sogar einer guten Idee fähig. Im Nu hatte sie mit Bleistift Karlmanns Namen auf einen Zettel geschrieben und den Zettel an ein Paket auf dem Christbaum geheftet, das früher ihren eigenen Namen trug. Es war nur ein halber Moment gewesen und niemand hatte den Streich bemerkt, denn Professor und Professorin zischelten eben etwas sehr Intimes auf der Thürschwelle.

„Nun?“ fragte die Gattin den Gatten.

„Er hat sie mit dem griechischen „An“ verglichen,“ entgegnete dieser.

„Wie? das ist ja eine Impertinenz.“

„Nein, meine Liebe, ein Kompliment. Und dann hat er Ringe geblasen, und die alberne Christine hat die Finger hindurchgesteckt, — eine förmliche Verlobung, sag' ich Dir.“

„Aus Rauch, — bah!“

Sie traten unter den funkelnden Kerzenbaum, wo alles in Freude schwamm. Es ist eine gar schöne Gabe Gottes, auch in späteren Jahren noch naiv sein zu können, wo die Gelegenheit es erheischt. Tannenzapfen ungewöhnlicher Art und Form waren für jedes aufgehängt und nun ging's ans Pflücken. Dr. Karlmann stand in seltsame Empfindungen verloren etwas zurück. Diese ganze Gemütlichkeit war ihm so ungemütlich, weil er außerhalb ihres Bannkreises stand. Er fühlte etwas Ähnliches, wie der Bettlerknabe, der barfuß und zähneklappernd im frischen, weißen Christnachtschnee auf der Straße steht und durch ein schlecht verhängtes Fenster in eine weihnachtshelle Stube voll Freude und Glanz und Ofenwärme hineinguckt. Er hätte in diesem Augenblick etwas gegeben um ein „Reallexikon des klassischen Altertums“, wenn es auch nur „für Gymnasien“ gewesen wäre, um darin nachzuschlagen, ob nicht doch eine Notiz über Weihnachten zu finden sein möchte. Er durchwühlte sein Gedächtnis nach irgend

einer einschlägigen Stelle in Tacitus' „Germania“, aber auch das vergebens. Und dann kam ein Gefühl der Ratlosigkeit über ihn, und der Gott- und Menschenverlassenheit und der Verwaistheit. Und so dachte er bei sich, er wolle versuchen, dieses läppische Zeug all zu verachten; aber seltsam, diese Verachtung fiel, beim Herkules! beinahe wie Neid aus. Und so wandte sich Karlmann, seine schiefe Achsel zuckend, hinweg und schließlich schaute der Thür zu.

Die Frau Professorin hätte Professorin der Psychologie an der ersten Hochschule sein mögen, wenn sie Karlmann in diesen Augenblicken aus wohlberechneter Absicht so ungestört seinen eigenen Empfindungen überließ. Wir wissen natürlich nicht, ob Absicht oder Zufall dies so gefügt.

Aber als Karlmann sich der Thüre zuwandte und sie schon beinahe erreicht hatte, kam eine vergoldete Nuß ihm nachgeflogen und traf ihn just am rechten Ohrläppchen. Dies war jedenfalls Absicht und Zufall zugleich; Absicht der Wurf, Zufall das Treffen am rechten Ohrläppchen. Wer den Wurf gethan, das wußte er nicht; er fühlte es nur, aber dieses Gefühl stand in seinem Innern so unbezweifelbar da, wie das positivste Wissen. Die Nuß kam, seinem Gefühl nach, direkt aus der provincia Narbonensis, wo der

gute Honig wächst und die Leute ehemals *braccæ*, d. i. lange Hosen trugen, daher sie auch *Gallia braccata* hieß.

Karlmann kehrte zum Tisch zurück und zwang sich zu einer nicht heiteren Miene, die ungefähr so aussah, wie das Antlitz König Porjennas beim Attentat des Mucius im Livius geschildert ist (leider in seinen nicht verlorenen Büchern). Er trat unter den Baum und begann ihn mit einem ingrimmigen Lächeln zu befühlen, zu begucken, zu beriechen. Es regnete heiße Wachsstropfen auf seinen antiken schwarzen Tract herab, er aber achtete des Dante'schen Hölle-regens nicht und guckte verzweifelt auf das unverständene Wunder des Kerzenbaumes los.

Da plötzlich — es gab ihm einen Schlag auf die Brust — unmöglich! es mußte eine optische Täuschung sein. Nochmals sah er mit seinen Gläsern auf den weißen Zettel und gewiß, es stand sein Name darauf. Mit einer anziehenden Unleserlichkeit hingekritzelt: „Dr. Charlemagne Silbenstecher.“

Mit zitternder Hand griff er nach dem Paket, aber er konnte es nicht losmachen, bis ihm Christine lachend zu Hilfe sprang.

„Und da ist auch noch was für Sie, Herr Doktor!“ rief die Kleine, die jetzt eine große Papiervolle erblickte,

welche, gleichfalls mit Karlmanns Namen bezeichnet, aus der Höhe herabbaumelte.

Der Doktor nahm die Rolle in Empfang und entrollte sie mechanisch, — das ist ja das Wenigste, was man thun kann, wenn einem eine Papierrolle beschert wird. Dann rollte er das Papier wieder zusammen und steckte es in den Frackschoß, ohne ein Wort zu sagen. Mit Erstaunen sah ihm die Professorin ins Gesicht.

„Nun, Doktor,“ fragte der Professor, „Sie sagen gar nichts zu der Rolle?“

„Die Rolle . . . ach ja, die Rolle,“ stotterte Karlmann und holte sie wieder hervor. Der Mann hatte wahrhaftig nur hineingestarrt, ohne sie zu lesen, und wußte keinen Buchstaben von ihrem Inhalt. Nun, da er wieder hineinsah, stieß er einen Schrei der Überraschung aus und sank in einen Fauteuil.

„Aequam memento rebus in arduis,“ \* warnte der Professor lachend.

„Servare mentem,“ ergänzte der Doktor und gewann durch diesen Anhauch Horazischen Geistes seine Fassung wieder.

„Wir haben Sie einstweilen zum Gymnasialprofessor ernennen lassen,“ sagte der alte Professor schmun-

---

\* Sei beflissen, in der Bedrängnis den Gleichmut zu bewahren.

zelnd, „damit Sie doch auch nicht ohne Weihnachtsgeschenk ausgehen, ha ha ha!“ Und er lachte, daß die Flämmchen des Christbaumes zu erlöschen drohten.

„Wahrhaftig, Doktor, Sie fangen an, eine Partie zu werden,“ scherzte die immer absichtsvolle Professorin; „schade, daß ich schon verheiratet bin.“

Diesen nach zwei Seiten hin sehr anzüglichen Nachsatz hätten weder der Doktor, noch der Professor ohne Gegenbemerkung können passieren lassen, wenn sie nicht soeben in einer wichtigen philologischen Untersuchung begriffen gewesen wären. Sie studierten die Adresse des Pakets, das dem Doktor als anderes Geschenk aus dem Stegreif zugefallen war, ohne daß jemand in der Familie darum gewußt. Als die Professorin dazu kam und in dem Paket eines erkannte, das sie selbst an den Baum gehängt, aber mit Mademoiselle Sophiens Namen bezeichnet hatte, waren auch die beiden Philologen bereits auf wissenschaftlichem Wege zu dem Resultat gelangt, es müsse Mademoiselle Sophie den Zettel durch einen andern mit dem Namen des Doktors ersetzt haben. Sie erkannten nämlich den Urheber des Streiches als Franzosen, da der altfränkische Taufname Karlmann in der Adresse mißverständlich als „Charlemagne“ erschien, was doch Karl den Großen bedeutet, während Karlmann nur der jüngere

Bruder des großen Karl gewesen ist. Dieser philologisch-historische Schnitzer wies zweifellos auf Frankreich, die Heimat der Ungründlichkeit hin, und damit war Mademoiselle Sophie verraten.

Sie war etwas verlegen, als die Sache offenbar wurde, die Professorin hüllte sich in ernstes Schweigen, der Professor lachte, bis ihn die Seite schmerzte, Christine fand die Geschichte köstlich, fiel ihrer Gesellschafterin um den Hals und küßte sie in zwei Sekunden fünfunddreißigmal, und der Doktor war so verwirrt, daß er sich bei Mademoiselle wegen des Irrtums, den sie begangen, entschuldigte. All dies wurde aber noch ärger, als Christine in ihrem Mutwillen das merkwürdige Paket aufriß, um zu sehen, was es enthalte, und ein Paar hübscher Damenpelzschuhe zum Vorschein kamen.

„O, die sind für mich viel zu klein!“ rief Christine, „die können nur Sophien gehören.“

Karlmann erinnerte sich sogleich, daß schon die Alten den Gallierinnen zarte Füße und Hände nachrühmten. Die Heiterkeit ob dieser Entwicklung der Angelegenheit war sehr groß und ergriff sogar die Frau Professorin, obgleich sie dadurch ein wenig verstimmt war, daß Christine unbedachterweise ihre eigenen Füße öffentlich zu Gunsten Sophiens in den Schatten gestellt hatte. Der gute Professor seinerseits ward darüber

ganz jung und umarmte alle Anwesenden, Mademoiselle gar aus Versehen zweimal, und bestand darauf, die Pelztiefelchen müßten nun dem Doktor gehören, da sie ihm vom Christkind beschert worden, und da er sie doch nicht selbst tragen könne, sollte er sie wenigstens nachts vor seine Thüre exponieren, Christkindlein würde ihm dann wohl jemanden hineinstellen, dem sie just paßten, — — hier stieß ihn die Professorin mit dem Ellbogen und raunte ihm ins Ohr, doch ums Himmels willen zu schweigen, denn Christinen seien ja die unglückseligen Schuhe zu klein.

Indessen gings zu Tische. Karlmann, der noch immer seine ganze klassische Belesenheit anstrengte, um einen Fingerzeig zu finden, was man mit weiblichen Pelztiefelchen anfangen könnte, war hiedurch so in Anspruch genommen, daß er gar nicht bemerkte, in welcher Nachbarschaft er saß. Christine auf der einen, die Frau Professorin auf der anderen Seite, ward es ihm diesen Abend sehr schwer gemacht zu verhungern. Und der Mann hätte es bei Gott doch beinahe fertig gebracht, denn er vergaß immer zu essen. Wir wollen annehmen, daß nicht Mademoiselle Sophie, nur ihre Pelztiefelchen daran schuld waren. Mein Gott, wer kann in die Tiefen eines philologisch geschulten Herzens eindringen!

Die gute kleine Christine hatte eine gar undank-

bare Mühe an ihn zu verschwenden und jeder seiner Gedanken, während er aus ihrer Hand aß, war schöner Undank. Die Enkelin des Brennus hatte das Schwert ihres Vorfahrs in die Wagschale geworfen und das überwog alles. Als Christine ihn mit Rheinlachs versorgte, dachte er bei sich: es sei doch ein klassischer, antiker Edelmut von jener Gallierin, für die blonden Haare sozusagen einer Nebenbuhlerin eine Lanze zu brechen. Und als Christine ihm den schönsten Trutzhahn vorsetzte, ging ihm die Selbstaufopferung jener Gallierin im Kopfe herum, die sich selbst beraubte, damit er nicht leer ausgehe und betrübt vom Christbaum scheide, — allerdings war ihm mit Pelzstiefelchen wenig gedient, da das ganze Paar noch viel zu klein wäre als Handschuh für eine einzige seiner Hände, aber sie habe ja nicht wissen können, was das Paket enthalte, und ebensogut hätte es Marzipan oder ein Nasenwärmer sein mögen, in welchem Falle ihr Anschlag gelungen und vielleicht gar nicht aufgekommen wäre. Und als Christine ihm Obst und Backwerk bot, dachte er nicht an alle die Trauben, Mandeln und Datteln, sondern nur an eine einzige goldene Nuß, die ihm jemand damals nachgeworfen, als er im Gemüt gar sehr verdüstert gewesen. Und wie Christine den goldenen Rheinwein in seinem grünen Römer perlen

ließ, dachte er: Wie, wenn jene Gallierin wirklich, wie der Professor scherzte, die fehlenden Schriften des Livius geraubt hätte? Ich wäre wahrhaftig im Stande, sie zu heiraten; bin ich doch jetzt eine Partie, wie Frau Professor sagt. Und ihm fiel ein, daß auch den Alten die Ehe nicht unbekannt gewesen, und daß man in Griechenland, sowie in Rom nicht minder, fortwährend eifrig darauf losgeheiratet habe, ohne daß die Reinheit der klassischen Sprachen darunter gelitten. Und als später der Punsch kam und alles ringsum in rosigeren Farben erglühte, da fand Dr. Karlmann, daß eigentlich auch Christine ein sehr liebes, gutes Kind sei, aber in seiner Voreingenommenheit für die provincia Narbonensis formulierte er sich diese Wahrheit augenblicklich so: Welch ein vortreffliches Geschöpf muß jene Gallierin doch sein, da ihre Erziehung aus Christinen ein so liebes und gutes Ding machen konnte.

Und der Punsch that seine Wirkung, die Köpfe wurden immer wärmer und die Zungen immer freier. Der Weihnachtspunsch ist ein ganz besonderer Trank, dem manche wunderbare Kraft innewohnt. Er macht die Seelen durchsichtig wie eitel Transparente an Kaisers Geburtstag, und die Herzen rosenfarben wie lauter Mairosenbüsche. Falsch und Trug bestehen vor ihm nicht, noch Leid und Sorge. Die Frau Professorin

war gar mütterlich gestimmt und beschäftigte sich sehr liebevoll mit dem Arrangement von Karlmanns Zukunft. Sie möblierte ihm im Nu sein ganzes Leben und stellte ihm natürlich als unentbehrliches Möbel eine liebe, gute, kleine Frau in den Kofen. Nun, da er Gymnasialprofessor geworden, werde er die ja gehörig in stand halten können. Und der alte Professor Librarianus nickte dazu beifällig mit dem weißen Kopfe und nicht minder nickte der junge Professor Dr. Karlmann Silbenstecher, der unter einigem Stocken und wiederholentlich verschluckter Herzstärkung es glücklich herausbrachte, daß er selbst einsehe, wie des Publius Ovidius Naso „ars amandi“ d. i. „Kunst des Liebens“ eigentlich für das Herz des lebendigen Philologen doch nicht ganz ausreiche, und daß er auch aus des Lucretius „de rerum natura“ d. h. „über die Natur der Dinge,“ ja sogar aus Ciceros „de senectute,“ d. i. Abhandlung „über das Alter“ manche Stellen zur Unterstützung dieser Ansicht anziehen könnte, dies aber aus Rücksicht auf die im Latein nicht hinreichend versierten Damen unterlasse, und daß er längst eingesehen, welch thörichtes Leben das unbeweibte sei, und es daher für dringend nötig erachte, endlich einmal diese Thorheit ab- und dagegen zu jener Weisheit zu schwören, so da auf Griechisch „Sophia“ heißt. — —

Manche andere Gesellschaft würde vielleicht all dies nicht sogleich begriffen haben, die anwesenden Damen waren jedoch in einer philologischen Atmosphäre aufgewachsen, so daß sie die Anspielung keinen Augenblick mißverstehen konnten. Die Wirkung derselben äußerte sich auch sofort.

„O, das bricht unserer armen, kleinen Christine das Herz,“ flüsterte die Frau Professorin ihrem Gatten mit pochendem Busen ins Ohr.

„Glaube kaum,“ entgegnete dieser, der sich von einer momentanen Verdußtheit gleich wieder erholt hatte und der alte gute Allerweltspapa geworden war.

Und er wies auf Christine, welche in kindischer Freude im Zimmer umherhüpfte und tolles Zeug durcheinanderschrie von Hochzeit und Hochzeitskuchen und Brautjungfertum, und zwischendrein ihre Freundin umarmte und herzte vor Vergnügen an dem Glück, das dieser bevorstand.

„So thut man in der Regel nicht, wenn einem das Herz brechen soll,“ flüsterte der Professor seiner Frau zu und diese mußte anerkennen, daß sie sich geirrt habe. Sie tröstete sich auch gleich damit, daß es denn doch eigentlich keine rechte Partie für ihre Christine gewesen wäre, denn erstens X,<sup>7</sup> und zweitens Y, und drittens Z, — sie wußte gleich eine Menge Gründe,

welche darthaten, daß Dr. Silbenstecher besser thun werde Sophie zu heiraten.

„Nun sehen Sie, Doktor,“ rief der alte Professor lustig, „das Christkind hat Ihnen richtig jemanden in Ihre Pelzschuhe hineingestellt, und versuchen Sie nur, ob sie dem jemand nicht vollkommen passen.“ — —

Dr. Karlmann Silbenstecher heiratete also jene Gallierin, so das liebe Christkindlein ihm beschert hatte, und war sehr, sehr glücklich an der Seite dieser Barbarin, welche Karlmann mit Charlemagne übersetzte; nur in einem Punkte hatte er sich bei ihr geirrt, sie brachte ihm nämlich die verlorenen Bücher des Livius nicht als Morgengabe mit, — und er hätte sie doch so gut brauchen können, als er sie drei Monate später vor seinem Publikum von fünf Gratzhörern aufs gründlichste kritisierte.





## II.

# Chriſtbeſchreibung.

(1881.)

## I.

**G**iebt es etwas Schöneres, etwas Besseres hienieden, als die Ehe? Etwas Menschlicheres, Göttlicheres? Haha! . . . Ist sie nicht der ganze Himmel auf einem Stückchen Erde? Das verlorene Paradies, das sich ungesucht wiedergefunden hat? Die Rehabilitation vom Sündenfalle? Das Glück ohne seine rollende Kugel? Das unzerbrechliche Glas und der unbefleckbare Schnee? Der ewige Friede, den die Diplomaten seit tausend Jahren vergeblich suchten? Das Wunder als tagtägliche, vierundzwanzigstündige Wirklichkeit? Hahaha! Das alles ist die Ehe. Sie könnte es wenigstens sein, wenn es keine Frauen auf der Welt gäbe. Das Weib

verdirbt alles im Leben, sogar das Leben selbst. Sie ist das ewige Nein in der Schöpfung. Mit ihrem Ja vor dem Altare verneint sie unsere ganze Zukunft. . . . Wie ich dieses Weib hasse, das ich einst zu lieben gemeint! Hat sie mich jemals verstanden? Nein, beim geliebten Haupte meiner kleinen Olga! War sie jemals das Echo meiner Gedanken, der Seufzer meiner Sorgen? Ist sie im Kampfe neben mir gestanden, wenn ich zu fallen meinte? Hat sie die Wunden gewaschen und verbunden, die mir das Leben schlug? Hat sie eine Ahnung davon, was Arbeit heißt, und Gewinn und Verlust, und Geld? . . . Sie war immerdar die Frau eines andern, den ich nicht kenne, den auch sie nicht kennt . . . ha! wer weiß? Ein Weib ist ein Weib . . . .

Solche Gedanken beschäftigten den Gutsbesitzer August von Hart, als er im geheizten Eisenbahn-Coupé saß und der nahen Residenz entgegenrollte. Er hatte daselbst dringend zu thun, es litt keinen Aufschub mehr. Es mußte ein Ende gemacht werden, denn er fühlte es, diese Ehe rieb ihn auf. Noch heute sollte sein Rechtsfreund die ersten Schritte thun, um die Scheidung zu erwirken . . . wegen „unüberwindlicher Abneigung“, wie die Advokaten sagen.

Ihn schauerte. Es war ein grauer Dezember-

tag, lichtlos, luftlos. Bis Mittag Morgendämmerung, bis Abend Abenddämmerung. Himmel und Erde, das erste Ehepaar aller Mythologien, waren geschieden; zwischen ihnen hin wallte ein undurchdringlicher, heillosiger Nebel, daß sie sich gar nicht mehr sehen konnten.

## II.

Drei Stunden später fuhr dieselbe Strecke, ganz allein im Damen-Coupé, eine junge Frau. Sie war dunkel gekleidet und die geröteten Widen in ihrem bleichen Gesichte machten trübe Geständnisse. Oder war es nur von der heißen Nebelluft, daß ihre Augen so die ganze Zeit unter Wasser standen? Ja, dieser Nebel; man sieht seinen Nächsten nicht; nicht seinen Allernächsten.

Es muß ja sein, senkte sie vor sich hin. Besser der gewaltthame, rasche Bruch, der zwei Seelen plötzlich freimacht, als diese qualvolle Spannung, dieses ewige Peingefühl des Zerreißen. Wer ihr das vor zwölf Jahren gesagt hätte! Wie sonnig war damals die Welt, wie warm und lachend. Ihr Ja an jenem goldenen Frühjahrmorgen hatte geflungen wie ein mutwilliger Kuß. Und jetzt? . . . An wem lag die Schuld? Nicht an ihr, wahrlich. Bei dem teuren Haupte ihres kleinen Oskar, des himmlischen Jungen, nicht an ihr! Niemals hatte jener trockene Mensch sie begriffen. Was hatte er sie geplagt mit seinen nichts-

nuzigen Ziffern, mit seinen niedrigen Sorgen und Hoffnungen, mit dem ganzen lumpigen Geschäftskram, das ihm Hirn und Herz erfüllte. Hatte er jemals verstanden, was sie ihm . . . niemals gesagt? Hatte er je eine Antwort auf den stummen Schrei ihres Herzens? Ach, an seiner Seite waren die weißen Flügel ihrer Seele gebrochen. Sie stand allein, von verdorrten Rosenblättern umwirbelt, öd und kalt alles. Sie war eine unglückselige Frau, eine Schiffbrüchige des Lebens.

Und helle Thränen perlten die Wangen herab. Nein, genug! Diese Thränen sollen getrocknet werden. Sie will hart sein, fest wie Stein. Nur jetzt nicht geschwankt. Ihr Notar erwartet sie, der alte Freund ihres seligen Vaters. Kein Zugeständnis! Das einmal will auch sie rechnen, mit Zahlen rechnen. Kein Zollbreit ihrer Interessen will sie opfern. Diese Scheidung soll von ihrer Seite durchgeführt werden mit einer Nüchternheit und Härte, daß „er“ sogar sie achten soll, das erstemal in seinem Leben. . . „Unüberwindliche Abneigung,“ zwei schöne Worte. Eins mit dem andern bedeuten sie: Freiheit.

### III.

An einer Fensterscheibe im Hochparterre des hübschen Landhauses, welches Herr von Hart bewohnte, waren schon seit einer halben Stunde zwei helle rosige Kreise

zu sehen, und gerade in der Mitte jedes Kreises ein kleiner schneeweißer Fleck. Am Fenster standen nämlich Olga und Oskar, die rosigen, runden Kinderge-  
sichtchen so nahe an der Scheibe, als es ihre beiden niedlichen, fetten Stumpfnäschen eben gestatten wollten. Fest auf die Glasplatte gedrückt, machten die beiden Nasenspitzen, von außen gesehen, zwei blendend weiße Punkte mitten im Rosenroten.

Die Kinder hatten einen schweren Tag; sie wußten gar nicht, warum. In aller Frühe Papa abgereist; bewegte Umarmungen, ein Lebewohl mit schwankender Stimme, ein Kuß mit unsicheren Lippen. Und jetzt auch Mama fort, unter vielen Thränen, krampfhaften Umarmungen und unzusammenhängenden, halberstickten Abschiedsworten.

Die kleine Olga hatte mit der scharfen Witterung jenes weißen Fleckchens an der Fensterscheibe sofort Schlimmes geahnt — ein neunjähriges Näschen täuscht sich nie — und ihren Papa, der den Liebling heftig in die Arme schloß, ängstlich gefragt, wann er wieder käme.

„Heut nicht, liebes Kind,“ hatte er geantwortet, „in einigen Tagen erst; ja wohl, zu Weihnachten werde . . . zu Weihnachten wird Mama (dies flüsterte er ihr ganz leise ins Ohr) gewiß wieder bei Euch sein.“

Und als die Mutter ihren einzigen Liebling Oskar so leidenschaftlich umhalsste, daß ihm unaufhaltsam das Wasser in die Augen schoß, da wisperte sie ihm ins Ohr:

„Weine nicht, Oskar, es ist nicht für lange, Weihnachten ist nahe . . . gewiß, Papa wird mit dem lieben Christkinde wieder bei Euch sein.“

Und nun, da die Eltern beide fort waren, ward den Kindern so jämmerlich bang ums Herz, so über die Maßen elend. Die neun Jahre sahen die zwölf Jahre an und sagten mit feuchter Stimme:

„Was sollen wir nun thun, Oskar? Ich denke, es wird nichts übrig bleiben, als ein wenig zu weinen, aber recht stark, Oskar!“

„Ach, wer wird denn weinen?“ entgegnete der Knabe, dem die dicken Thränen über die Backen liefen, „sei ein braves Kind, Olga, ich will auch nicht weinen.“

Und sie umarmten sich stürmisch und schluchzten.

Marthe, die alte Bonne, eine ehemalige Provinzschauspielerin, hatte ihre Gebieterin an den Wagen begleitet und eilte nun herbei, die Kinder zu trösten. Gutes altes Ding; ihr selbst war das Weinen näher als das Lachen. Sie schwor den Kindern einen heiligen Eid — Gott verzeih' mir die Sünde, dachte sie dabei — daß Papa und Mama nur nach der Stadt gefahren

seien, um Christkindlein, das jetzt gar so viel zu thun habe, persönlich zu holen, und daß sie ganz gewiß in vier Tagen wieder da sein würden, zu dritt, mit Christkindlein nämlich.

Ein Tag verging, zwei Tage, da faßte sich die alte Marthe ein Herz, ein recht großes, und schrieb zwei Briefe nach der Stadt. Beide waren sehr lang und sehr trübselig und meldeten, daß daheim alles wohllauf und recht elend sei, und daß die Kinder sehr brav wären und recht verzweifelt dazu, und daß sie gar nicht weinten, nur manchmal in der Nacht, und dann zuweilen auch bei Tage, und daß sie jeden Morgen und jeden Abend das Christkind ansahen, ihnen Papa und Mama wiederzubringen, und daß Oskar geschworen habe, ohne Mama lasse er das Christkind gar nicht in die Stube herein, gewiß nicht.

Wer weiß, ob sie die Wahrheit schrieb? Alte Bonnen, die ehemals in der Provinz Mährkomödie gespielt haben, drücken sich noch gern in dieser weinerlichen, sentimentalischen Weise aus. Die Kinder glaubten vermutlich gar nicht mehr an die Existenz eines leibhaftigen Christkindes. Brave, alte Person, sie wäre im Stande gewesen, sich um die ewige Seligkeit zu lügen, um den Kindern ihren heiligen Abend zu retten... und den Eltern auch.

Und noch ein Tag vergeblicher Erwartung. Marthe schrieb wieder zwei Briefe, recht kurz diesmal, nur sachliche Berichte über das Hauswesen und die Kinder. Die lieben Kleinen wären gesund wie Fische im Wasser, schrieb sie an die Mutter, nur Oskar habe die letzte Nacht so viel gehustet, und ob sie im Wiederholungs-falle um den Fabriksarzt schicken solle. Und an den Vater schrieb sie, die lieben Kinderchen wären munter und wohl auf, nur die arme Olga habe letzte Nacht nicht geschlafen wegen eines bösen Hustens, der hoffentlich nicht wiederkehren werde. Eine ausgemachte Lügnerin, diese alte Marthe; anno dazumal hat sie gewiß die ärgsten Intrigantinnen gespielt.

„Und schade nur, daß die gnädige Frau am heiligen Abend nicht zu Hause sein wird, womit ich verbleibe“ zc. zc., so schloß sie ihren Schreibebrief an Herrn von Hart.

An Frau von Hart aber schrieb sie: „Und es ist nur jammerschade, daß der gnädige Herr am heiligen Abend durchaus nicht zu Hause sein kann, womit ich die Ehre habe“ u. s. w., u. s. w.

Es sollte doch jede Kinderfrau ein paar Jahre beim Theater gewesen sein.

Den nächsten Morgen trafen gleichzeitig zwei Expresßbriefe ein, abzugeben an Frau Marthe eigen-

händig. Herr und Frau von Hart ordneten, unabhängig von einander, die Aufstellung eines großen Christbaumes für die Kinder an.

Herr von Hart fügte hinzu: „Ich werde kommen, damit die Kinder sich nicht ganz elternlos fühlen.“

Frau von Hart aber zeigte an, sie werde erscheinen, damit die Vaterlosen wenigstens diesen Abend nicht auch mutterlos verbringen müßten.

Die Kinder wußten gar nicht, warum die alte Marthe sich gar so froh geberdete. Sie lachte sich ordentlich ins Häufstchen und rieb sich die Hände wie Graf Flott in Müllners „Jugendstreichern“. Was die Kinder betrifft, waren sie von der frohen Botschaft nicht eigentlich überrascht; sie hatten ja in ihren hellseherischen kleinen Herzen keinen Augenblick daran gezweifelt, daß Papa und Mama kommen würden. Und richtig, da kam ja auch schon ihr Vorbote, der große, grüne Tannenbaum, der — so bemerkte Oskar nicht unrichtig — um durch die Hausthür zu schlüpfen, erst die Röcke zusammennehmen mußte, wie die Frau Ortsrichterin, wenn sie einmal in ihren sieben Steifröcken und Reifröcken zu Besuche kam.

Und dann wurde Oskar plötzlich nachdenklich, sehr nachdenklich. Und er rief Olga hinter den chinesischen Ofenschirm und hatte mit ihr ein langes Gezißel und

Getuschel, wobei alle beide sehr ernsthaft waren und auch wieder sehr lustig. Und dann nahm der junge Herr die kleine Dame bei der Hand und sie gingen zu Marthe.

„Marthe,“ sagte Oskar mit der wissenden Miene eines ausgemachten Politikus, „Marthe, rat' einmal, was für einen Plan wir da gemacht haben.“

„Keinen Plan, eine Idee haben wir,“ berichtigte Olga, welche sich dieses merkwürdige Wort erst vor drei Tagen angeeignet hatte und es seitdem fleißig übte.

Plan! Idee! . . . Marthe sah sie mit offenem Munde an. Weiß Gott, wie oft sie Gott alle diese Tage her angefleht hatte, ihr eine Idee zu schicken, einen Plan, der diese schreckliche Sache wieder in Ordnung bringen könnte. Aber es war ihr weder das eine, noch das andere eingefallen, just wie der Baronin Von der Straß in Binders „Zuckerhut“ . . ., und nun hatten diese zwei da, die zusammen noch keine rechte Eins machten, einen Plan, eine Idee! . . . Herr im Himmel, der du dich offenbarst durch Kinderzungen, das kann nur von dir kommen; Dank, Dank! Ihr schwindelte im vorhinein vor Glück. Sie vergaß ganz, daß sie selbst es war, die den beiden seit Jahren jeden Abend die alten Theaterstücke vordeklamierte, in denen sie ehemals gespielt oder andere spielen sehen,

so daß die Kinder schon einen ganz guten Einblick in die Welt der kleinen Komödienränke besaßen.

„Nun, laßt nur hören, Kinderchen,“ sagte sie und zog beide auf ihre Kniee nieder.

„Ich denke nämlich,“ fuhr Olga fort, „weil Papa und Mama diesmal keine Zeit haben, uns den Christbaum selbst zu richten, so kehren wir einmal den Spieß um (ein Ausdruck, den in der ganzen Gegend nur der Maschinist der nahen Zutespinnerei gebrauchte) und stellen selbst einen Baum auf für Papa und Mama.“

„Und überraschen sie, statt uns überraschen zu lassen,“ ergänzte Oskar, indem er den Kopf emporwarf, als frage er: nun, was sagst du dazu?

Marthe weinte vor Entzücken über Oskars Plan und Olgas Idee. Sie konnte sich nicht halten, sie mußte die lieben Kinder küssen. Nein, solche Kinder giebt es nicht wieder, . . . und das kommt vom lieben Gott, ganz sicher, man merkt so was gleich, . . . und nun muß alles gut werden, das ist heilig.

Augenblicklich schritt man ans Werk. Alle obligate Christbaumzier wurde in Massen aus dem Dorfe herbeigeschafft. Rote und grüne Wachskerzchen wurden aufgesteckt, bis an den höchsten Wipfel, und an jedes rote kam eine grüne Seidenmasche und an jedes grüne eine rote; was das bunt und lustig war! Und dann

die goldenen Nüsse und Äpfel, und die köstlichen Zuckerplätzchen; Herzen waren da, ganz aus himmelblauem Zucker, mit roten Rosen bekränzt; und noch viele andere, bedeutungsvolle Sachen, welche Marthe eigens beim „großen“ Krämer in der „langen“ Gasse ausgewählt hatte und die man noch nicht verraten darf.

Welches Glück, daß Olga doch beizeiten mit den Pantoffeln für Papa fertig geworden war, ihrer ersten Stickerie, der geheimen Arbeit von fünf langen Wochen! Allerdings hatte auch Oskar nicht gefeiert, und das niedliche rote Saffian-Album mit Goldschnitt, in das er die hübschesten Verse, die er jemals gelesen, mit der zierlichsten Handschrift für Mama eingeschrieben, war just mit der heutigen Post vom Buchbinder eingetroffen. Sichtlich waren alle vier Elemente ihrem Vorhaben günstig.

Den ganzen Tag währte die Arbeit am Christbaum. Er wollte gar nicht fertig werden, denn immer wieder fand sich etwas, um ihn noch schöner zu machen. Und dabei hatte Marthe den Kindern so viel anzudeuten und zu raten, was jedes zu thun und zu sagen habe, . . . beinahe hielt sie mit ihnen eine Generalprobe ab.

Und dann, als es schon ganz dunkel war, wurde das Überraschungszimmer fest verschlossen und Oskar

durfte den Schlüssel in die Tasche stecken, — er hielt die ganze Zeit über die Hand darauf, worum ihn Olga nicht wenig beneidete, das erstemal in ihrem Leben.

Und dann standen sie ganz still im Salon an der großen Glasthür des Balkons und blickten sehnsüchtig den weißen Kiesweg entlang, und drei treue Herzen pochten hinaus in den finstern Winterabend. Tik-tik-tik, klopfen die jungen, raschen Herzen der Kinder; taf-taf-taf, klopfte das alte, müde Herz Marthens. Es war wie im Bahnhofe das elektrische Glöcklein, wenn ein Zug einfahren soll.

#### IV.

Ein Wagen fuhr vor, eine Thür flog auf und in einem schmerzlichen Jubelschrei klangen drei Seelen zusammen. Die Küchlein schmiegt sich unter die Flügel der Henne. Reiß sie auseinander, wer kein Herz im Leibe hat!

Als wäre eine tote Mutter wieder lebendig ins Dasein zurückgekehrt. Als hätte eine Mutter durch göttliches Wunder ihre gestorbenen Kinder sich wieder geboren.

Wer zählt die Minuten oder Stunden, die ein solches Konzert der Zärtlichkeit dauert? Niemand merkte,

daß man mit der Zeit einen Zuschauer erhalten hatte. Der Vater war gekommen. Als er eintrat, fuhr er betroffen zurück; er hätte vielleicht sofort das Zimmer geräumt, wäre nicht Marthe mit einer verzweifelten Geberde sachte an ihn herangetreten und hätte ihm zugeflüstert: „Der heilige Abend der Kinder.“

Es lag in den flehenden Worten doch auch etwas so Gebieterisches, daß Herr von Hart der moralischen Übermacht, welche seine alte Magd in diesem Augenblick ausübte, unwillkürlich nachgab.

Er blieb.

Ein Geräusch erregte die Aufmerksamkeit der zärtlichen Gruppe.

„Papa ist da!“

Und seine Kinder lagen in seinen Armen, umschlangen seinen Hals und haschten sich seine Küsse vor den Lippen weg. Dann, als ihre stürmische Freude ihm glücklich Haar und Bart zerrauft, das Halstuch gelöst und die Uhr aus der Westentasche geschleudert hatte, so daß er ganz und gar nicht mehr salonfähig aussah, faßten sich die beiden Kinder um den Leib und tanzten überlaut singend um Vater und Mutter her, bis sie sich zuletzt atemlos in Marthens Schoß warfen. Mit weniger als einem solchen Skandal konnte doch die Heimkehr der Eltern nicht gut gefeiert werden.

Die Ehegatten standen einander still gegenüber. Der Vater beschäftigte sich mit seiner Uhr, deren Kette arg verwickelt war. Die Mutter hatte an der Stuhllehne ein Stäubchen bemerkt und polierte wahrscheinlich darum mit ihrem Taschentuch eine gewisse Stelle der Tischplatte.

„Aber, lieber Papa,“ rief Olga, als sie sich von den Folgen des Straußischen Freudenwalzers wieder halb erholt hatte, „liebsteß Papachen, wie siehst Du denn aus? Von welchem Baume fällst Du herunter, mit einer solchen Krawatte? Die Schleife gelöst und am linken Ohre, wie Mama sich ihren neuen Hut bindet. Heißt das Ordnung gehalten? Nett muß der Mensch sein, und adrett, und proper dazu!“

Die Kleine hatte beide Fäuste in die Hüften gestemmt und den Oberleib energisch vorgestreckt, während sie ihrem Vater diese Strafpredigt hielt, in der einige klassische Stellen aus früheren Martheschen Strafpredigten nicht zu verkennen sind. Dann wechselte sie den Ton und sagte mit der richtigen Beschüzermiene:

„Na, komm nur näher, kleiner Papa, ich thu' Dir nichts. Will Dir nur die Krawatte hübsch ordentlich binden, damit Du wieder unter Menschen kannst.“

Sie holte einen Schemel und stellte sich darauf, um seine Halsbinde besser zur Hand haben. Aber er

hielt nicht ruhig, sondern umarmte sie immer und küßte sie. Sie verlor schließlich die Geduld:

„Nun, wenn Du schlimm bist und Dich nicht hältst, kann ich Dir freilich nicht helfen. Es ist Dein Schade, ich wollte nur Dein Bestes. Da komm, nun mußt Du Dir die Binde von Mama knüpfen lassen; die wird Dich schon Ordnung lehren.“

Und mit jenem Absolutismus, der die Regierungsform verzogener Kinder ist, nahm sie den Widerstrebenden an der Hand und führte ihn bis hart vor die Mutter hin.

„Da,“ sagte sie mit einer ironischen Handbewegung, „wollen mal sehen, ob es Mama besser trifft.“

Und als die Mutter einen Augenblick zögerte:

„Nur zu, liebe Mama, zeige, was Du kannst. Rette doch diesen Herrn aus seiner Verlegenheit.“

Sawohl, was kein Verstand der Verständigen sieht . . .

Frau von Hart trat herzu und knüpfte das Halstuch ihres Gatten. Ihre weißen Finger zitterten und sie errötete wie eine junge Braut.

Während hier dieser Schicksalsknoten geschürzt wurde, hatte Oskar seinen Zeitpunkt wahrgenommen und war mit Marthen verschwunden. In größter Eile zündeten sie die Kerzen des Christbaumes an. Als

sie wiederkehrten, nahm Olga gerade das vollendete Werk ihrer Mutter in Augenschein und meinte ziemlich kritisch:

„Se nun, Papa hat schon besser gebundene Kra-  
watten gehabt. Thut nichts, bedanke Dich schön, Väter-  
chen, und küsse auch hübsch die Hand.“

„Märrchen,“ brummte Herr von Hart und gab  
der Kleinen mit zwei Fingern einen Backenstreich,  
„Du bist ja heute Mamsell Übermut, wie sie im  
Buche steht.“

„In der Pofse von Hell,“ murmelte Marthe,  
welche soeben mit Oskar herankam.

Papa war in keiner geringen Verlegenheit, zumal  
nun auch Oskar mit gekreuzten Armen seitwärts Stellung  
nahm und erklärte, diesen Handfuß jedenfalls abwarten  
zu wollen. Der Junge hatte etwas so Entschiedenes  
heute, etwas so Überlegenes. Seine Mutter zog ihn  
sanft an sich und streichelte den blonden Krauskopf.  
Er sah ihr in die Augen, deren Lichtpunkte zitterten,  
wie von Wellen geschaufelt, während schmerzlich ge-  
brochene Linien um ihre Lippen zuckten. Da kam eine  
ungeheure Angst über ihn, daß er ihre Hüfte krampf-  
haft umklammerte und verstörten Angeichts zu seinem  
Vater hinübersah. Auch von Olga war im Augen-  
blick aller Übermut gewichen, mit beiden Armen um-

schlang sie einen Arm ihres Vaters und preßte ihre feuchten Augen darauf.

„Ihr seid ja rechte Kinder,“ sagte Herr von Hart mit einem ärgerlichen Tone, der nicht gut aus der Kehle wollte. „Rechte närrische Dinger, sag' ich.“ Und raschen Schrittes trat er zu seiner Frau und küßte ihr laut und kräftig die Hand.

„Ach,“ sagte sie unwillkürlich und schloß die Augen. Sie fand nichts anderes.

## V.

„Ich fürchte . . .,“ begann Marthe mitten im allgemeinen Schweigen.

Niemand hörte sie.

„Ich fürchte,“ hub sie nach einer Weile wieder an, „die Lichtchen brennen uns herunter, . . . drüben, im blauen Salon.“

Da wurden die Kinder lebendig. „Geschwind, geschwind,“ riefen sie durcheinander, „das wäre ein schönes Unglück! Papa . . . Mama . . . vorwärts! Da, gieb mir den Arm, rasch!“

Wie nach dem Gesetz einer Wahlverwandtschaft, hatte Oskar seine Mutter unter den Arm genommen, während Olga ihren Vater bei der Hand hielt. So gingen sie nach dem blauen Salon; Marthe in der

Nachhut. Vor der Thür hieß es Halt machen und noch ein wenig warten, bis man drinnen nachgesehen haben würde, ob auch alles in Ordnung sei. „Man“ bedeutete Oskar, Olga und Marthe. Um ihren eigenen Willen wurden die Eltern gar nicht befragt; sie hatten sich ja selbst außerhalb des Gesetzes gestellt, nun sollten sie auch fein daselbst verharren und gehorchen.

Wie sie so neben einander standen, ohne Zeugen, stumm, und ihnen so eigen ums Herz war, so trozig und unbehaglich, so willig-unwillig ums Herz, und wie der Vater Olgas Hand nicht mehr fühlte und die Mutter Oskars Arm nicht mehr, da stieg in beiden der nämliche Gedanke auf:

„Der Notar sagt,“ begann Herr von Hart halblaut, „der Knabe verbleibe dem Vater, wenn er sieben Jahre vorüber sei, und die Tochter gehe zur Mutter.“

„Mein Oskar!“ sagte Frau von Hart. Sie wollte es nur seufzen, aber es klang fast wie Schluchzen.

„Der Notar meint,“ fuhr Herr von Hart fort, „wir könnten uns auch so einigen, daß mir Olga verbliebe und der Mutter Oskar.“ („Der Mutter!“ . . . Wäre es nicht einfacher und natürlicher gewesen, „Dir“ zu sagen?)

„Ach ja,“ fiel sie rasch ein.

Die Thür ging plötzlich auf, ein Strom von Glanz

und Pracht ergoß sich auf die Überraschten. Frau von Hart stieß einen kleinen Schrei aus und ergriff unwillkürlich den Arm ihres Gatten.

„Süße Kinder,“ hauchte sie in heller Seligkeit.

„Das haben sie reizend gemacht,“ murmelte er und konnte ein Schmunzeln nicht unterdrücken.

Sie waren glücklich, jedes für sich allein. Erst nach einer Minute besannen sie sich und sie ließ seinen Arm fahren, den er hierauf auch seinerseits zurückzog.

Strahlend von kindlichem Triumph kamen die Kinder ihnen entgegen.

„Nur hereinspaziert, meine Herrschaften! Heute freier Eintritt. Große Weihnachts-Ausstellung. Christbescherung für arme Eltern!“ (Das mußte Marthe souffliert haben.) Oskar schlug dazu ein großes Tamtam und Olga begleitete ihn auf einer beträchtlichen Posaune; es war ein unwiderstehliches Duett.

Die Eltern wurden hierauf ganz manierlich hineingeführt und genau so behandelt, wie sie selbst die Kinder bei früheren Gelegenheiten behandelt hatten. Sie mußten alles nachdrücklich bewundern und überboten sich, den Kindern zuliebe, in Ausbrüchen des Erstaunens.

„Das habt Ihr wirklich gut gemacht, Kinder,“ beteuerte der Vater einmal übers andere.

„Mein Oskar!“ rief die Mutter unter Thränen und umarmte in ihrer freudigen Verwirrung Olga.

„Nichts anrühren,“ warnte Oskar, „Ihr könntet Euch die Finger verbrennen. Marthe, paß auf mit dem Löschhütchen, wenn eine Kerze heruntergebrannt ist.“

„Da, koste mal diese Zuckerplätzchen,“ sagte Olga zu ihrem Vater, „sonst werden sie weggenascht.“

„Von diesen Bonbons nimm, Mama,“ drängte Oskar, „sie sind famos, darauf versteh' ich mich.“

„Dieses himmelblaue Herz nimm, Väterchen,“ rief Olga und flüsterte ihm schalkhaft ins Ohr: „Es ist so süß wie Deins.“

„Ein rosenrotes Zuckerherz für Dich, Mama, damit Du auch nicht herzlos bist!“ rief Oskar.

„Himmelblau, weißt Du, ist die Farbe der Treue,“ sagte Olga mit hochweisem Tone.

„Rosenrot ist die Farbe der Liebe,“ sekundierte Oskar und hängte seiner Mutter das Zuckerherz an die Brust, gerade wo es darin am lautesten pochte.

Was da für reizende Sachen an den Zweigen hingen, und wie seltsam anzüglich heute das alles war. Es ist ja immer so, nur hat man keinen Grund, das zu bemerken.

Zwei Hände, in herzhaftem Druck vereinigt, ganz aus Zucker. „Diese große da mit dem Siegelring ist

die Deinige, Papa, und die kleine mit den weißen Fingern ist Mamas.“

„Das hier ist auch nicht übel. Glaube, Liebe, Hoffnung. Alle drei aus Zucker, weil alle drei süß sind, nicht wahr?“

„Und das Wickelkind da, das Zuckerpüppchen, der Storch hat's soeben gebracht. Marthe sagt, ganz so habe ich ausgesehen, als er mich brachte.“

„Und gar dieses Prachtstück! Ein Monogramm, das ich selbst gemacht habe. K. und H.; das heißt Karl und Henriette, Eure beiden Namen; mit dem blauen Seidenbändchen habe ich selbst sie so hübsch fest zusammengebunden, und Blau ist die Farbe der Treue. Ist das keine gute Idee?“

„Aber Papa, wer wird denn Nüsse mit den Zähnen knacken?“ (Er hatte es nur in Gedanken thun wollen und legte die Nuß erschrocken weg.)

Und nun kamen die Pantoffel für Papa. Wie weich das lederne Futter und wie hübsch zusammengestellt die Farben . . .

„Du solltest sie wirklich gleich versuchen, Papa; ich war immer so besorgt, daß sie Dir zu eng sein möchten. Da, setze Dich! Reich mir den Fuß, daß ich Dir den Schuh ausziehe, . . . den rechten!“

Er sträubte sich, aber neun Jahre sind so flink.

Ehe er sich dessen versah, hatte er den feinen, buntgeblumten Pantoffel am Fuße.

„Gelt, das ist weich und warm? . . . Ach, wie ich froh bin! Meine erste Stickerie, Papachen, die allererste in diesem Leben. Glaubst Du, daß das leicht ist? O, wie oft hab' ich mich geirrt im Auszählen! Weißt Du, hier diese verwickelten blauen Blümchen, die Vergißmeinnicht, waren mir noch zu schwierig, . . . Mama hat sie eigenhändig gemacht. Sag ihr's aber nicht, daß ich sie verraten habe.“

Und der kleine Kobold küßte die blauen Vergißmeinnicht, von der Hand ihrer Mutter, auf dem Fuße ihres Vaters. Ganz bewegt entriß ihr der Vater den Fuß, schalt sie ein Märchen um's andere und schloß sie mit feuchten Augen an seine Brust.

Frau von Hart, die neben ihrem Gatten stand, wandte sich ab; sie mußte sich auf seine Stuhllehne stützen. Er fühlte die Wärme ihrer nahen Hand an seiner Wange, obgleich sie sich nicht berührten, und er konnte sich dieser Wärme nicht entziehen.

„Und das ist für Dich, Mama,“ sagte Oskar, der mit gerechtem Stolge sein Album herzubrachte. „Eingebunden habe ich's nicht, das ist wahr, aber geschrieben, . . . wie gestochen, das muß ich selbst sagen. Das liest Du besser als Gedrucktes, und es sind alle

Deine Lieblingsgedichte darin, . . . ich weiß sie übrigens sämtlich auswendig.“

Sie schlug den schimmernden Band auf und las halblaut:

„O lieb, so lang Du lieben magst . . .“

Die Stimme versagte ihr. Sie fühlte die heiße Wange ihres Gatten an ihrer Hand.

In diesem Augenblicke ward eine große Helle ringsum. Unbemerkt von der alten Marthe, deren Augen ganz anderswo weilten, war ein Licht niedergebrannt, hellauf flammte der Zweig. Oskar und Marthe löschten die Feuerbrunst behend, während Olga geschwind ein paar Ellen papierener Ketten von den Zweigen löste, damit sie den Brand nicht weiterpflanzten.

Folgte sie einer Eingebung kindlichen Spielsinns, dem alles Stoff zu tändelnder Beschäftigung wird, oder einem Winke Marthens? Sie ging hin und wand die roten, grünen und blauen Papierketten um Vaters Hals und dann um die schlanke Gestalt der Mutter, wie sie neben ihm stand. Dreifach, vierfach waren sie umschlungen, aneinander gekettet. Das war etwas seltsam Feierliches, wie sie das Paar so lautlos umwandelte, einer Priesterin gleich, welche geheimnisvollen Weihbrauch übt. Es muß irgendwo, in ver-

vorgenen Erdenwinkeln, Naturvölker geben, bei denen die Ehe auf diese Weise geschlossen wird. Wie zart diese Bande — und wie unlösbar. Wahrlich, den also Gefesselten war es zu Sinne, wie einstmals, so viele Jahre vorher, am Altare. Ein heiliger Schauer rieselte auf sie nieder, wie auf Neuvermählte, und mit fröhlich-ernsten Engelgesichtern lächelten die Kinder auf den neugeschaffenen Bund herab.

„Henriette,“ flüsterte Herr von Hart, „die Kinder wollen es nicht.“

Er zog sie sanft auf seinen Schoß nieder, ihre Arme umschlangen sein Haupt und ihr Kuß schloß seine Lippen.

## VI.

So hatten sich die Kinder, ohne es zu ahnen, ihre Eltern zurückerobert.

„In der „Familie Bartenstein“ von Mühleradshausen mißlingt die Versöhnung,“ sagte Marthe halblaut und vergaß ihre Freudenthränen zu trocknen.





### III.

## Irmas Traum.

(1882.)



Wie oft hat man es ihr gesagt, ihre Mutter zuerst, dann nach und nach ihre sämtlichen Tanten, schließlich sogar einige ihrer Vätschen, die doch auch nicht älter waren: „Irma, Irma!“

Aber sie folgte diesem guten Rate nicht und blieb die Alte. Es war einmal ihre Natur so, daß sie lieber geheiratet hätte als nicht, und sie konnte durchaus nicht anders und, bei Gott, hätte sie geheuchelt und sich verstellt, das wäre doch schwerlich schöner gewesen.

Nicht einmal im Schlaf verstellte sie sich. Sie schlief dauerhaft und träumte echt. Buntes Zeug, was solche Mädchen, in solchem Alter, in solchen Nächten träumen, in der Nacht vor Christabend nämlich. Ach

Gott, wenn nur nicht Christkindlein und der heilige Nikolo gar so weit hinter unserer Zeit zurückgeblieben wären, daß sie den Zusammenhang mit den jungen Mädchenherzen von heute ganz und gar verloren haben und beim besten Willen nicht mehr das Richtige zu bescheren wissen.

Aber diesmal war es kein gewöhnlicher Traum, gewiß nicht. Man merkt ja das gleich, ob Morpheus Ernst macht oder nicht. Auch war sie mit dem rechten Fuß ins Bett gestiegen, was man niemals versäumen sollte, wiewohl die wenigsten darauf achten.

Irma träumte also Folgendes:

Es war große Weihnachtsgesellschaft, wie jedes Jahr. Darunter auch mehrere Herren, die glücklicherweise keine Brüder, Oheime, Vettern, Hofmeister und Buchhalter waren, welche einem weitblickenden Mädchen nur im Wege stehen und die Aussicht verstellen. Unter anderem fiel ihr einer besonders auf, ein hübscher junger Mann von südlichstem Typus, sonnengebräunt, schwarzlockig, feddes Schnurrbärtchen auf der Oberlippe, helle Tenorstimme. An der linken Seite des Kinnes hatte er ein braunes Mal. Man stellte ihr ihn vor als Sizilianer, Besitzer der größten Schwefelminen der Insel, aus denen ihr Vater zehntausend Zentner jährlich bezog. Alfonso hieß er, . . . Alfonso! Wie der Lieb-

haber in einer italienischen Oper. Wenn er zu ihr sprach, wunderte sie sich immer, daß er nicht sang.

Dann war aber noch ein junger Mann da, sein gerades Gegenteil; hoch, schlank, blond, mit geringelten Locken bis über den Rockragen hinab, ein deutscher Ingenieur vom Bahnbau. Herr Treu hieß er, Treu! . . . Und an der Uhrkette hatte er ein Petschaft hängen, das stellte ein goldenes Amorchen vor mit aufgelegtem Liebespfeil und war gar niedlich anzusehen.

Und dann waren noch zwei Herren da, die an keinem Weihnachtsabend fehlten. Sie standen in Geschäftsverbindung mit Papa. Der eine war Herr Degen, Maschinenfabrikant und Landwehroffizier, der an diesem Abend in Uniform kam; der andere war Herr Kugel, Kommandant der städtischen Feuerwehr. Wohlgelittene Herren beide und recht galant gegen sie.

Und nun brannten die Kerzchen am grünen Tannenbaum und es wiederholte sich die ganze alte Geschichte, genau wie alle Jahre. Gut genug für Kinder und Eltern, wenn nicht ein ganz besonderes Moment hinzutritt. Und das trat diesmal hinzu. Signor Alfonso sah nämlich seinen ersten Christbaum im Leben, den allerersten. In Sizilien kennt man das nicht. Ihm war alles neu, er staunte über alles und fragte nach allem, und Irma mußte ihm Red' und Antwort stehen. Da fragte er sie :

„Was hat der grüne Baum eigentlich zu bedeuten?“

Und sie antwortete: „So grün soll unser Lebensbaum bleiben.“

„Und die brennenden Lichtlein?“

„So viele Jahre lang, als da Kerzenflammen flackern, soll unsre Liebe brennen lichterloh.“

„Und die goldenen Nüsse und Äpfel?“

„Die Nüsse wirst Du mir knacken und die Äpfel werde ich Dir schälen und wir werden sie zusammen essen bis zu unserer goldenen Hochzeit.“

„Und die papiernen Ketten?“

„Die werden uns aneinander fetten unauflöslich und wir werden sie doch nicht als Last empfinden.“

„Und die Zuckerplätzchen und Makronen und Baisers?“

„Die Zuckerplätzchen, die essen wir dann immer des Morgens, die Makronen des Mittags und die Baisers . . .“

Da fiel er ihr um den Hals, denn diese nordischen Sitten dächten ihm gar lieb und schön, weit schöner als die sizilianischen, und da küßte er sie so heiß, daß ihr ganz schwindlig wurde.

Als sie sich aber einigermaßen gesammelt hatte, war Signor Alfonso verschwunden, und sie dachte auch gar nicht mehr an ihn, denn ein neues Bild hielt sie

ganz und gar gefangen. Ihre Geschwisterchen Hans und Grete hatten sich in die neue Puppenstube zurückgezogen mit Gretchens neuer Puppe Anastasie und mit dem tapferen Reitergeneral von Federbusch, welchen Hans zum Geschenk bekommen hatte. Da es nun aber keine Kinder mehr giebt (außer unter den Erwachsenen), hatten die beiden Kleinen nichts Dringenderes zu thun, als den General von Federbusch und Mademoiselle Anastasie miteinander zu verheiraten. Hans hatte sich mit Hilfe einer gestickten Tischdecke, die er umwarf, und einer leergemachten himmelblauen Papierdüte, die er sich aufsetzte, in einen Erzbischof verwandelt, während Gretchen als Brautjungfer ihres Amtes waltete. Schon hatte die heilige Funktion begonnen. Gretchen ließ Anastasie und den von Federbusch vor den Hochwürdigsten hintreten. Es war merkwürdig zu sehen, wie stramm sich der Bräutigam hielt und wie bescheiden die Braut das schimmernde Porzellanöpfchen senkte; denn so und nicht anders muß es sich wohl allerwege schicken. Und schon hub Erzbischof Hans in seiner kurzangebundenen Ungeduld an: „Ich verbinde Euch . . .“, da unterbrach ihn Irma, die sachte hinzugetreten war: „Noch nicht, noch nicht; erst ein jedes hübsch fragen, ob es auch wolle, das Jawort fehlt ja noch.“ Das leuchtete dem kleinen Priester ein und er sagte mit ernstem Nachdruck:

„Herr General von Federbusch, willigen Sie ein, der Gatte der Jungfrau Anastasie Poupée zu werden?“

„Ja,“ rief Gretchen mit so tiefer Stimme, als sie sie eben einem Reitergeneral zutrauen mochte.

„Mademoiselle Anastasie Poupée,“ fuhr Hans fort, „willigen Sie ein, den General von Federbusch zum Gatten zu nehmen?“

„Ja,“ hauchte Gretchen kaum vernehmlich und trachtete redlich, im Namen der Braut ein wenig zu erröten.

„Bravo, Gretel,“ sagte Irma, „aber nun die Ringe.“ Und da keine Trauringe zur Stelle waren, zog Irma einen zarten Reif vom Finger und den steckte Hans der ganzen Hand des Generals an, wie einen Boyerring. Und jetzt . . . hilf Himmel! eine männliche Stimme flüsterte Irma ins feuerrot gewordene Ohr:

„Theuerste Irma, Sie verstehen die Technik des Heiratens so vortrefflich, daß ich den General um Ihr Kinglein beneide.“

Die „Technik“ des Heiratens, sagte er; offenbar war also der Flüsterer ein Techniker, der Eisenbahn-Ingenieur, . . . sie erriet es, denn sich umzusehen wagte sie nicht. Und da zog auch schon der Ungesehene neben ihr einen Ring vom Finger und reichte ihn dem Erzbischof, der nahm ihn und steckte ihn an den ganzen

Arm der Puppe Anastasie, wie ein Armband. Und nun fühlte Irma, wie der Ungesehene sie umschlang und ihre Hand faßte (im Traume muß man dergleichen wohl geschehen lassen), und ihr wurde ganz wirblich davon, daß sie die bindende Formel, welche Hans nun aussprach, nur noch wie von ferne hörte . . .

Wie lange sie an der Brust des ihr figurlich angetrauten Ungesehenen lag, sie wußte es nicht. Als sie sich ermunterte, bemerkte sie, daß der Maschinenfabrikant Herr Degen und der Feuerwehr-Kommandant Herr Kugel sie aufmerksam betrachteten, jener mit flammenden Augen, als wolle er sie in Brand stecken, dieser mit wasserblau schmach tenden Blicken, als wolle er (seinem bürgerlichen Berufe getreu) diesen Brand löschen. Plötzlich traten sie beide gleichzeitig auf sie zu, der eine von rechts, der andere von links. Herr Degen flüsterte ihr ins rechte Ohr:

„Irma, ich liebe Dich.“

Aber Herr Kugel sagte ihr ganz leise ins linke:  
„Irma, ich bete Dich an.“

Da gewahrte jeder von ihnen, daß er einen Nebenbuhler habe. Sie traten betroffen zurück, sahen einander scharf in die Augen, dann sagte Herr Degen:

„Herr Feuerwehr-Kommandant . . .“ Und Herr Kugel antwortete: „Herr Landwehr-Hauptmann . . .“

Hierauf ging Herr Degen in ein Nebenzimmer, wohin ihm Herr Kugel alsbald folgte. Nun erst fiel Irma das Verhängnisvolle der beiden Namen auf. Ein fürchterlicher, aber zugleich schmeichelhafter Gedanke blitzte in ihr auf. Ein Duell! Da drinnen fordern sie sich jetzt. Jedenfalls auf Leben und Tod! Angstvoll trat sie an die Thür und horchte atemlos. Sie sprachen mit einander; wie es schien, etwas leidenschaftlich; sie hörte einigemale mit der Faust auf den Tisch schlagen . . . Sie wollte eben die Thür aufreißen, um das Entsetzliche zu verhindern, als jemand sie an der Schulter rüttelte und weckte. Es war spät am Vormittag und Mama holte sie, der Christbaum sollte ja gerüstet werden.

\*

Wie im Traume verging der Tag. Irma war sehr zerstreut und die Mutter wunderte sich des öfteren über ihre kleinen Ungeschicklichkeiten. Hundertmal schwebte ihr die Frage auf der Zunge: „Mama, wer wird heute abend da sein?“ Aber sie brachte das Wort nicht über die Lippen.

Nein, so ein Traum! . . . Eigentlich drei Träume in einem! Lieber Himmel, was soll daraus werden?

Der Abend schlich auf der Schneckenpost heran. Dieser kurze Wintertag wollte gar nicht enden. Auch

dieser leidige Baum wollte gar nicht fertig werden; bis in den späten Abend hinein hatte Irma daran zu nesteln und zu hasteln, zu stutzen und zu putzen, während das Rumoren der großen Gesellschaft selbst durch mehrere geschlossene Thüren zuweilen bis zu ihr drang.

Ob der Sizilianer wirklich da sein würde?

Und der Ingenieur, der Treu hieß?

Und die beiden Herren mit den lebensgefährlichen Namen?

Nein, wenn dieser Traum log, dann lügen sie alle! Und die Männer obendrein!

Als die Pforten des Paradieses endlich geöffnet waren und das junge und alte Volk herzuströmte, schloß Irma unwillkürlich die Augen, als fürchte sie eine Enttäuschung. Dann aber warf sie einen desto hurtigeren Blick über die ganze Versammlung.

Die Herren Degen und Kugel, ja, die waren da, das sah sie sofort. Sie fehlten eben an keinem Weihnachtsabend. Und jetzt, jetzt grüßten sie sie gleichzeitig, nur konnten sie noch nicht zu ihr heran, weil die Bescherungszeremonie mit ihrer Feierlichkeit im Wege stand. Aber diese Blicke! Wahrhaftig, so hatten sie sie noch nie angeschaut. . . Wie dem nun auch sei, das Duell müsse um jeden Preis verhindert werden: soviel stand bei Irma fest.

Aber den Sizilianer Alfonso sah sie nicht, und auch den Ingenieur Treu mit keinem Auge. Und doch, sie mußten da sein. Angestrengten Blickes suchte sie . . . und sie fand, wenn auch nicht ohne Umwege. Es fiel ihr nämlich ein, daß ein Traum doch nicht schwarz auf weiß vorliege und daß man von ihm keine dokumentarische Genauigkeit beanspruchen dürfe. Ein Traum ist eben ein Traum . . . ist! . . . eine Flaumfeder, eine Seifenblase, die ist und nicht mehr ist. Wenn er nur ungefähr zutrifft, ist's schon genug.

Und da war denn richtig ein junger Mann von südlichem Typus; schwarzes Lockenhaar, schwarzes Schnurrbärtchen, . . . freilich auch ein schwarzer Kinnbart, aber der konnte ihm ja seit dem Traume gewachsen sein, denn im Traume lebt sich's gar schnell. Und was die Hauptsache: er hatte an der linken Seite des Kinnes ein dunkles Mal. Das gab ihr einen Schlag durch alle Pulse. „Er ist's!“ raunte, wisperte und schrie es in ihr; „es ist Signor Alfonso aus Sizilien, der Besitzer der großen Schwefelminen.“ Magnetisch zog es sie in seine Nähe, sie bildete sich schon ein, etwas Schwefel zu riechen, aber es hatte nur ihr Onkel Tobias sich an einem schwedischen Hölzchen ohne Phosphor und ohne jeglichen Schwefel eine Zigarre angebrannt. Es war niemand in der Nähe, der in diesem tollen

Weihnachtstrubel ihr, der spät Sichtbargewordenen, die einzelnen Fremdlinge vorgestellt hätte, aber der laute Jubel ringsum vernichtete auch manche Förmlichkeit.

„Ach, das ist immer wieder herrlich,“ sagte der dunkle Fremde mit jener hellen Tenorstimme, die sie im Traume gehört hatte. Sie konnte sich noch zu keiner Antwort fassen; doch sah sie nun deutlich, daß der schwarze Punkt an seinem Kinne ein Pflästerchen war. Sollte sie im Traume nicht klar genug gesehen haben? Doch nein, das Mal konnte ja auch unter dem Pflästerchen verborgen sein . . . und war es gewiß, sie wollte darauf schwören. Sie fühlte ihre Seele schmelzen, es war ihr so eigen zu Mute, so seltsam unzurechnungsfähig, daß sie eben anheben wollte: „Signor Alfonso . . .“ Aber er redete gerührt weiter:

„Auch bei mir daheim in Erfurt zündet meine liebe Dörthe jetzt den Baum an für unsere lieben Kleinen; es sind ihrer sechs, . . . aber das kindischste Kind unter ihnen ist an diesem Tage doch immer meine Dörthe selber.“

Er sah es nicht, wie Irma erblaßte und schwankte. Der Boden, auf dem sie so fest zu stehen vermeint, war unter ihr gewichen. Und von diesem Erdbeben hatte niemand etwas gespürt, nur sie allein. Einen Augenblick fuhr es ihr durch den Kopf: „Wie, wenn

er noch nicht da wäre? Signor Alfonso kann ja noch kommen.“ Dann schalt sie sich heftig aus, schalt sich alles, was eine alberne, superkluge, kleine Träumerin sich schelten kann, und wiederholte sich im Geiste mehrmals: „Träume sind Schäume.“ Ja, jawohl, es war nur ein Traum gewesen; fort damit zu den anderen!

Da hörte sie die Mutter rufen: „Frma, wo bist Du?“ Sie eilte zu ihr. „Frma, ich stelle Dir Herrn Ingenieur Treu vor, der erst seit einigen Tagen in unserer Stadt wohnt.“

War es möglich? Träume sind also doch etwas mehr als Schäume? Hier stand ja vor ihr, lächelnd und angenehm, der Herr Ingenieur Treu, hoch, schlank, blond, allerdings ohne Locken, denn er trug das Haar ganz kurz. Wie gern hätte sie ihn gefragt, ob er es erst heute habe scheeren lassen, aber das war ja nicht recht thunlich. Ganz verwirrt senkte sie die Augen; ach Gott, da hing nun auch wirklich ein goldenes Netz an seiner Uhrkette. Unwillkürlich rief sie aus:

„Ach, lassen Sie mich doch den niedlichen Amor betrachten!“

Herr Treu jedoch lachte: „Nun, ein Amor ist das gerade nicht, es ist ein Äffchen, das mit einem Apfel spielt.“

Er hielt ihr das Ding hin und sie wurde rot,

als hätte er sie selbst ein Äffchen genannt. Dabei lugte sie aber unwillkürlich nach seinen Fingern, denn deutlich entsann sie sich noch des Ringes, den er im Traume getragen. Ach, er trug jetzt gar keinen, nicht den allerdünnsten Keifen, nicht am allerkleinsten Finger.

So zerrinnen die schönsten Gesichte in Duft und Dunst. Nichts hat mehr Bestand auf der schwankenden Erde, nicht einmal ein Traum.

„Man soll niemals Romane träumen,“ sagte Irma ganz leise in ihrem tiefsten Herzen. Welch sonderbarer Zufall nur, daß es wirklich einen Ingenieur Treu gab und daß der gerade da sein mußte. Sollte sie den Namen einmal obenhin gehört und nicht weiter beachtet haben, bis der Schabernak ihrer träumenden Seele ihn aus der geistigen Kumpelkammer herausholte, um sie damit zu narren? Aber nun hatte auch der leichte Mädchen Sinn schon ihre empfindsamen Anwandlungen übertaucht und gaukelte in selbstironischer Fröhlichkeit durch die helle Gegenwart. Lachend reichte sie dem Ingenieur die Hand, lachend über sich selbst, über den Affen, genannt Amor, über den Ring, der nicht da war, und über die tugendsame Mademoiselle Anastasie Poupée und den tapferen General von Federbusch, die noch immer unverheiratet durch diese Erdenwelt wandelten.

Ein Übermut war jetzt über sie gekommen, als

der natürliche Rückschlag des Trübfinns, in den sie der falsche Sizilianer gestürzt hatte. Sie nahm den Arm des Ingenieurs, der wenigstens echt war, und sagte im Davonschreiten:

„Ich sehe Sie nicht zum erstenmale, Herr Treu, aber damals trugen Sie lange goldene Locken bis auf die Schultern herab, und einen Ring an diesem Finger und ein Beschaft, das stellte den leibhaftigen Amor vor, mit dem Pfeil auf dem Bogen.“

Erstaunt hörte er ihr zu; dringend bat er um nähere Auskunft, aber sie sagte kein Wort weiter. Wie hätte sie ihm auch jenen höchst seltsamen Traum erzählen dürfen?

Sein Drängen wurde durch die Herren Degen und Kugel unterbrochen, die mit heftiger Eile an ihnen vorbeistürmten, geradenwegs nach jenem Seitengemach, das sie im Traume gesehen, — es gab freilich kein anderes neben der Weihnachtsstube. Sie stürmten hinein und schlossen die Thür; unruhig folgte ihnen Irma mit den Augen. Dann wandte sie sich an Herrn Treu:

„Glauben Sie, daß jene beiden Herren in jenem Zimmer jetzt einen Zweikampf verabreden könnten?“

„Weshalb?“ fragte er erstaunt.

„Wegen einer Dame,“ entgegnete sie.

„Dergleichen ist allerdings an jedem Orte und

zu jeder Stunde und wegen jeder Dame möglich,“ sagte er, „doch können wir uns ja davon überzeugen.“

Sie eilten an die Thür, hinter welcher Degen und Kugel sich jetzt gegenüberstehen mußten. Sie horchten einen Augenblick und hörten laute, abgerissene Reden, auch dumpfe Schläge auf den Tisch . . . Sie traten ein. Da saßen die beiden Herren friedlich an einem grünen Tisch und fochten allerdings ein Duell auf Sein und Nichtsein aus, aber nur auf dem Felde des Écarté . . . .

Ingenieur Treu wäre an diesem Abende für sein Leben gern hinter das große Geheimniß gekommen, das ihm die schöne und muntere Haustochter durchaus nicht verraten wollte. Unter keiner Bedingung, nicht einmal andeutungsweise. Er war dadurch ernstlich intriguiert, indes tröstete er sich mit der Hoffnung, daß er es in einigen Tagen oder Wochen doch noch erfahren würde. Aber die Tage und Wochen vergingen und brachten keine Lösung. Immer öfter kam der Herr Ingenieur, immer länger verweilte er bei Irma, um mit unverdrossenem Eifer an der Hebung der Schwierigkeiten zu arbeiten; noch ist er nicht am Ziele, aber da er allgemein als sehr geschickter Ingenieur gerühmt wird, ist kaum anzunehmen, daß ihm die Lösung des Rätsels nicht schließlich doch noch gelingen werde.

Sicher ist, daß Irma nach einigen Monaten wieder anfang, an Träume zu glauben, und wenn man sie heute fragt, was das Verlässlichste im Menschenleben sei, da antwortet sie:

„Ein Traum.“

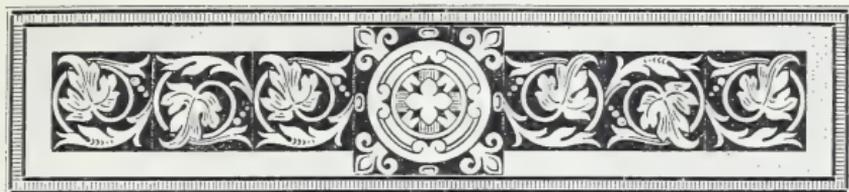




Balthasar Storeh,

(1880.)





**I**s Knabe verkehrte ich viel in der Familie Storch. Es waren dies wackere und angesehene Bürgerleute, nur etwas beschränkt vielleicht und altväterisch. Wenn die Buben auf die Welt kamen, sahen sie gleich aus wie kleine Patriarchen, und „Großmütterchen“ war von jeher das Verzärtlungswort jeder Frau Storch für ein Wickelkind weiblichen Geschlechts.

Sie hatten ein ehrwürdiges Heimwesen. Alte, braune Truhen; betagte Armstühle, deren Schnörkel schon wie Runzeln aussahen; dunkle Familienbildnisse, die man beinahe für Heiligenbilder nehmen konnte, in schweren Goldrahmen. In der großen Wohnstube mit den tiefen, ausgetäfelten Fensternischen sah es aus wie in einer Sakristei. Ein alter Eichentisch stand in der Mitte, von vierschrötiger Gediegenheit; die Buben der

Familie übten daran seit anderthalb Jahrhunderten ihre Muskelkraft, indem sie täglich einen Fuß des Ungetüms zu lüpfen versuchten. Nach der Familienüberlieferung war dies den Buben der ehevorletzten Generation regelmäßig im zwölften, denen der vorletzten im elften, denen der annoch laufenden Generation aber schon im zehnten Lebensjahre gelungen. Unstreitig spricht dies für Darwinsche Vervollkommnung der Rassen durch Vererbung erworbener Eigenschaften; und die Familie Storch ahnte das nicht einmal.

Ein noch viel merkwürdigeres Möbel war aber die alte Standuhr in der Ecke, mit ihrem hohen Kasten, an dessen Zieraten, welche seinerzeit ein guter Schnitzer gefertigt haben mochte, seither Meister Holzwurm mit seinem feinen Bohrer unverdrossen weiter arbeitete, so daß sie vor lauter Wurmfurchen von Jahr zu Jahr krauser und filigraner aussahen. Jedes Storchensjunge wurde in einer eigenen Ehrfurcht vor dieser Uhr erzogen und solches war wohl gerechtfertigt. Denn ein Ahnherr des Hauses, seinerzeit ein berühmter Uhrmacher, hatte sie gebaut als sein Meisterstück. „Balthasar Storch in Fürth hat dieß Werk erfunden und außgefertiget A. D. 1731.“ Diese Inschrift stand in seltsam verzwickten Zügen auf dem messingenen Zifferblatt. In der Mitte desselben aber sah man, gleich-

falls in Messing getrieben, das Profilbildnis des Meisters selbst, offenbar sehr gut getroffen, denn seine Züge kehreten noch jetzt häufig in der Familie wieder, besonders die merkwürdig lange, gerade Nase. Dieser Nase wegen muß ohne jeglichen Zweifel vor alters der erste „Storch“ von seinen Mitbürgern also zubenannt worden sein, wie ja doch Tausende von Geschlechtsnamen ursprünglich Spitznamen gewesen sind. Meister Balthasar Storch aber mag auf seine echte Storchnase mit Befriedigung herabgesehen und sie in Ehren getragen haben, sintemal er nicht anstand, dieselbe auf dem Zifferblatte seines Meisterstückes zu einem regelrechten, wirklichen Storchschnabel auszubilden, der sich öffnete und wieder schloß, je nachdem die Stunde vorrückte, denn die beiden Hälften des Schnabels dienten als Zeiger und der ganze Messingkopf bewegte sich mit ihnen fortwährend um seine Ase.

Kein Wunder, daß diese Uhr als die wertvollste Reliquie geachtet wurde. War es doch, als sei Meister Balthasar Storch immer persönlich im Hause anwesend und halte die Ordnung der Zeit, gleichsam die Stundeneinteilung darin aufrecht. Man ging essen und schlafen und man stand auf, wann Balthasar Storch es befahl. Man wurde geboren und man starb in der Stunde, die er auf seiner Uhr als Geburts- oder Sterbestunde

anzeigte. Nein, er war nicht tot, sondern regierte im Hause nach wie vor, und es gab nie eine Widerrede, wenn er seine Stimme erhob; er klapperte nämlich ganz wie ein Storch, der er ja war, bevor er die vollen Stunden schlug, — mit den Vierteln befaßte er sich nicht. So wurde die Uhr auch gar nicht anders genannt, als schlechtweg „Balthasar Storch“, und die ganze Familie war in einer Art Illusion aufgewachsen, sie wie etwas Lebendiges, wie ein Familienmitglied zu respektieren.

Von besonderem Gewichte war die posthume Thätigkeit Balthasar Storchs in der Neujahrsnacht. Beim Silbesterpunsch versammelte sich immer die ganze Familie in der alten Wohnstube und horchte gespannt den entscheidenden Schlägen der Uhr. Sie nahm das neue Jahr entgegen, wie ein Neujahrsgeschenk aus der Hand des guten Balthasar Storch, und es war nur billig, daß man in dieser Nacht auf das Uhrgehäuse ein frommes Licht stellte, dem guten Balthasar zu verdientem Seelentrost. In der Regel achtete man dann auch genau auf das Benehmen Balthasar Storchs. Klang sein Geflapper heiser, so galt dies als üble Vorbedeutung und Mahnung zur Vorsicht. Mancher Plan wurde dann fallen gelassen, ja manches Geschäft sogar unterblieb zur Verwunderung der Geschäfts-

freunde, welche nicht wußten, daß Balthasar Storch es war, der auf die Sache nicht eingehen wollte.

Die Neujahrsnacht des Jahres 185\* war herangefommen, weiß und kalt und still, wie sie der heilige Silvester liebt. In der „Sakristei“ bei Storchen aber war es warm und hell und ein Zug von neckischer Munterkeit ging durch das vielköpfige Familiengewühl. Alles prangte im festlichen Staate. Die Großmutter, schimmernd im Schnee ihrer achtzig Jahre, trug heute ihre goldene Festbrille und hielt in der Hand das reichgestickte Taschentuch, welches ihr seliger Gatte, der unter Blücher bei Ligny und Waterloo gewesen, aus dem Wagen des fliehenden Corsen erbeutet und ihr als Trophäe mitgebracht hatte. Der Vater trug die blaue Sammtweste, wie bei der Verlobung seines Ältesten, Ferdinand, gerade auch in der Neujahrsnacht vor vier Jahren, wo Balthasar Storch so lustig geklappert hatte und woraus auch richtig eine so gesegnete Ehe geworden war. Und die Mutter ging den ganzen Abend mit einem kleinen, weißen Sinnenpack im Arme umher, in jenem trippelnden Tanzschritt, mit jenen gewissen wiegenden Armbewegungen, so daß man gleich sah, dieser Solotanz gelte dem jungen Herrn Hans Storch, welcher den Inhalt des blühweißen Pakets bildete und als einer der schön-

sten Erfolge jenes Verlobungs-Silvesters anerkannt war.

Welch ein Präzedens für Anna, die nach der Chronologie der Familie Storch „nun daran kam“ und für ihren Vetter Heinrich, von den Egerer Störchen, der eigens für diese Nacht mit beiden Eltern herzugereist war.

Anna war ein zartes, träumerisches Mädchen; es lag etwas Verschleiertes, Geschlossenes in ihrem knospenhaften Wesen. Heinrich war ein wohlbeleibter Süngling, kurz und feist wie ein Dorfpfarrer im „Ruhländchen“, und hatte seit seiner Ankunft noch nicht aufgehört, Backwerk zu essen, außer wenn er Bier trank. Mit Anna hatte er nur einmal gesprochen, über böhmisches Bier, insbesondere das Pilsener, und über seine Vorliebe für Kolatschen.

„Ein schönes Paar,“ wisperte eine Tante Storch bedeutsam der Mutter zu.

„Wie für einander geboren,“ zischelte eine Base Storch dem Vater in die Ohren.

„Das will ich meinen,“ erwiderten der Vater seinerseits und die Mutter ihrerseits.

Die Verlobung war von den beiderseitigen Eltern brieflich vereinbart worden. So erforderte es die Überlieferung der Familie. Seit unvordenklichen Zeiten

heirateten die Kinder der Linien von Fürth, Eger und Graz in die Kreuz und Quere; das erhielt die Rasse rein und stark. In der Familie Storch verliebte man sich niemals, ehe man sich verlobte, aber man liebte sich immer, wenn man sich geheiratet hatte. Es war eben ein guter, leidenschaftsloser Schlag Menschen. Daß ein Er oder eine Sie nicht gewollt hätte, war noch niemals vorgekommen. Sie gehorchten, wie es guten Kindern ziemt, und trachteten dann aus Leibeskräften glücklich zu sein.

„Nun, Nünchen,“ sagte eine Schwägerin Storch (aus der Grazer Linie), indem sie mit der sanften Familienhand über das blonde Haar des Mädchens fuhr, „nun, Nünchen, Du bist ja wie eine weiße Rose. Gerade so blaß war ich auch, als es . . . um meinen Hals ging.“

Sie lachte, daß es klang, als würden Silberlöffel im Löffelkorbe geschüttelt. Anna aber schlug die Augen zu Boden, daß man deutlich sehen konnte, wie rot die Lider waren.

„Hast wohl auch ein wenig geweint,“ fuhr die Grazerin fort, „recht so, liebes Kind, denn wahr muß es sein: als Braut geweint, als Frau gelacht. Ist auch bei mir eingetroffen, . . . und bei Dir auch, gelt, Muhme Stanze?“

„Wohl, wohl,“ kicherte Muhme Konstanze Storch, Linie Fürth.

Mama Storch tänzelte just wieder mit dem Bäckchen voll Großmutterfreude im Arm daher und küßte im Vorbeikommen ihre liebe Anna aufs Kinn, — das lag ihr nämlich eben am fußgerechtesten und sie wollte das jüngste Störchlein in seinen Linnen nicht durch einen umständlicheren Zärtlichkeitsbeweis erwecken. Dabei fühlte sie wohl ihre Wange von einem heißen Tropfen gestreift, aber das beunruhigte sie nicht, denn es giebt nichts Zweideutigeres als Thränen, sie fließen dem Schmerz wie der Freude.

Vater Storch stieß indessen seinen zukünftigen Eidam an, daß ihm ein Stück Blätterteig aus dem Munde fiel, und zuckte mit dem ganzen Gesichte nach seiner Tochter hin: „Geh doch, Heinrich, thu Dich ein wenig ums Mädchel um.“ Heinrich trank geschwind seinen Bierkrug aus, dann nahm er einen Teller voll Brezel und ging hin, um das Mädchen essen zu machen.

„Vase Anna, sieh nur die schönen Brezel.“

„Ich danke Dir, Vetter Heinrich, mir widersteht heut alles.“

„Ich will sie Dir voressen, Vase; sieh mir nur zu, Du lernst's noch.“

Und er biß zwei Brezel zugleich durch.

Vater Storch lachte: „In der Wirtschaft wird's eine Köchin allein schwerlich richten.“ Und er tappte Heinrich auf die Schulter, daß der sich wand unter der eisernen Liebkoßung.

So ging alles in bester Ordnung. Guter Wille von jeder Seite, die alten Überlieferungen der Störche lebendiger als je.

Aber im Herzen Annas nagte ein giftiger Wurm. Ihr war, als sähe sie alle Tanten und Basen und Ohme und Vettern in schwarze Trauerschleier eingemummelt und das Lachen und Plaudern all klang ihr wie Grabgesang und Leichenpredigt. Ach, wie elend war sie im Herzen. Wie haßte sie diesen dicken Vetter, den man ihr zu lieben gab. Nein, niemals würde sie ihm gut sein können, niemals!

Aber sie sagte nichts von alledem.

Und der Storchschnabel auf dem messingenen Zifferblatt ging gar so rasch heute. Stunde um Stunde verrann. Die gewaltige Familienbowle dampfte bereits auf dem Tische. Es war bekannt, daß Vater Storch gleich nach dem letzten Schlage der Mitternachtsstunde, sobald nur das obligate „Pros't Neujahr“ vorbei wäre, die Verlobung des jungen Paares kundmachen würde. Ein so gedeihlicher Anfang könne nur als gutes Omen für das ganze Jahr wirken.

Es fehlten nur noch Minuten, dann mußte Balthasar Storch den Mund schließen und beide Teile des Schnabels vereinigten sich auf Zwölf. Gespannten Auges blickte jedermann nach dem alten Zifferblatt. Das gelbe Gesicht Balthasar Storchs schien verschmizt zu lächeln, wie er die obere Hälfte seines Schnabels auf Zwölf festhielt und dann auch die untere Hälfte sachte, ganz sachte heranzog.

Jetzt!

Ein lauter Ruck in Balthasar Storchs Kehle; jedes Glas erhob sich. Dann begann er zu klappern, . . . „hm, etwas verstimmt diesmal,“ meinte die Mutter, . . . „ich finde das nicht,“ entgegnete der Vater.

Und nun fiel der erste Stundenschlag, so laut, so metallhart und gefühllos.

Anna wurde totenbleich; sie glaubte, sie müsse nun hinstürzen zu der alten Uhr und sie mit Faustschlägen zertrümmern. Aber sie that es nicht, denn dafür gab es kein Beispiel in der ganzen Familienchronik. Aber sie seufzte tief auf aus wunder Brust, und das war wie ein Stoßgebet ohne Worte, ein Gebet um . . . um irgend etwas, sie wußte selbst nicht was . . . um ein Wunder, denn weniger als ein Wunder konnte sie ja nicht retten.

Fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn . . . . Immer größer wurde die allgemeine Aufregung.

. . . . Elf . . . . Atemlose Stille, in der nur ein Herz zum Zerspringen laut pochte.

Alle hoben ihre Gläser, einige räusperten sich geschwind noch ein wenig.

Doch was war das? Der zwölfte Schlag kam nicht. Statt dessen schnurrte es in der Uhr gleichmäßig dumpf fort, wie wenn der Rater spinnt.

Diese Unregelmäßigkeit in einem so entscheidenden Augenblick machte auf die Gemüter einen tiefen Eindruck. Seit dem Jahre 1731 hatte man solches in der Familie nicht erhört. Niemals zuvor war Balthasar Storch einen Schlag schuldig geblieben.

Konnte man sich im Zählen geirrt haben? Unmöglich, es hatten ja zwanzig Personen mitgezählt und alle zugleich waren sie bei Elf stecken geblieben. Mit Bangigkeit und einer Art Grauen blickten alle nach der alten Uhr, welche nur immerzu schnurrte, schnurrte.

„So etwas ist uns noch nicht vorgekommen,“ sagte Frau Storch sehr betroffen und ihr Gatte brummte in den Bart: „Seltsam, höchst seltsam.“

Die alte Großmutter faßte sich zuerst und sagte ruhig und bestimmt: „Es wird nichts daraus, Kinder,

Balthasar Storch will es nicht. Er weiß wohl, warum.“

Da faßte ein Schwindel Annas Hirn, alle Muthen und Basen schienen wie rasend um sie her zu tanzen, und alle Bettern und Dnfel hinterdrein. Ein Thränenstrom stürzte aus ihren Augen und sie sank aufgelöst in die Arme ihrer Großmutter.

„Dank, Dank,“ hauchte sie, „ich hätt's nicht überlebt.“

Alles schwieg. Niemand wagte zu widersprechen, wo der Fetisch der Familie gesprochen hatte.

„Lieber Heinrich,“ hub der Vater nach längerer Pause an, „Du siehst, wie die Sachen stehen. Das ist die schlechteste Vorbedeutung, die in der Familie Storch denkbar ist. Es hieße das Schicksal herausfordern, wenn wir darauf nicht achten wollten.“

„Man soll dem Schicksal nichts abtrozen wollen,“ sagte die Großmutter ernst. „Ich bin achtzig Jahre alt geworden und habe es oft erfahren, daß Balthasar Storch weiß, was er will. Er hat uns alle immer zum Guten geführt, Gott geb' ihm die ewige Ruhe.“

„Wenn Sie glauben, Großmama,“ sagte der feiste Heinrich etwas verlegen, während er in eine Schüssel Faschingskrapsen langte . . .

So war das Wunder, um das Anna unbewußt

gefleht hatte, wirklich geschehen. Niemand wagte mehr von ihrer Verlobung zu sprechen. Nach und nach kamen die Verwandten von ihrer Bestürzung zu sich, auch Heinrichs Eltern ließen sich beschwichtigen, man hatte ja hüben und drüben noch unterschiedliche Heiratskandidätchen.

Und als nun nach glücklich hergestellter Stimmung die Gläser aneinanderklangen und alles „Prost Neujahr“ rief, da besann sich plötzlich auch die alte Uhr und löste ihren zwölften Schlag aus, zu allgemeinem, freudigem Erstaunen.

„Balthasar Storch wünscht uns Profit,“ rief die Großmutter fröhlich und umarmte ihre liebe Anna.

Hinter der Thür aber rieb sich ein fremder Mann, der die ganze Zeit über gelauscht hatte, überaus selbstzufrieden die Hände. Es war der Uhrmacher, durch den die Großmutter erst gestern ihren Balthasar Storch innen und außen, besonders aber innen, hatte „puzen“ lassen.

Natürlich damit das Schlagwerk für die Neujahrsnacht in Ordnung sei.





Rote Pfingsten.

(1881.)





**A**m Thürpfosten von Peter Langs Pferde-  
stalle lehnte Jancsi, der Pferdeknecht.  
Die Sonne eines herrlichen Pfingstmorgens  
schien ihm heiß auf den rothhaarigen Kopf, daß er in  
Flammen zu stehen schien und die großen Sommerprossen  
auf seinem häßlichen Gesicht sich zusehends vermehrten.  
Er hielt eine Hand über die Augen als Schirm und  
starrte unverwandt die lange Gasse des Dorfes hinauf,  
wo eben der Festzug der erwählten Pfingstkönigin auf-  
getaucht war. Fiedelklang und tolles Jauchzen scholl  
von dort her, bunte Weiberröcke wogten, Bänder flatterten  
in allen Farben. Man sah einen hüpfenden, wirbelnden  
Menschenknäuel sich dahervälzen, über dem eine schim-  
mernde, funkelnde Gestalt thronte, wie mit goldenem  
Sonnenschein übergossen.

Nun kamen sie näher und Jancsi konnte so ungefähr das Lied verstehen, das sie sangen:

Rote Pfingsten am Himmel stehn,  
Rosen-Rosenrot,  
Schmucke Mädcl zur Kirche gehn,  
Mit Wangen pfingstenrot.  
Ei hu! Du rotes Pfingströselein,  
Ei hu! willst du wohl —  
Willst du wohl Pfingstkönigin sein?

Vor jedem Hause hielt der festliche Zug und die schmucken Dirnen tanzten ihren Pfingsttreihen um die erhabene Pfingstkönigin, welche die handigsten Jungfrauen in einem blumengeschmückten Thronessel auf ihren Schultern einhertrugen. Und dazu spielten die Zigeuner und die Burſchen sprangen im Takt, daß es staubte, und schmetterten die geleerten Weinflaschen gegen die Akazienstämme. Ja, der Wendelin Stumm, der noch eine alte Pistolet aus der Revolutionszeit besaß, schoß sie sogar jedesmal laut los, so oft es ihm wieder einmal gelungen war, sie zu laden.

Und aus jedem Hause eilte, was nicht niet- und nagelfest war, heraus, die Pfingstkönigin zu grüßen und in die bekränzten Körbe ihrer zwei Hofdamen Kuchen und Wurst oder aber auch klingende Münzen zu werfen.

Das ist doch eine Pracht, über den Fronleibnam!  
dachte Jancsi entzückt.

Und nun war der Aufzug vor Peter Langs Wohnhaus gelangt, das schönste im Orte, denn Peter Lang war der reichste Bauer in diesem reichen, deutschen Dorfe, wo der Jancsi als ungarischer Buriche aus dem Nachbarcomitat nur deshalb untergekommen war, weil ja doch nur ein ungarischer Buriche sich auf Pferde versteht. Aber er lebte jahraus, jahrein draußen auf der Hutweide bei Peter Langs Pferden, und nur jetzt hatte er den „Billám“ \*, den berühmten Schecken hereinbringen müssen, auf Geheiß des jüngeren Peter Lang, der bei den Dragonern ausgedient hatte und nun wieder bei seinem Vater hauste.

Rote Pfingsten im ganzen Land,  
Pfingsten hell und hold,  
Mit Seidentüchel und Sammetband  
Und Krone von rotem Gold.  
Ei hu! Frau Pfingstkönigin du,  
Ei hu! suchst du wohl —  
Suchst dir wohl den Pfingstkönig dazu?

Also klang nun das Lied, das die Mädcl sangen. Aber Jancsi hatte jetzt mehr Augen, als Ohren, denn schöner als das schönste Lied war die Pfingstkönigin

---

\* „Billám“ = Biiz, sehr gewöhnlicher Pferdename.

zu schauen in ihrem schneeweißen Hemde und dem purpurroten Nieder und dem buntgeblumten Röcklein. Alles an ihr rieselte von Gold und Silber und sie trug eine Weidenrute in der Hand als Szepter und auf dem Kopfe hatte sie eine Krone aus Gold und Blumen, so hoch wie . . . wie . . . nun ja, gerade so hoch wie eine Pfingstkrone.

Das war die ehrbare Jungfrau Barbara Hagbauer, die auf ihrem Throne saß und mit ihrem lieben Milch- und Blut-Gesichtchen so mildselig herablächelte, wie die Muttergottes von Maria-Lieb, wenn man sie in trockenen Jahren zum Felderseggen über die Äcker trägt. Und jetzt, wahrhaftig, ruhte der Strahl ihres Blickes auf ihm, dem armen Jancsi; er fühlte es deutlich an der Wärme, die ihm plötzlich durch alles Gebein schoß. Er hätte sich nur gleich niederwerfen mögen in den Staub, damit sie über seinen armen glücklichen Leichnam dahinzüge in ihr fröhliches Pfingstkönigreich. Aber da tänzelte eben eine der Hofdamen heran und neckte ihn mit ihrem Spendenkorbe:

„Nun, roter Jancsi, hast Du kein Geschenk für die Pfingstkönigin?“

Der arme Bursche wurde so rot, daß seine zehntausend Sommerprossen für einen Augenblick sämtlich verschwanden. Er hatte nichts, als eine Pfingstrose,

an deren Stiel er schon seit zwei Stunden kaute. Die warf er denn richtig in den Korb mit einer Berwegenhaftigkeit, über die er selbst zu Tode erschrak.

Die Königin oben auf ihrem Blumenthron sah es und verzog den roten Mund zu einer Miene des Anmuts. Und noch einer sah es, der jüngere Peter Lang, der stupfte den unverschämten Knecht kräftig zwischen die Rippen und schickte ihn mit einem Fußtritt in den Stall, den „Billám“ zu zäumen fürs Pfingstrennen.

Denn bald sollte es losgehen. Schon sammelte sich das Volk auf dem grünen Pfingstanger, an dessen äußerstem Ende als Ziel ein mächtiger Maibaum gepflanzt war, bekränzt und bebändert, wie von alters her Brauch gewesen. Wer im Rennen der erste ans Ziel gelangte, sollte Pfingstkönig sein, so wollte es Sitte und Herkommen.

Jancsi besann sich eine Weile, ob man denn ein Pferd von vorn oder von hinten zäume, denn etwas krabbelte ihm im Kopf herum, als hätte er lauter Heuschrecken darin. „Na, na,“ sagte er etlichemale und fraute bald den „Billám“, bald sich selbst hinter den Ohren. Peter Lang der Jüngere mußte kommen und sich ebenfalls mit seinen Ohren beschäftigen, ehe er wieder ins Geleise kam. Das war Peter Langs Schaden, denn nun schwieg Jancsi wie das Grab und

sagte ihm nicht, was der „Billám“ für seltsame Mucken habe und daß er außer ihm selber, dem Jancsi nämlich, der ihn aufgezogen, keinen Menschen, und wäre es selbst ein ausgedienter Dragoner, auf seinem Rücken dulde.

Endlich war der Scheck gesattelt und Jancsi führte ihn, den Zaum um die eiserne Faust geschlungen, auf den Pfingstanger. Das feurige Thier war kaum niederzuzwingen und tanzte mit Jancsi einen richtigen Csárdás durch die Dorfstraße. Bei der alten Linde, in deren Schatten der Rasenthron der Pfingstkönigin aufgeworfen war, harrte schon das ganze Dorf in stampfender Ungeduld. Einige der Pferde, die am Rennen teilnehmen sollten, hatten einstweilen bereits friedlich zu grasen begonnen. Der „Billám“ erregte ein gewaltiges Halloh und ängstlich wich alles zur Seite.

„Ja, den kann nur ein gedienter Dragoner reiten,“ hieß es allgemein, „aber es ist auch klar, daß der Peter Pfingstkönig werden muß.“

Und nun stellten sich die Pfingstreiter an. Peter Lang der Jüngere hatte sich nach mehrfachen fruchtlosen Versuchen zuletzt doch in den Sattel geschwungen, wobei Peter Lang der Ältere ihn von weitem durch seine kräftigsten Kernflüche unterstützte. Jancsi hielt das

Pferd noch immer am Zaume, sonst wäre ja sein Herr nie in den Sattel gelangt. Und nun gab die Königin mit ihrem Weidenzepter das Zeichen und Wendelin Stumm drückte verabredetermaßen seine revolutionäre Pistole los, die aber gerade diesmal versagte.

Die Pferde gingen im Rudel ab, nur der „Billám“ hatte früher noch eine kleine Privatangelegenheit zu schlichten und warf Peter den Jüngeren in weitem Bogen über seinen Kopf ins Grüne. Ein hundertfacher Schrei ringsum, während der „Billám“ nun blitzschnell hinter den anderen Pferden dahinschoß.

Doch welches Wunder war geschehen? Da saß ja wahrhaftig jemand auf des „Billám“ Rücken. Wer ist das? Wie ist er hinaufgekommen? Wer hat ihn kommen sehen? So gingen die Fragen kreuz und quer, aber niemand wußte eine Antwort, denn alles war mit dem Gestürzten beschäftigt gewesen. Zuletzt teilte sich die Menge so ziemlich in zwei Parteien, deren eine sich der Ansicht zuneigte, der verteuflerte Stegreifreiter müsse aus den Wolken gefallen sein, während die andere eher gelten lassen wollte, daß er aus der Erde aufgestiegen sei. Sicher ist, daß die älteren Frauen, dem Beispiele der vielerfahrenen und darum besonders kompetenten Orts-Hebamme folgend, sich für alle Fälle bekreuzten.

Doch das alles dauerte nur wenige Augenblicke, denn schon waren die schäumenden Kasse ans Ziel gelangt. Man fragte gar nicht, man wußte ja im vorhinein, daß der „Billám“ gesiegt haben müsse. Aber wer in Gottes oder des Gegenteils Namen saß auf seinem Rücken? Der Staub der Rennbahn hatte sich wieder gelegt, man sah es jetzt deutlich.

Der Jancsi saß oben.

Wahrhaftig, der Jancsi. Dieser Anblick erregte die verschiedenartigsten Empfindungen, denn während einige den Vorfall als einen unerhörten Skandal auffaßten, waren andere schon des unerwarteten Spasses halber bereit Jancsis Sieg anzuerkennen und riefen unter johlendem Gelächter: „Wivat Pfingstkönig Jancsi!“ Diese Rufe fanden auch ein Echo am Maibaume drüben, denn als die Mitbewerber sahen, daß nicht ihr ebenbürtiger Nebenbuhler, der allbeneidete Peter Lang der Jüngere Sieger geworden war, sondern ein niemand, den ohnehin kein Sterbensmensch ernst nehmen konnte und der bei aller erdenklichen Pfingstkönigswürde noch immer abgrundtief unter ihnen blieb, da hoben sie den verachteten, roten Knecht unter stürmischem Gelächter auf die Schultern und schrien Wivat, schon dem Peter zum Poffen.

Und so brachten sie den Sieger im Triumph vor

die Pfingstkönigsbinde. Große Bestürzung herrschte in ihrem schattigen Bezirke, denn ein solcher Pfingstkönig war noch nicht entstanden in dieser Gegend. Auf einen Emporkömmling von so tief herauf war niemand gefaßt gewesen. Aber die Weltgeschichte schreitet schnell. Schon hatten ihm seine Rivalen von vorhin den weiten Königsmantel von rotem Glanzkattun, den von Goldflittern rauschenden, um die schmalen Schultern gehängt; der Sohn des Krugwirts, der schon bis Preßburg und Graz herumgekommen und dieserhalb sehr geachtet war, drückte ihm eigenhändig die Pfingstkönigskrone auf den rotborstigen Kopf, und der gestrenge Amtsschreiber reichte ihm das Weidenrutenzepter des Tages. So stand er nun vor der Pfingstkönigin, noch häßlicher durch die ihm angethane Pracht.

Er sah sie aber gar nicht, denn ihn schwindelte vor Glück und sein Herz bebte zusammen in der süßen Ahnung eines Unmöglichen und Unglaublichen, eines blitzblauen Gotteswunders, das nun sofort unzweifelhaft und unabänderlich vor sich gehen mußte, nämlich des Pfingstkusses von den kirschroten Lippen der vornehmen Jungfrau Barbara Hagbauer, in Ehren und Züchten gespendet dem elenden Wicht, dem niedrigen Pferdeknecht Jancsi, Familie unbekannt.

Aber auch andere Leute brachte dieser bevorstehende

Ruß in nicht geringen Aufruhr. Königin Barbara war sehr bleich und klammerte sich an den mannsdicken Arm ihrer ehrbaren Mutter, welche sich wie ein schützendes Dach über ihr gekröntes Haupt hervorwölbte und heftig schwor, so lange sie lebe, werde diese Schmach nicht geschehen. Desgleichen stellte ihr Vater, Meister Georg Hagbauer, die Behauptung auf, dem Kerl gebührten eher Fünfundzwanzig, als ein Ruß. Der hitzigste war aber der jüngere Peter Lang.

„Ei was,“ rief er mit hochtönigem Herrenstolz, „in den Stall mit Dir, Knecht, und das auf der Stelle oder . . .“

Drohend hob er den schweren Bleistock und trat dicht vor seinen Knecht hin. Der aber war merkwürdig ruhig geworden, eine Würde war von dem läppischen Königsmantel in seine Haltung übergeströmt, daß er dem Grimmigen fest in die Augen sah und entgegnete:

„Ich glaube selbst, es wird für den Herrn das Beste sein, wenn er mich totschlägt, denn von meinem Recht laß ich nicht und meinen Pfingstkönigsfuß will ich haben, einmal in meinem Leben.“

Da fuhr jener wild auf und wollte zuschlagen, aber die Pfingstreiter alle fielen ihm in den Arm und der Krugwirtssohn sagte:

„Pfungsten wird nicht gerauft und unser König Jancsi lebe überhaupt hoch; Vivat!“

Die Burschen stimmten alle ein, nur die Alten blieben bedenklich und knurrten allerlei konservatives Zeug unter einander, von Stand und Rang, und Geld und Ehre.

Jetzt sagte die Pfungstkönigin=Mutter ihrem Ehegemahl etwas ins hochansehnliche Ohr und Meister Georg Hagbauer sagte darauf Uha! und rückte den Hut und trat an Jancsi heran. Er zwang sich zu einem süßsäuerlichen Lächeln, legte die Hand auf des Burschen Schulter und hub in kameradschaftlichem Ton an:

„Was wahr ist, ist wahr. Gut geritten bist Du, Jancsi, sehr gut. Bist ein Teufelskerl. Auch den Spaß als Pfungstkönig sollst Du in Gottes Namen haben, o ja. Aber was übern Spaß geht, mein Sohn, das schlag' Dir aus dem Kopf. Was nützt Dir auch ein trockener Kuß meiner Tochter? Da, Junge, ich kauf' Dir ihn ab für diesen blanken Zehner.“

Und er zog den seltenen blauen Zettel aus der schwarzledernen Briestasche und ließ ihn laut im Winde knistern. Jancsi starrte einen Augenblick auf das schöne Bilderblatt, das zehnhundert Kupferkreuzer aufwog, dann sagte er mit einer abwehrenden Handbewegung:

„Ein schönes Stück Geld, Meister, aber ich bin ein armer Bursche und habe nichts eigen auf dieser weiten Welt, als das Recht auf den einen Ruß. Wie könnt' ich von dem lassen? Nicht für einen gelben Hunderter!“ (Er schien sich über die Farbe der Hunderter ganz unzutreffende Begriffe gebildet zu haben.)

Ganz verblüfft trat Meister Georg einen Schritt zurück, ein Gemurmeln des Erstaunens ging durch die Gruppen. Die Pfingstkönigin ließ den Arm ihrer Mutter los und sah mit weitoffenen Augen nach dem garstigen roten Burschen, der ein so großer Herr war.

„Hm,“ brummte Peter Lang der Jüngere und drehte sich unwirsch den Schnurrbart, dann knirschte er noch ein wenig mit den Zähnen und rief mit erzwungener Gutmütigkeit: „Na, Bruder Jancsi, ich glaub' Dir's wahrhaftig. Thäte an Deiner Stelle auch nicht anders. Aber ein gutes Wort findet eine gute Statt; ich will Dir was Besseres vorschlagen. Du weißt, der „Billám“ ist das beste Pferd im Komitat. Ich weiß auch, Du liebst es wie Deinen besten Freund. Nun höre, was ich Dir sage. Das Pferd ist Dein, wenn Du den Ruß aufgibst.“

Er hatte ein großes Wort ausgesprochen, und demgemäß blickte er auch, die Hände in die Hüften gestemmt, stolz um sich und dann mit schlauverbind-

lichem Lächeln auf Barbara, welche unwillkürlich die Hände zusammengeschlagen hatte.

Man sah Jancsi wanken und das Blut in seine Schläfen schießen. Er griff mit der Hand in die Luft, um sich an ihr festzuhalten. Der „Billám“ sein eigen! Nicht in seinen kühnsten Träumen hatte er sich das vorgestellt. Der „Billám“, das Pferd der Pferde! . . . Er sah dem und jenem der Umstehenden ins Gesicht, wie um sich Rats zu erholen. Alle waren überrumpelt von Peters Großartigkeit und riefen Jancsi zu, geschwind einzuschlagen, denn es könnte ihn wieder reuen, aber sie wären alle Zeugen. Peter Lang merkte wohl, daß Jancsi am Unterliegen war. Nun rasiß den Vorteil benützt! Ein Wink und man führte den „Billám“ herbei, geradehin zu Jancsi. Er schloß krampfhaft die Augen, um das schöne Tier nicht zu sehen, aber seine Hand konnte er doch nicht zurückhalten, sie mußte es streicheln an Hals und Riß und Widerriß, und dann auf einmal . . . war er wie ein Blitz im Sattel, das Pferd bäumte sich hoch auf und jagte dann windschnell über den Ager hin, daß hinter ihm das Gras wie Staub von den Hufen stob. Dreimal raste er so im Kreis um den ganzen Ager, dann stand das Pferd plötzlich wie angewurzelt vor der Pfingstkönigin still. Jancsi sprang ab, legte die

Zügel in Peter Langs des Jüngeren Hand und sagte scheinbar ruhig:

„Nicht für Eure ganze Herde, Herr.“

Ein Schrei der Überraschung kam von aller Lippen; selbst der Schuß in Wendelin Stumms Pistole, der vor einer guten halben Stunde versagt hatte, ging jetzt von selbst los und versengte das Hosenbein des darauf nicht gefaßten Schützen.

Peter Lang der Jüngere war wütend und stieß einen schrecklichen Fluch aus, in dem selbst die unbekanntenen Großeltern selig des halsstarrigen Koßnechts eine Rolle spielten. Er schien sich auf Jancsi stürzen zu wollen, um ihn niederzuschlagen. Aber eine kleine Hand legte sich auf seine Schulter, die der Pfingstkönigin, und entwaffnete ihn. Sie war von ihrem Throne herabgestiegen und lautlos herzutreten. Jetzt stand sie dicht vor Jancsi und sah ihn gar freundlich an mit ihren blauen Augen. Und er senkte die seinen nicht, denn er hatte einen großen Sieg errungen, um den Preis eines schweren Opfers; er fühlte sich zum erstenmal in seinem Leben als ein Mensch.

Da sprach die Pfingstkönigin: „Wahrlich, Du sollst mein Pfingstkönig sein und den Ruß haben, der Dir gebührt.“

Er kniete vor ihr nieder, wie in der Kirche, und

vergaß bei aller Weihe des Augenblicks nicht, sich erst mit den Hemdärmel kräftig den Mund zu wischen. Und schon hatte sie sich zu ihm geneigt und ein herzhafter Pfingstfuß brannte auf seinen Lippen, als wäre er der erste Bursch im Dorfe.

Und nun reichte die Pfingstkönigin ihm die Hand und führte ihn zum grünen Thronsiß, daß er sich an ihrer Seite niederlasse. Und sie schenkte ihm bei Tische ein und er hatte den ersten Tanz mit ihr und er war Pfingstkönig, voll und recht, bis an den Abend. Dann nahm man ihm die Krone vom Haupte und den Mantel von den Schultern, und auch das Szepter legte er hin für immer. Er war wieder Jancsi, der rote Pferdejunge, wie zuvor.

Aber sein ganzes Leben lang sah man es ihm an, daß er einen Tag König gewesen.





# Moderne Kinder.

---





I.

H a n s.

(1875.)



Nach der Existenz, welche Hans führte, hätte man ihn wohl für ein Kind des Hasses halten können, und dennoch darf man es glauben, er war ein Kind der Liebe.

Er hatte sich schlecht und recht durch die ersten vier Wochen seines Lebens hindurchgeschrieen und hindurchgeschlafen an der Seite seiner Mutter, die er auch für seinen Vater hielt. Das war für ihn jener glückselige Zeitraum frühesten Jugend, auf welchen jeder Sterbliche im späteren Alter mit wonniger Schwermut zurückblickt. Schreien und schlafen an Mütter's Seite: welchem Kinde könnte es besser gehen? Aber Mutter mußte wieder einen Dienstplatz suchen und da konnte

Hans, der vierwöchige Jüngling, doch nicht mit. Die natürliche Unverdorbenheit seines Thuns und Lassens würde man überall Unreinlichkeit, die Lebhaftigkeit seiner Umgangssprache Kindergeschrei genannt haben. Glücklicherweise war er nicht der Erstling seiner Mutter. Schon war ihm ein Büblein vorausgegangen, das seinerzeit bei der roten Suse in Zksdorf vortrefflich untergebracht worden, aber leider nach drei Wochen an einer Krankheit gestorben war, welche kein Arzt kannte, . . . weil man keinen gerufen hatte. Nun, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, und armes Volk weiß wahrhaftig kaum, ob es ihm mehr fürs Geben oder fürs Nehmen danken soll.

Da sich denn die rote Suse so vertrauenswürdig erwiesen, hatte Hansens Mutter keinen Grund, ihr die Kundschaft zu kündigen, und brachte ihr eines schönen Morgens auch das liebe Hänschen nach Zksdorf hinaus zur Pflege. Sie bezahlte das Kostgeld für einen Monat, nicht weniger als drei Gulden, voraus, küßte Hans auf Mund und Stirne, versprach ihn jeden zweiten Sonntag — öfter durfte sie ja nicht ausgehen — zu besuchen, empfahl ihn angelegentlich den mütterlichen Gefühlen der roten Suse, weinte zwei Thränen und eine halbe und kehrte dann unter dem Schutze eines neu angeworbenen Feldwebels in ihren Dienst zurück.

So hatte Freund Hans seinen ersten Schritt in die Fremde gethan. Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben und ein Alter von vier Wochen ist gerade das richtige dazu. Der Blick ist dann noch klar und ungetrübt von Vorurteilen; der Mut frisch und feck, denn man kennt noch keine Gefahren; die Aussicht ins Leben hinein licht und sonnig, denn noch nie hat man sich um Hoffnungen oder Wünsche betrogen gesehen.

Hansens äußere Verhältnisse waren die denkbar günstigsten. Ein Glas Milch war für seine tägliche Nahrung veranschlagt und da die rote Suse dieselbe stark mit Wasser zu versetzen pflegte, langte sie für Hunger und Durst zugleich. Hans fand diese Methode überaus zweckmäßig und ersparte durch sie eine Menge kostbare Zeit, die ihm sonst mit Essen und Trinken vergangen wäre.

Seine Kleidung war wohl mehr gewählt, als reichlich zu nennen, denn sie bestand bloß aus einem Hemde und einem großen Tuche, in das er von der Brust bis an die Fersen wie in einen Sack hineingesteckt und mit Bindfaden fest eingebunden wurde; da aber Hemd und Sack schon hinreichend schmutzig waren, um ihm eine weitere Kleiderschonung als überflüssig erscheinen zu lassen, und andererseits auch dem Strampeln seiner

Füßchen im Sacke nichts entgegenstand, fühlte er sich in dieser Uniform bald vollkommen zuhause.

Ganz vorzüglich war seine Schlafstätte; sie bestand aus einer Wiege, die glücklicherweise nur ein einziges Schaukelbein und infolge dessen einen Neigungswinkel von etwa fünfundzwanzig Grad hatte. Wenn nun die rote Susse unsern jungen Freund abends in die Wiege legte, dachte sie nicht daran, ob er auch mit dem Kopfe zu oberst liege, und so kam es, daß Hans heute bergauf, morgen bergab schlief, was nicht wenig Abwechslung in seine Nächte brachte. Hinsichtlich aller anderen Bedürfnisse des Lebens erfreute sich Hans einer unbeschränkten Freiheit und durfte sie, unabhängig von jeder Kontrolle, frei befriedigen wie ein Prinz, d. h. soweit seine natürlichen Mittel reichten.

Womit aber brachte Hans seinen Tag zu? Da die gewöhnlichen Arbeiten seiner Altersgenossen: das Gebadet-, Gewaschen-, Gefütteret- und Spazierengegangenwerden seine Zeit nicht in Anspruch nahmen, war es sehr klug von der roten Susse, daß sie Hans auf den Bau mitnahm. Der Bau war ein einstöckiges Landhaus, an dem sie sich durch Mörtel- und Ziegeltragen beschäftigte. Warum auch sollte Hans nicht durch den Anschauungs-Unterricht in die Elemente der bürgerlichen Architektur eingeführt werden, da es ohne Kosten und

Mühe geschehen konnte? In einem Winkel des Gerüstes wurde für ihn ein kleiner weicher Sandhaufen aufgeschüttet, der war sein Nyl. Ein süßer Lutschbeutel im Munde spielte zugleich die Rolle eines Knebels, der ihn am Schreien hinderte. Seine Bewachung war dem Zufalle anheimgestellt, der ja bekanntlich alles kann und insbesondere als Schutzengel der kleinen Kinder und Irrsinnigen gilt.

Auf diesem Sandhaufen nun begann Hans unverweilt die große Arbeit der Selbstbildung. Vor allem fand er ein Mittel, seine Hände freizumachen, denn es ist schwer, ohne Apparate zu experimentieren. Dann zerzte er den Lutschbeutel aus dem Munde, um wieder stimmfähig zu werden. Und nun gieng es an das Selbststudium. Zu allererst trieb er mit Begeisterung Entomologie, denn die Insektenwelt brauchte er nicht aufzujuchen, sie kam selber zu ihm. Die verschiedenen Arten der Stuben-, Schmeiß- und Stechfliegen hatte er bald gründlich studiert; er kannte das Krabbeln und den Stich einer jeden selbst bei geschlossenen Augen; auch waren sie ihm von jeher einigermaßen bekannt, denn oftmals hatte er sie mit Behagen in seiner Milch getrunken und hielt sie für eine selbstverständliche Zuthat in derselben. Der kleine Schelm hatte es denn auch bald heraus, wie er sie fangen könne; er sperrte

einfach den Mund auf und wenn eine hineinspaziert war, schloß er ihn wieder. Welcher Triumph für ihn, als er so die erste Fliege erbeutet hatte! Von nun an konnte er nicht mehr verhungern. Nach zwei Tagen kamen auch schon Ameisen, um ihn zu befrieden; diese fand er etwas lästiger, weil sie nie davonsflogen, aber ihr angenehm säuerlicher Geschmack entschädigte ihn dafür. Dann und wann suchte ihn eine bunte Raupe auf, die ihm vielen Spaß machte, weil sie so leicht zu fangen und zu zerdrücken war; durch sie lernte er auch das Vorhandensein von Farbstoffen kennen. Gelegentlich leistete ihm selbst eine Spinne oder Ruchenschabe Gesellschaft und einmal setzte sich eine Wespe auf sein Gesicht, wollte aber durchaus nicht in seinen offenen Mund hinein, und er hätte sie doch für sein Leben gern gekostet; sie flog davon, ohne ihn gestochen zu haben.

Nach drei Tagen wurde ihm die Welt des Sandhaufens schon zu eng, er strampelte und wälzte sich von demselben weg und trat seine erste selbständige Entdeckungsreise an, vorderhand auf allen Vieren. Er kroch langsam dem hohen Gerüst entlang. Manchmal fiel hart neben ihm ein Ziegelstein mit lautem Gepolter herab, das machte ihm viel Vergnügen, denn er ahnte nicht, daß man auch erschlagen werden könne. Unterwegs traf er einen Trog voll Mörtel, an dem richtete

er sich auf; zum erstenmale in seinem Leben. Mörtel, das war ihm etwas ganz Neues, er konnte also nicht wohl etwas Besseres thun als hineinfallen, um sich über dessen Natur und Eigenschaften zu unterrichten. Darin wäre er nun vermutlich erstickt, hätte der Trog nicht durch seinen Sturz das Gleichgewicht verloren und wäre umgekippt. Der Mörtel überflutete das Gerüst, Hans lag mitten darin unter dem Trog gefangen. Auch diese Lage war ihm ganz neu und sie interessierte ihn nicht wenig. Er zappelte und polterte unter dem unbequemen Gehäuse aus Leibeskräften, denn armer Leute Kinder sind nicht gewohnt, sich unter einem Glassturz zu sehen. Eine Tagelöhnerin, die herbeikam und den Mörteltrog zappeln und poltern sah, lief schreiend hinweg, denn sie dachte, der Trog sei vom Teufel besessen und liege daher nun in Krämpfen. Andere Arbeiter eilten jedoch herzu, hoben den Trog auf und fanden darunter Hans, den sie unverweilt der roten Suse auslieferten. Diese schalt und patschte eine Zeit lang auf Hans los, der seinerseits weinte und schrie, dann trug sie ihn wieder auf den Sandhaufen zurück, bedeckte ihn bis an den Bauch herauf mit Sand, zu besserer Fixierung, steckte ihm den Lutschtbeutel wieder in den Mund und ging an ihre Arbeit.

Man lachte viel auf dem Gerüst über Hansens

Abenteuer und einer der Leute steckte ihm als Zeichen der Anerkennung ein Stück Speck in die Hand. Hans schief nun ein und erwachte erst, als ihn plötzlich von oben herab ein Regen kleiner Steinchen überrieselte. Er zog sich flugs den Knebel aus dem Munde, verschlang seinen Speckstreifen, den er für eine Raupe hielt, wühlte sich aus dem Sande heraus und trat eine zweite Forscherfahrt auf dem Gerüste an, diesmal in einer anderen Richtung, der Breite nach!

Kein Wunder, daß er in zehn Minuten am Rande des Gerüsts angelangt war. Ein Abgrund gähnte vor ihm, er aber kannte keinen Abgrund und kroch geradenwegs hinaus ins Leere.

Er fiel, — aber nur einen Schuh tief, denn ein Nagel hatte aus einem der Balken herausgeragt und ihn an seinem Sacke festgehalten. Nun schwebte er da frei in der Luft, unter sich fünfzehn Fuß weit nichts, — wiederum eine ganz neue Situation, die nicht einmal unangenehm war. Er schief wieder ein und so fand ihn die rote Suse, als man Feierabend machte, prügelte ihn wieder ein bißchen durch für seine Unvorsichtigkeit und ging mit ihm nach Hause.

Den andern Tag mußte Hans abermals mit auf den Bau, nur wurde er wegen seines angeborenen Leichtsinnes nicht mehr aufs Gerüst mitgenommen,

sondern unten im Bauhof gelassen, wo es viel weiches Erdreich für ihn gab.

Gut, dachte sich Hans, gestern habe ich die Gerüstkonstruktion studiert, heute geht's ans Fundieren.

Die Arbeiter freuten sich, ihn wiederzusehen, nannten ihn einen kleinen Maurer und bewirteten ihn mit Speck und Schnaps, der sein vierwöchiges Seelchen alsbald in Schlaf lullte. Als er aufwachte, trat er wieder eine architektonische Studienreise an, um sich den Grundplan des Hauses anzusehen. Er kroch zwischen den Gerüstpfosten hindurch, und zwar ohne Regenschirm, obgleich es Ziegelsteine regnete. Ihn traf keiner, das lag ja auch nicht im Zweck seiner Studien. Dann kam er zu einer ungeheuren Grube voll halbgelöschten Kalkes. Ein schmales Brett lag quer darüber; Grund genug für Hans, den Übergang zu versuchen. Wohlbehalten kam er jenseits an; es war ihm offenbar nicht beschieden, in einer Kalkgrube zu verbrennen.

Tags darauf sah Hans einen ungeheuren Balken in einer Seilschlinge auf der Erde liegen. Ihn sehen und besteigen war eins. Kaum aber war er oben, als der Balken mit ihm sich zu heben begann, immer höher und höher. Da er auf dem kürzeren Balkenende saß, war ihm das nicht unbequem, selbst als der

Balken eine immer senkrechtere Stellung annahm. Im Gegenteil freute er sich der unverhofften Luftfahrt und lachte so laut, daß man auf ihn aufmerksam wurde. Die Leute schrieen auf vor Schrecken, ließen den Balken sachte nieder und hoben den kleinen Abenteurer herunter, der seine Wagehalsigkeit unter den Händen der roten Susse schwer zu büßen hatte.

Die rote Susse entschloß sich nun, den nichts-nützigen, böshafsten Rangen zuhause zu lassen, schon weil er daheim gar keine Toilette brauchte. Sie ließ sich durch Nachbars Eva, ein zehnjähriges Mädchen, versprechen, daß sie nach dem Buben sehen würde. In der That sah Eva gleich des Morgens nach ihm und brachte ihn auf dem Tische der Wohnstube in Sicherheit, worauf sie mit etlichen Buben ins Freie ging. Der Hofhund, ein lustiger Köter, drang in die Stube ein und trieb daselbst ein wildes Spiel mit den Kissen des offen gebliebenen Bettes. Erst als er sie sämtlich auf dem Boden verstreut hatte, machte er sich wieder davon, in demselben Augenblicke, als Hans von der Tischplatte herunterfiel und sich ohne Zweifel totgeschlagen hätte, wäre er nicht gerade auf eines der verstreuten Kissen gefallen. Es scheint, seine wackere Anmme, der Zufall, hatte ihm den Hofhund zu rechter Zeit zur Hilfe geschickt.

Die Thür war offen geblieben und Hans benützte dies zu einem Spaziergang über den Hof. Vor allem froch er durch drei oder vier größere Kottlachen, wodurch seine äußere Erscheinung nicht wenig gewann. Dann schloß er Bekanntschaft mit einer Katze, die ihm mit den Krallen quer übers Gesicht fuhr und ihn zu heftigem Weinen brachte. Sehr verstimmt setzte er seinen Weg fort und sah plötzlich, wie der Hofhund eben einen Knochen gefunden hatte und ihn mit vielem Appetit benagte. Diesem Beispiel beschloß er zu folgen, und als er keinen Knochen, sondern nur einen scharfen Stein fand, den Unterschied zwischen beiden aber nicht kannte, begann er an dem Steine heftig zu nagen, obwohl er noch gar keine Zähne hatte. Sein Hunger wurde hiedurch nicht im geringsten gestillt und um denselben zu vergessen, war Hans gezwungen sich in Schlaf zu weinen. Als die rote Susse abends nach Hause kam und Hansens zerkratztes Gesicht und die dumpfige Beschaffenheit seines Äußeren gewahrte, verabreichte sie ihm wieder eine klatschende Zurechtweisung wegen seiner entsetzlichen Ungezogenheit, während sie ihm zugleich drohte, ihn ins Wasser zu werfen.

Den andern Tag fand Hans in Ewas Abwesenheit den Weg nach dem malerischsten Punkte des Hofes, dem Kehrriethausen. Dort brachte er einen

großen Teil des Tages zu und machte die Bekanntschaft eines dicken Mastschweines, das er ohne Zweifel für einen Elefanten hielt. Das Schwein kam unter dumpfem Grunzen auf ihn los und begann ihn mit dem ecken Rüssel zu beschnüffeln, denn es gedachte ihn zum Frühstück zu verzehren. Hans aber lachte sehr über das komische Gegrünze, das er noch nie gehört hatte und fuhr mit seinem weichen Patschhändchen dem dicken Untier über den Rüssel. Das Schwein dachte sich: sieh da, welch' ein zartes Fleisch, und eben wollte es nach dem Armchen des Kindes schnappen, als plötzlich eine große Ratte zwischen beiden durchsprang, das Schwein ihr nach und so weit fort, daß es an Hans ganz vergaß. Man kann wahrhaftig nicht wissen, wozu manchmal eine Ratte gut ist.

Hungrig war Hans an diesem Tage nicht besonders, denn er hatte im Kehrriech eine Menge Äpfelschalen gefunden, die er sich selbst ohne Zähne schmecken ließ. Als die rote Susse abends heimkehrte, bekam er seine Milch und etwas Prügel, weil er sich tagsüber schmutzig gemacht hatte, der unverbesserliche Schmutzfink!

Am nächsten Tage geschah mit Hans nichts Außergewöhnliches, bis auf das eine, daß er in den Brunnen fiel; da aber der Eimer aus Nachlässigkeit unten geblieben war, fiel er gerade da hinein und die nächste

Magd, die Wasser schöpfte, zog ihn mit herauf. Er hatte unten im Kühlen ganz gut geschlafen, denn es war sehr heiß oben in der Sonne. Abends wieder etwas Schläge, weil die rote Susse an ihm blaue Flecke bemerkte, die ihr verrieten, daß er schon wieder etwas angestellt habe, der unbändige Hausteufel. Eine kleine Erkältung war die Folge des kalten Bades, und dann eine kleine Lungenentzündung, welche Hans im Kinderhospital prächtig überstand. Sechzehn Wochen war er alt, als er geheilt entlassen wurde.

Er nahm nun sein früheres Leben wieder auf, als ob nichts geschehen wäre. Seine Mutter litt offenbar an einem schlechten Gedächtnis, denn sie besuchte ihn nicht mehr und die rote Susse, die kein Kostgeld mehr bekam, dachte immer darüber nach, ob ein Klaps auf den Kopf besser sei oder etwas anderes, . . . aber sie fürchtete sich vor der Polizei. Nachbars Eva dagegen war nun sehr gut gegen Hans und nahm ihn am ersten Sonntag mit aufs Feld, wo sie mit ihren Freundinnen spielte. Den Hans legte sie in einen stillen Graben unter einen Weidenbaum, und als sie abends heimkehrte, hatte sie ihn richtig dort vergessen. Die rote Susse merkte wohl, daß Hans im Hause fehle, aber sie dachte sich dankerfüllten Herzens: wahrscheinlich hat er jemandem gefallen und der hat sich

ihn genommen; auch gut. Aber ach, schon den andern Morgen brachte ihn der Briefträger, welcher ihn im Graben gefunden und über Nacht beherbergt hatte, nach Hause; diese Briefträger kennen aber auch alle Leute im Orte. Hans erhielt selbstverständlich seine Prügel, weil er die Nacht außer dem Hause zugebracht hatte, als ein ausgemachter Lump.

Ein paar Tage später wälzte sich Hans gerade im Hof umher, als der Wagen einfuhr, den Dünger auszuführen. Der Kutscher war wohl etwas betrunken, den er kutscherte geradenwegs über den armen Wurm hinweg. Dieser seinerseits fand es ungeheuer spaßig, wie das große räderige Ding so über ihm dahinrollte; freilich blieb er ganz unversehrt, wie er es ja schon gewohnt war.

Auf diese Art verfloß die Zeit. Hans entwickelte sich so rasch, wie nur einer pflegt, der da weiß, daß er kein Recht hat, lange unbehilflich zu sein. Auf einmal konnte er gehen und laufen, mit Zähnen fauen, ja sogar sprechen und war ein ganzer kleiner Mann geworden. Allerdings war kein Tag vergangen, an dem er nicht mehrmals in Gefahr geschwebt hätte, Leib und Leben zu verlieren, aber das ist nun einmal so, daß der am schwersten verunglückt, um den sich kein Mensch kümmert. Er hatte zwar alles gethan,

was Kinder gewöhnlich nicht thun dürfen, er hatte mit Feuer und Messern gespielt, täglich am Rande des Brunnens gefessen, mit Pferden, Hunden und Schweinen zu thun gehabt, Sprünge von allen hohen Punkten seiner Umgebung gethan, unreifes Obst aus dem Kehrlicht geklaubt, nie einen Schuh am Fuße und nie eine Mütze auf dem Kopfe gehabt, und war doch immer heil geblieben. Er war nun einmal das Pflegekind des Zufalls und der war ihm hold gesinnt von der Wiege auf.

Als Hans zwei Jahre alt geworden, riß der roten Susse endlich ob seiner hoffnungslosen Unverwüftlichkeit die Geduld. Mit zwei Jahren, dachte sie, kann ein gesunder Kerl schon für sich selber sorgen und braucht nicht mehr fremde Leute aufzuzehren. Sie beschloß daher ihn großjährig zu sprechen, allerdings ohne alle Zeremonieen, und ihn der völligen Selbständigkeit zu überantworten. Eines schönen Tages nahm sie ihn bei der Hand und ging mit ihm fort, weit, weit, hinein in die große Stadt. Da setzte sie ihn auf einen Pflasterstein an einem Thore, gab ihm ein Stück Brot in die Hand und sagte: „Da wart', Hansi, bis ich zurückkomm', bin gleich wieder da.“

Sie kam aber nicht wieder und Hans blieb allein in der großen Stadt.

„Wo ist denn der Hans?“ fragten die Leute zuhause die rote Susse.

„Seine Mutter hat ihn zurückgenommen.“

Gegen den Willen der leiblichen Mutter durfte sich die rote Susse allerdings nicht auflehnen.

Und Hans, was ist aus ihm geworden? Niemand kann das wissen. Vielleicht wird er in vierzig Jahren einmal Direktor . . . des neuen Findelhauses, das in seiner Jugend noch nicht vorhanden war, das man aber dann möglicherweise eben eingeweiht haben wird.





## II.

### M a u d.

(1882.)

uf dem Ecksteine eines Hauses in der Fifth Avenue zu New-York saß ein hageres, zerlumptes Weib. Ihre Kleider, die einst schwarz, weiß und blau gewesen sein mochten, waren sämtlich grau geworden vor Schmutz und Alter. Und grau war auch ihr Antlitz, vor Elend und Branntwein. Sie hielt ein Kind im Schoße, ein ganz kleines, dünnes Ding, dessen immer noch kindlich rundes Gesicht wie ein grünes Äpfelchen aus einem fast noch ein wenig rosenfarbenen, grobwoollenen Strickhäubchen hervordämmerte. Es giebt solche Äpfel, die nicht wachsen können und auch keine roten Backen kriegen, sondern grün bleiben bis zum Herbst und dann die ersten sind, die abfallen. Frau Not mit ihrem Kinde, möchte man sagen.

Die Frau stierte gedankenlos in die Luft und wisperte nur von Zeit zu Zeit beschwichtigend: „Hush, Maudie, hush!“ Das war aber ganz überflüssig, denn das kleine Ding gab ohnehin keinen Laut von sich. Kaum daß es atmete, nur ein klein wenig, mit dem Rande seiner blaffen Lippen. Wie sollte es auch weinen? So viel Erfahrung hatte die kleine Maud schon, daß man Thränen ebensogut verschlucken kann, und was sich schlucken läßt, soll der Mensch nicht leichtfertig fahren lassen. Nicht umsonst sieht Maud mit ihren zwei Jahren nach doppelt so viel aus, aber freilich nur wenn sie einen Augenblick die Augen aufschlägt, diese trüben, forschenden, mißtrauischen Kinder-Augen in ihren runden Rändern, die so rot sind.

Da sitzt nun Frau Not mit ihrem Kinde, auf ihrem Stein, und wiederholt fleißig ihr „Hush, hush!“ Worauf die beiden wohl warten? . . . Es kommt niemand. Die Leute hasten und schlendern an ihnen vorbei, zu Hunderten, zu Tausenden, nach rechts und links. Schwere Omnibusse schwanen vorüber, leichte Cabs rasseln, die Tramway tutet und klingelt. Niemand beachtet Frau Not und ihr jüngstes Kind. Nicht einmal die Hunde, die sich doch um alles kümmern; nur eben jetzt einer, der hat aber gar kein Halsband und ist gewiß herrenlos. Auch der setzt sich alsbald

wieder in Trab, sichtlich enttäuscht. . . . Sie haben vielleicht ein Stelldichein. Warum nicht? Mit dem Hunger etwa. Ein schöner Stein das, mit einer Wand dahinter zum Anlehnen; wo ließe sich's bequemer verhungern?

Gegenüber steht ein großes Haus mit blanken Fenstern. Am Thürpfoften schimmert wie Gold ein helles Messingschild mit dem Namen: „Dr. Heartaway.“ Die Thür will heute gar nicht zubleiben und lauter Frauen sind es, die ein- und ausgehen; Frauen mit Kindern, mit kleinen und großen, in einfachen Kleidern und buntem Flitter, sogar in Kutschen kommen sie angefahren. Denn es ist eben die allgemeine Impfstunde des berühmten Dr. Heartaway, der nach der neuesten Methode impft und mit den legtmodernsten Maschinen. Schnepfer, die drei Hautschnitte zugleich machen! Lanzetten mit Schildpattstiel, für Kinder reicher Leute! . . . Welcher Segen bei der herrschenden Blattern-epidemie, daß Dr. Heartaway sich als spezieller Impfspezialist aufgethan hat.

Von alledem sehen aber Frau Not und ihr Kind, genannt Maud, so viel wie gar nichts. Sie sitzen immerzu und warten, und warten . . . Ob er wohl kommen wird? Wann er wohl kommen wird? . . . Um Christi Liebe willen, wer? . . . Welche Frage!

Als ob sie es selber wüßten. Aber jemand muß kommen, das sagt ihnen eine dunkle Stimme, jemand oder etwas. Jemand mit einem spitzen, kalten Knochenfinger, der ihnen ans Herz tippt wie mit einem Eiszapfen und es plötzlich stocken macht; oder etwas wie ein moderfeuchter, dumpf qualmender Nebel, der lautlos herankriecht wie ein Schlangengespenst, nur sichtbar, aber nicht greifbar, und sie sacht, ganz sachte umschlingen wird mit würgenden Polypenarmen . . .

„Ho! Was ist's?“ fuhr die Frau plötzlich aus ihrer brütenden Stumpfheit auf.

War er da, der Jemand, mit dem Eiszapfen? Im Gegenteil. Eine glänzende Erscheinung stand vor ihren erstaunten Blicken. Sie sah goldene Knöpfe glänzen, schneeweiße Wäsche blinken, und ein gesundes, feistes Lächeln schimmerte sie rosig an. War das ein fremder Fürst, ein Engel, ein Gott? . . .

„Kommt ins Haus, Frau, Ihr und Euer Wurm da, Dr. Heartaway meint es gut mit Euch.“ Er war des Doktors prozenhaft aufgedonnerter Lakai, der sie emporgerüttelt hatte und nun dergestalt zu ihr redete. Sie raffte sich mühselig auf und folgte wie im Traume. „Hush, Maudie, hush!“

In einem Gemach neben dem Kabinett des Doktors hieß er sie warten. Aber bald erschien Dr. Heartaway

selbst, ein langer, knochiger Herr mit rotstruppigem Kopfe; unter seinen buschigen Brauen hervor stachen die Augen, daß er mit ihnen hätte impfen können. Er war ganz schwarz gekleidet, so daß man sich fragen mußte, warum er gerade nur Haar und Bart rot trüge. Er warf nur einen Blick auf Maud und gar keinen auf ihre Mutter. „Halb verhungert,“ murmelte er, „daß reagirt wohl nicht mehr auf einen Stich.“ Und um dessen gewiß zu werden, griff er unter einen Haufen Nadeln und Messerchen, die einen Tisch ganz bedeckten, nahm außs Geratewohl etwas Stählernes und stach das Kind ganz leicht in eines seiner armen, dünnen Beinchen, das matt unter dem kurzen Röcklein hervorhing. Maud schrie nicht auf und zog nur die große Behe etwas ein; wer wäre auch stark genug, sein ganzes Bein so ohne weiters die beschwerliche Strecke bis an den Leib hinaufzuziehen?

„Das ist gut,“ sagte Dr. Heartaway, „tretet in mein Kabinet, Frau, ich werde Euer Kind impfen, es soll Euch keinen Cent kosten.“

Drinne gab es vornehme Gesellschaft. Eine schöne kleine Dame saß auf dem Schoße ihrer Gouvernante, in nichts als kostbare Spitzen gekleidet; man hatte damals eigene Impfstoielten erfunden. Das noble Fräulein sollte wiedergeimpft werden, fürchtete sich aber

vor der Nadel wie vor einem Richtbeil und weinte in Strömen. Offene Gewalt durfte man nicht brauchen und freiwillig wollte sie sich nicht einmal den Armel in die Höhe streifen lassen. Eine halbe Stunde schon hatten Arzt und Erzieherin vergebens mit ihr unterhandelt, da war Dr. Heartaway als erfinderischer Yankee auf die praktische Idee verfallen mit dem halbtoten Kinde da unten an der Straßenecke.

„Nun will ich Ihnen doch beweisen, Miß,“ sagte er jetzt zur kleinen Widerspenstigen, „daß meine neu-erfundene schmerzlose Impfnadel wirklich nicht weh thut. Da ist ein ganz kleines Kind, das würde doch sicherlich schreien, wenn es Schmerz fühlte. Nun sehen Sie genau zu, was ich thue.“

Er ergriff den Arm des Kindes und ritzte die Haut, daß ein Tröpfchen Blut hervortrat. Maud rührte sich kaum, sie wußte gar nicht, was mit ihr vorging.

„Nun sehen Sie, Miß, da ist das Blut, zum Beweis, daß ich Ihnen nichts vormache, und das Kind ist ganz ruhig geblieben, es hat keinen Schmerz gefühlt. Es ist gut, Frau, Ihr könnt nun gehen.“

Das wehleidige Herrentkind ergab sich nunmehr dem Augenscheine und als nur erst der feine Spigenarmel aufgestreift war und Dr. Heartaway den weißen

Arm in seinem Schraubstock hielt, stach er weidlich zu, ohne sich um nachträglichen Protestjammer zu kümmern.

Dr. Heartaway arbeitete dann rüstig weiter, denn er hatte alle Hände voll zu thun. Aber er wurde in ärgerlicher Weise gestört durch wirren Stimmenlärm unter seinem großen spiegelblanken Fenster. Eine kreischende Frauenstimme, Flüche aus rauhen Kehlen, drohende Rufe von Weibern aus dem Volke. Er trat rasch ans Fenster; wahrhaftig, es gab einen Auflauf vor seinem Hause und die Hungerleiderin mit dem Kinde erzählte dem Böbel, man habe sie hinausgeworfen, nachdem man ihr teures, einziges Kind barbarisch verstümmelt, mit Wunden bedeckt. . . .

Der Impfkünstler biß sich auf die Lippen. Geschwind schickte er hinunter und ließ die Frau höflichst ins Haus bitten. Als er nach einigen Minuten in sein Kabinett trat, saß Frau Not bereits, so breit sie war, auf einem feinen Damast-Sofa. Ihr ganzes Wesen war verändert, denn sie hatte die Lage sofort richtig erfaßt.

„Ist das eine Manier, Sir,“ rief sie, „anständige Leute aus guter Familie so vor die Thür zu setzen, wie Ihr Galunke von Diener mir gethan. Ich heiße Mary D'Healy, Sir, und bin ein für allemal an solche

Behandlung nicht gewöhnt, Sir. Und mein teures, gutes Kind, meine einzige Maud, ist nicht geboren, Sir, um sich von Ihnen bei lebendigem Leibe schinden zu lassen, Sir. O nein, und am allerwenigsten umsonst, Sir!“

Mit Mühe nur konnte Dr. Heartaway den sprudelnden Born dieser Beredsamkeit verstopfen. Die letzten Worte der wackeren Mrs. D'Healy gaben ihm glücklicherweise das richtige Mittel dazu an. Er drückte der zärtlichen Mutter unverweilt etliche Dollars in die Hand und wollte sie hinauskomplimentieren, aber so rasch ging das doch nicht.

„Fünf Dollars, Sir?“ rief Mrs. D'Healy mit der ganzen Entrüstung einer Mutter, die man in ihrem Teuersten, ihrem einzigen Kinde, angetastet, „bin ich eine Bettlerin? Das Doppelte, Sir, wenn ich bitten darf! Ich habe Erziehung, Sir, und weiß, was sich schickt.“ Und als der Arzt ihr schleunig noch fünf Dollars zugezählt, wog sie das Geld, wohlgefällig und bedenklich zugleich.

„Nun sind Sie hoffentlich zufrieden, Madame?“ sagte der Arzt, „Gott mit Ihnen, werthe Dame.“

Aber Mrs. D'Healy war nicht ganz zufrieden. „Das ist für den einen Stich, Sir, für den einen. . . . Aber wir haben deren, wenn ich nicht irre, zwei. Der

zweite ist, denk' ich, nicht weniger wert, als der erste, Sir."

„Zum Henker mit dem Balg!“ fuhr Dr. Heartaway heraus, aber er besann sich sofort eines Bessern. „Sie haben ganz recht, Madame, die Zahlen sprechen klar für Sie. Hier sind noch zehn Dollars. Erhalten Sie mir Ihre wertvolle Freundschaft und gestatten Sie, daß ich mich nun wieder meinen Kunden zuwende.“ Er verneigte sich und ging hinaus.

Zwei Stunden später hatte er abermals einen recht störrigen kleinen Impfling, dessen heftige Proteste gegen jede Berührung mit noch so „schmerzlosen“ Instrumenten das ganze Haus aufrumorten. Dr. Heartaway verschwendete seine Freundlichkeiten mit knirschender Seele ganz umsonst, der kleine Mann zeigte sich als überzeugungstreuer Gegner des Impfwanges. Da öffnete Mrs. D'Healy ganz plötzlich und ganz leise die Thür und trat mit Maud über die Schwelle.

„Teurer Sir,“ sagte sie, „Gott segne Sie, aber impfen Sie mir endlich ins Himmels Namen meine arme kleine Maud da, das süße liebe Ding (sie küßte es schmahend auf die Stirne), denn wir können wahrhaftig nicht länger warten.“

Dr. Heartaway stand einen Augenblick wie versteinert; die Zärtlichkeit dieser Mutter schien ihm

von einer ganz neuen Sorte. Das Weib war offenbar eine Megäre, nicht in der Hölle zusammen braten hätte er mit ihr mögen; aber sie hatte „pluck“, wie man drüben sagt, sie war schließlich in ihrer Weise ebenso „smart“, wie Dr. Heartaway in der seinigen. Und so ergriff er das Seil, das sie ihm in seiner Bedrängniß zugeworfen, und wiederholte mit Maud das Manöver von vorhin. Noch ein Stich durch die Haut, noch ein Tröpflein Lebensrot, was weiter? Vollends da er diesmal den andern Arm dazu in Anspruch nahm!

„Hush, Maudie, hush!“ wisperte Mrs. D’Healy ihrem Kinde zu, während an demselben das heilsame Exempel statuiert wurde. Und das kleine, hilflose Wesen lag an ihrer Brust wie verloren, wie weggeworfen an einen Ort, wo gewiß niemand etwas aufhebt.

Die Ordination des Dr. Heartaway war vorbei. Als er aus seinem Kabinett trat, saß Mrs. D’Healy noch immer auf seinem kostbaren Lyoner Damast und trank eben die letzten Schlucke einer Flasche Whiskey. Verschiedene Krusten und Schwarten auf einem mit des Doktors goldenem Monogramm gezierten Teller bewiesen aber, daß sie nicht von Flüssigkeiten allein lebte. Der Doktor war etwas betreten, denn er war sich nicht bewußt, Mrs. D’Healy zum Speisen einge-

laden zu haben. Er warf dem Diener einen fragenden Blick zu, der aber zuckte die Achseln und meinte:

„Als ich sie vor die Thür setzte, war's nicht recht; ich mußte sie also wohl als Ihren Gast betrachten, Sir. Sie verlangte durchaus zu essen und zu trinken.“

Mrs. D'Healy aber, deren graue Nase nachgerade einen rosigen Schimmer auszustrahlen begann, trat etwas schwankend an ihren widerwilligen Gastfreund heran und raunte ihm mit lallender Zunge zu:

„Habe noch einen Stuch gut bei Ihnen, Sir. (Dr. Heartaway winkte dem Diener, abzutreten, und warf ihr zehn Dollars hin.) Das ist es, Sir, ganz richtig. Gott segne Sie, Sir, und vergelte Ihnen alles, was Sie an meiner süßen kleinen Maud gethan haben, Alles, sag' ich, ohne Ausnahme, denn Sie sind ein guter Herr, Sir. Und morgen, Sir, da sitzen wir wieder drüben auf dem runden Stein, ich und mein Süßherz da, nicht wahr? Gott befohlen, Sir. Hush, Maudie, hush!“

Sie ging.

So manchesmal in den nächsten Tagen kam es vor, daß die kleine Maud wieder als nachahmenswertes Beispiel für widerhaarige Zimpflinge dienen mußte. Sie war aber jetzt in ein leidlich weißes

Köckchen gekleidet und auch Mrs. D'Healy sah gewissermaßen respektabel aus, etwa wie eine herabgekommene Person, die in der Whiskeyflasche Trost sucht für vergangene bessere Tage. Es war nur natürlich, daß Dr. Heartaway sie nun nicht mehr von jenem Eckstein wegholen ließ, sondern daß sie den ganzen Tag in seinem Hause blieb und nur für die Nacht in jenes unheimlich Dunkle, Namenlose der Weltstadt, in jene Weltkammer zurückschwand, aus der sie aufgetaucht war. Nicht minder jedoch war es recht und billig, daß sie nunmehr dem wackeren Dr. Heartaway, als einem festen Kunden, Engros = Preise zugestand. Sie verkaufte ihm die Hautstücke ihrer süßen, kleinen Maud zu Fabrikpreisen und wahrhaftig, sie fanden beide ihre Rechnung dabei, besser als sweetheart Maud, weit besser.

In der That, je mehr Mrs. D'Healy gedieh, desto mehr schwand Maud von hinnen. Das grüne Äpfelchen schrumpfte sichtlich ein und schien demnächst von seinem dürren Zweig abfallen zu sollen. Das erfüllte die sorgsame Mutter mit Betrübnis, also daß sie eines Tages gegen Dr. Heartaway ihr Herz ausschüttete. Denn er trug, wie schon oben berichtet, einen langen schwarzen Rock, wie ein Pastor, und erweckte durch den angeborenen Ernst so vieles schwarzen

Tuches, als er zur vollen Bekleidung seiner stattlichen Gestalt benötigte, überall Vertrauen.

So sprach sie denn eines Tages, als ihr Dr. Heartaway eben wieder vier Stiche honoriert hatte:

„Sie irren sich, Sir, Sie irren sich entschieden, es sind heute fünf Stiche gewesen; fünf, sag' ich, und in der Familie D'Healy lügt man nicht, Sir. Nicht wahr, süßes Kind, wir lügen niemals? Fünf Stiche, so wahr mir Gott meine teure, kleine Maud erhalte, recht lange, Herr im Himmel! Wie sie das nur aushält, Tag für Tag! Ich weiß wahrhaftig nicht, Sir, ob ich das noch lange so fortmachen darf. Denn wissen Sie, Sir, ich habe ein Gewissen, so gut wie Sie selbst, Sir, ebenso gut, und dieses Gewissen juckt mich manchmal in stiller Nacht ganz gewaltig, das schwör' ich Ihnen, Sir. Ist es denn auch wirklich zu rechtfertigen vor unserm süßen Heiland im Himmel, daß ich mich nähre von den schmerzhaften Blutstropfen meines geliebten Kindes? Was meinen Sie, Sir?“

Aber Dr. Heartaway legte seine große, rauhe Knochenhand auf ihre Schulter, erhob seine Augen salbungsvoll zur Ampel des Kabinetts und entgegnete:

„Wohl steht es dem irrenden Menschen an, an sich und seinen Handlungen zu zweifeln. Aber in

diesem Falle, werthe Frau, glaube ich Sie beruhigen zu können. Denn das Kind thut ein gottgefälliges Werk, so es der Mutter, die es einst mit ihrem Herzblute genährt, selbiges Geblüte tropfenweise zurückerstattet. Bezahlung einer Ehrenschild in leicht zu erschwingenden Raten, nichts weiter, werthe Frau.“

„Das ist es, Sir!“ rief Mrs. D’Healy aufatmend, „Sie nehmen mir einen Stein vom Herzen, Sir, und ich werde heute gut schlafen. Nein, teure Maud, tausendmal nein! Deine Mutter ist ganz und gar unfähig, Dir ein Unrecht zu thun. Also fünf Stiche waren es heute, Sir, und Sie haben mir nur vier bezahlt.“

Dr. Heartaway griff abermals in die Tasche. Er schien etwas nervös, wenigstens konnte er eine ironische Bemerkung nicht unterlassen:

„Ein schönes Stück Geld, Madame, das Sie da bei mir verdienen. Wie kommt es nur, daß man es der Kleinen so wenig ansieht? Sie ist heute noch ebenso grün und hinfällig, wie damals, als ich meinen ersten Versuchsstich an ihr machte. Sie wird wohl recht kümmerlich genährt, wie? Sollte mehr Milch und Fleisch kriegen, damit sie zu Kräften kommt; nicht immer Thee und Suppe.“

„Sie meinen, Sir?“ warf Frau D’Healy zwei-

felnden Tones ein. „Ich glaube nicht, daß dem lieben Kinde solche Kost von Nutzen wäre. Es würde uns am Ende stark und lebhaft und . . .“

„Und hielte nicht mehr so still bei meinen Stichen?“ ergänzte Dr. Heartaway ihren Gedanken, da sie plötzlich stockte.

„Ich kenne meine Maud, Sir, und weiß, was ihr taugt,“ entgegnete die Mutter, ohne geradeaus zu antworten. „Guten Abend, Sir; auf morgen, so Gott will.“

Aber Gott wollte nicht.

Den andern Morgen war Maud sehr krank. Sie konnte kein Glied rühren und hatte heftiges Fieber. Mrs. D'Healy meldete es ihrem Geschäftsfreunde und bat für heute um Entschuldigung; wenn es indes sein müsse, so werde sie das gute Kind dennoch holen, denn sie sei immer eingedenk ihrer Pflichten und erziehe mit Gottes Hilfe auch ihr Kind in diesem Pflichtgefühl. Aber Dr. Heartaway gab ihr für heute Urlaub. Den nächsten Tag meldete die Mutter sehr aufgeregt, die Symptome wären die gleichen und hätten sich sogar noch verstärkt. Nun wurde der Doktor aufmerksam, runzelte die Stirne und meinte:

„Das Kind wird wohl die Pocken kriegen; die Epidemie wächst noch immer.“

„Die Pocken!“ rief Mrs. D’Healy entsetzt. „Die echten Menschenpocken?“

„Wie ich den geschilderten Zustand beurteile, denk’ ich wohl,“ sagte der Arzt, „und rate Ihnen, Maud sofort ins Pockenspital zu schaffen.“

„Unmöglich!“ rief die Frau, „Sie haben ja Maud geimpft, jeden Tag mehreremale! Wie könnte sie trotzdem die Pocken haben?“

„Lächerlich, Frau!“ fuhr Dr. Heartaway auf. „Man kann doch ein Kind nicht Tag für Tag wirklich impfen. Ist Impfstoff Wasser, daß man ihn geschenkt kriegt? Die Lymphe steigt ohnehin stetig im Kreise. Doch was red’ ich da? Sie wissen ja, daß ich bloß Stiche gemacht habe, ohne Lymphe darüber zu streichen. Ich habe Maud nicht geimpft, aber sie ist doch in einem Alter, in dem sie auch ohne mich längst geimpft sein muß.“

„Muß! Muß!“ rief Mrs. D’Hearly. „Wir haben nicht immer in New-York gelebt; wir haben dahinten im Westen jahrelang keinen Arzt gesehen und konnten unsere Kinder doch nicht selber impfen.“

„Bah, Ihre Schuld,“ sagte Dr. Heartaway achselzuckend. „Sollte mir übrigens leid thun, das Kind zu verlieren. Nun, es wird so arg nicht sein, hoff’ ich; allerdings haben Sie das Kind ganz erbärmlich

genährt. Sie haben es ja sozusagen langsam verhungern lassen, obgleich ich Sie ausdrücklich warnte. Doch das ist nun nicht zu ändern, gehen Sie also und folgen Sie meinem Räte.“

Mrs. D'Healy ging wie betäubt hinweg. Der drohende Verlust eines solchen Schatzes machte sie unzurechnungsfähig. Sie trank eine Flasche Whiskey, um sich zu ernüchtern, und torkelte dann nach Hause. Sie fand das Kind halbtot. Den nächsten Morgen kamen die Pocken mit Heftigkeit zum Ausbruch. Wiederum eilte sie zu Dr. Heartaway, sie wollte ihn zwingen, das Kind zu retten, an dem ihre Existenz hing. Sie drohte ihm mit einem Strafprozeß, selbst wenn sie mit hinein müßte ins Verderben. Sie wollte vor Gericht die zerstochnenen Ärmchen ihrer süßen, teuren Maud produzieren, um ihn ins Gefängnis zu bringen . . .

Dr. Heartaway wandte ihr mit einem teuflischen Lächeln den Rücken. Auf einer pockenkranken Haut wollte diese alberne Person die Spuren seiner leichten Nadelstiche ausfindig machen! Und wie sich die Richter herzudrängen würden, auf Geheiß eines berauschten Frauenzimmers ihre kostbaren Nasen an der Haut eines blatternkranken Kindes zu reiben!

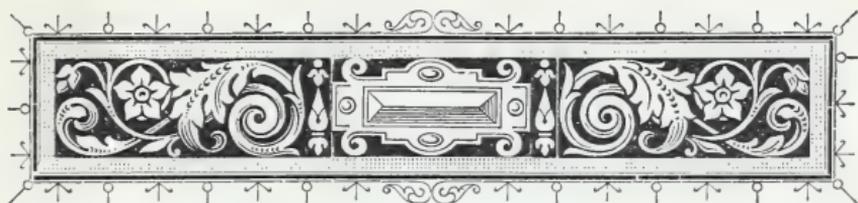
Er mußte hell auflachen!

Sie taumelte hinaus und der glänzende Lakai half ihr dabei kräftig vorwärts.

Maud starb und es geht ihr seitdem vortrefflich. Nicht für alle Schätze der Welt möchte sie zurücktauschen.

Mrs. D'Healy trinkt mehr als je, denn sie hat einige Ersparnisse gemacht, und Dr. Heartaway impft rüstig weiter.





### III.

## D o r a.

(1880.)



Im vornehmsten Geschoß des reichsten Palastes der schönsten Straße von Paris saß auf golddurchwirktem Rissen ein fünfjähriges Kind. Es war die einzige Tochter des steinreichen Zuckerbarons aus Florida, Don Diego de Aguascalientes. In New-Orleans hatte man sie nur die Zuckerprinzessin genannt. Sie hatte eben einen goldenen Hampelmann in der Hand und schlug mit diesem so unbarmherzig auf den Kopf ihrer Wärterin, eines alten Negerweibes los, daß der grauen Schwarzen das Blut über die Backen lief. Dabei schrie sie, als stäke sie an einem goldenen Spieß und würde an einem goldenen Feuer

gebraten; war ja doch alles aus reinem Gold in dieser Kinderstube, — die kleine Elvira ausgenommen, welche so zu schlagen und zu schreien verstand.

Da rauschten goldene Vorhänge und ein goldenes Brokatkleid stürzte herein. Es war Donna Manuela, Elvira's Mutter. Ihre kohlschwarzen Augen sprühten zornige Funken und mit zuckenden Lippen rief sie der Negerin zu:

„Hocky, verdammtes Weib (brenne in Schwefel!), was hast Du meiner Elvira gethan, daß sie solche Schmerzenslaute ausstößt? . . . Hat sie Dich ermordet, armer Engel? Bist Du tot, goldenes Kind? . . . Ha, Du blutest!“

Indem sie das kleine Mädchen leidenschaftlich in die Arme schloß, hatte Donna Manuela auf den Brüsseler Spitzen des weißen Kleidchens Blutstropfen bemerkt. Sie waren aber von Hocky's Stirne herabgerieselte.

„Zu Hilfe! Mörder! Ärzte!“ kreischte Donna Manuela und hängte beide Zentner ihres Leibesgewichts an den Glockenzug. Ein Duzend Leute eilte augenblicklich durch verschiedene Thüren herbei; Sakaien, mit Kohlenschaufeln bewaffnet, Rosen mit geschwungenen Lockenhölzern, die Erzieherin mit einer gezückten Flasche kölnischen Wassers. Im Getümmel wurde eine kostbare Vase von ihrer Säule geworfen und zerbarst krachend,

während Zuma (Abkürzung für Montezuma) der Papagei, von seiner goldenen Stange geschleudert, in seine goldene Kette verwickelt, halb erstickt röchelte und die arme Hochy, vor ihrer strengen Herrin aufs Antlitz hingestreckt, herzbrechend schluchzte.

Der Anblick von so viel Jammer und Entsetzen zugleich stellte Elviras gute Laune sofort wieder her. Ihr grausames kleines Kreolenherz ging auf wie eine hundertblättrige Blutrose. Sie klatschte jauchzend in die wachsbleichen Händchen, ihr krauses schwarzes Ge- lock sträubte sich vor Lust wie Mohrenhaar und zwischen den blutroten Lippen des Kindermundes knirschten die winzigen spitzen Tigerzähnen vor krampfhaftem Ge- lächter.

Dieser Ausbruch elementarer Fröhlichkeit legte im Nu die Angelegenheit bei. So unbändiges Vergnügen des Ermordeten ist die beste Rechtfertigung des Mörders. Donna Manuela hing zwar noch immer am Glocken- zuge, aber sie schellte nur noch kraft des Trägheits- gesetzes weiter. Die Dienerschaft hatte sich zurückgezogen und Montezuma hatte in seiner goldenen Schlinge bereits das Bewußtsein verloren und war ein stiller Mann.

So war die Ruhe wieder hergestellt.

Nur Madame Bonnet, die französische Erzieherin,

war vom Ingefinde zurückgeblieben. Sie brummte etwas wie „Profesenwirtschaft“, dann ging sie hin, löste Donna Manuela vom Glockenzuge los, der eben am Reißen war, beschwichtigte durch gelindes Streicheln Elvira's Lachkrampf und befreite Montezuma's Hals aus der würgenden Schlinge, wofür er sie mit der ersten wieder erwachenden Lebenskraft in die Hand biß.

„Also auch der goldene Hampelmann thut's nicht,“ sagte sie, etliche ausgerissene Arme und Beine des armen Teufels vom Jaguarfell auflesend.

„Hampelmann wollte keine Chokolade trinken,“ sagte Elvira trozig. „Hampelmann war schlimm, schlug Hochy auf den Kopf, jetzt ist Hampelmann tot.“ Und sie lachte laut auf.

„Madame Bonnet,“ sagte Donna Manuela. „Paris ist ein Dorf, man findet ja da nicht einmal eine passende Puppe für Elvira, das goldene Kind.“

„Madame,“ entgegnete die würdige Pariserin, „haben wir nicht alles versucht? Porzellan, Leder, Kautschuk, lackiertes Holz, Silber und Gold, Seide und Sammt, Hemdmägchen und Prinzessinnen mit Cour-schleppe, Husaren und Hampelmänner?“

„Dummes Zeug; sind alle zu dumm für meine Elvira. Paris ist ein Dorf.“

„Madame, Paris ist kein Dorf und ich werde eine Pariser Puppe besorgen, welche zehnmal klüger sein soll, als Mademoiselle Elvira.“

„Impertinent!“ brauste Donna Manuela auf, aber Madame Bonnet hatte im vollen Lokalstolze einer Pariserin das goldene Gemach bereits verlassen.

\*

In Paris findet sich alles. Auch ein zehnjähriges Kind, dem der Hunger Vater gewesen und die Sorge Mutter. Eine erwachsene, weltfluge Person in zerrißnen Kinderschuhen; alt geworden durch Entbehrung, schlau durch Hilflosigkeit, entschlossen durch Vereinsamung. Und die Not macht so rasch mündig. Eine Woche gehungert, lehrt mehr, als ein Jahr satt gewesen.

Trotzdem liebte Dora ihre franke Mutter mit Leidenschaft. Denn eins ist noch schlimmer als Hungern; allein hungern. Und die alte Frau hatte den Hunger stets so liebevoll mit Dora geteilt, wie andere Mütter ein Stück Brot.

Da lächelte ihnen endlich der Engel der Armen. Oder war es ein Teufel? Das blasse, verkümmerte, trübselige Menschenkind Dora avancierte zur vornehmen, glänzenden, lebensgroßen Puppe in seidenem Schleppkleid, mit der Ausstattung eines Fräuleins, in einem Puppenstübchen wie ein Palast.

Wie satt wird Mütterchen jetzt jeden Abend zu Bette gehen.

\*

In der goldenen Kinderstube saß die Zuckerprinzessin und freute sich über ihre neue Puppe.

„Mein, was die groß und dick ist! Größer als ich selbst. Ob ich sie wohl herumtragen kann?“

Sie versuchte umsonst, Dora aufzuheben; die saß fest und schwer in einem großen Puppenstuhl.

„Madame Bonnet, kleiner machen! Mama, gieb mir Deinen Dolch, ich will ihr die Beine abschneiden; ich will, ich will!“

Glücklicherweise hatte Mama den Dolch verlegt, sie suchte ihn vergebens und bot Elvira endlich statt des Dolches eine Schere an.

„Mein, den Dolch, den Dolch! Wenn Du mir nicht den Dolch gibst, so schneide ich ihr die Beine lieber gar nicht ab!“

Vergebens wollte ihr die zärtliche Donna Manuela eine große Papierschere aufdrängen, die zu der Arbeit ganz geeignet sei; Elvira wollte nun erst recht nicht und Dora war einstweilen dazu verurtheilt, ihre Beine zu behalten.

„Wie heißt Du denn, Puppe?“

Dora schwieg; ein anderes Kind hätte vermutlich

mechanisch seinen Namen gesagt. Madame Bonnet nannte den Namen.

„Ach, Dora heißt Du? Ich heiße Elvira . . . Kannst Du denn auch sprechen? Sagst Du „Papa“ oder „Mama“?“

Sie drückte Dora heftig in der Magengegend, so daß sie sich beeilte, „Mama“ zu sagen.

„Hören Sie, Madame Bonnet, sie sagt „Mama““.

Ubermals ein Druck in die Herzgrube, so daß Dora augenblicklich „Papa“ rief.

„Ach Gott, sie kann auch „Papa“ sagen! Beides, Papa und Mama, das hat noch keine gekonnt. Und sie bewegt sogar die Lippen, wenn sie es sagt. Mama, woraus sind ihre Lippen gemacht?“

„Aus Guttapercha,“ erklärte Donna Manuela etwas unsicher.

„Aus Guttapercha! Und die Augen?“

„Aus . . . aus . . . blaugefärbtem Email,“ log Mama.

„Blau gefärbt! Wird auch die Farbe nicht ausgehen, Mama? Ich will doch versuchen, ob sie sich abkraxen läßt.“

Sie stürzte sich auf Dora und machte Miene, ihr mit den scharfen kleinen Nägeln das Blaue aus den Augen zu kraxen. Madame Bonnet fiel ihr rasch in

den Arm und drohte, die Puppe wieder wegzuschicken, wenn sie dieselbe beschädigen wolle; Donna Manuela jedoch fuhr heftig auf und meinte, entweder man sei Puppe, oder man sei keine, und sie sehe durchaus nicht ein, warum das goldene Kind sich die kleine Freude nicht gönnen solle. Die Puppe war jedenfalls klug genug, als sie die Augen plötzlich schloß, worüber Elvira unfähig erstaunte.

„Mama, Madame Bonnet, Hochy, sie hat die Augen geschlossen! Sie kann die Augen schließen, ohne daß man sie auf den Rücken legt, wie die übrigen alle! Ach, Dora, ich mag dich so gut leiden! Du sollst es aber auch gut haben bei mir. Ich will dich nicht quälen, wie meine früheren Puppen. Ich will dir nicht immer zu essen geben, wie ihnen, denn Puppen können ja nicht essen. Nein, du sollst keinen Bissen zu essen kriegen, teure Dora.“

Madame Bonnet warf hier ein, sie solle doch einmal erst versuchen, ob sie esse.

„Nein, Madame Bonnet, ich versichere Sie, Puppen wollen nie essen. Keine der meinigen hat gewollt. Da, iß, Dora, ein Bonbon.“

Dora aß es mit sichtlichem Vergnügen und Elvira klappte in die Hände und hüpfte vor Freude.

„So, du kannst auch essen? Nun sollst du mir

aber auch den ganzen Tag nichts als essen. Da, noch ein Bonbon, und noch eins, und die ganze Schachtel voll mußt du essen, und die Tasse voll Obst dazu, und den Teller voll Zwieback und . . .“

So ging das fort von Wunder zu Wunder. Und Dora war ganz Puppe. Sie mußte zu stehen und zu sitzen, wie eine wahre Madame Leder, née Porzellan. Sie sagte kein Wort und rührte keinen Finger, was ihr auch die launische Zuckerprinzessin zumuten mochte. Das war denn so ganz gut, so lang eine erwachsene Person zugegen war, um die tyrannischen Einfälle Elvira's zu lenken. Aber sie waren manchmal auch allein, und da hatte die Puppe sich ihrer Haut selbst zu wehren und dennoch Puppe zu bleiben. Mit einer jungen Tigerkätz im Käfig eingesperrt zu sein, immerfort auf der Hut vor ihren wilden Instinkten, von scharfen Krallen geliebkost, in Gefahr, unter Küßen aufgefressen zu werden, ist kein Kinderspiel. Es ist aufreibend für einen armen Puppenkopf von zehn Jahren. Aber in Augenblicken der Abspannung dachte der Puppenkopf an eine alte, franke Frau, welche nun satt war, ganz satt, und welche er jeden zweiten Tag sehen durfte . . .

Allerdings war Elvira von ihrer neuen Puppe so eingenommen, daß sie sie gut behandelte. Wenigstens

wollte sie sie gut behandeln, nach ihren souveränen Kinderbegriffen. Da kam es wohl vor, daß sie die gute Aufführung der Puppe durch ein selbstgestrichenes Honigbrötchen belohnen wollte. Wie man denn für Puppen nach allerlei unmöglichen Rezepten Speisen aus den ungeeignetsten Bestandteilen zu bereiten pflegt, nahm Elvira eines ihrer Pantöffelchen und sagte:

„Nun sieh mal, Dora, dieses schöne frische Semmelchen, das will ich dir mit Honig bestreichen. Wo hat man nur aber den Honig hingestellt? Ach, die Pomade da wird's gerade thun. Wenn ich nur ein Messer zum Streichen hätte! Doch da liegt ja der dicke Kamm daneben!“

Und mit dem feinen Kämme strich sie die schöne duftende Pomade über die Sohle des Pantoffels und wollte dann durchaus, daß die Puppe dieses Honigbrötchen essen sollte. Da galt es nun geschickt sein und den Augenblick wahrnehmen, wo man Elvira so stoßen konnte, daß sie das Brödchen fallen ließ, selbstverständlich auf die Honigseite.

Oder Elvira wollte die Puppe ballmäßig aufpußen, ganz wie sie ihre Mama hatte Toilette machen sehen. Das war ein ziemlich gefährliches Abenteuer für Dora, denn da das Kleid ausgeschnitten sein sollte, nahm Elvira eine Schere und wollte Doras schönes

hohes Seidenkleid über Brust und Rücken ausschneiden, so wie sie es auf dem Leibe hatte. Da hieß es eine kühne Kriegsklist ausführen; Dora warf sich samt ihrem Puppenjessel auf dem weichen Teppich um, so daß sie die Beine zu oberst hatte, und Elvira war nicht stark genug sie wieder aufzurichten, sondern mußte Hocky rufen. Als dann Hocky kam, schlug sie die Hände zusammen über Doras Zustand, denn Elvira hatte sie vorher ballmäßig gewaschen, gepudert und friisiert, natürlich mit den eben zur Hand befindlichen Hilfsmitteln. Das Waschwasser hatte die Morgenchokolade abgegeben, welche in der goldenen Tasse stehen geblieben war, und das machte einen hübschen bräunlichen Kreolenteint. Im übrigen war Mamas Schreibtisch im Nebenzimmer als Toilettetisch benützt worden. Die roten Backen hatte Elvira ihrer Patientin erst mit rotem Siegellack anziegeln wollen, aber die Puppe schien einige Scheu vor dieser heißen Schminke zu haben, denn so oft auch Elvira das Wachslichtchen anzündete, um den Siegellack zu schmelzen, wußte die Puppe die Flamme auszublasen, was jene dem Luftzug zuschrieb. Endlich half sie sich mit dem Purpurstreusand aus Mamas Schreibzeug; er hielt ganz gut auf den chokoladefeuchten Wänglein, und sie waren davon zum Küßten rot. Die Augenbrauen wurden mit Tinte geschwärzt, obgleich

dieselbe leider violett war; aber sie machten sich auch so recht schön. Endlich fand sich in dem Zuckerstreuer schöner weißer Puder, mit dem die also zubereitete Beauté zuletzt wie eine Torte tüchtig eingestaubt wurde. Elvira war sehr stolz gewesen auf ihr Verschönerungswerk und Hochs Entsetzen beleidigte sie nicht wenig. Ihre Katzenwildheit erwachte augenblicklich, und mit Bornesgeheul stürzte sie sich auf die Negerin, ohne zu bemerken, daß die Puppe ihr ein Bein stellte. So fiel sie der Länge nach auf das Jaguarfell hin und zappelte schreiend, bis Madame Bonnet herbeieilte und sie aufhob. Hochy aber vergaß der Puppe diesen Liebesdienst niemals.

„Dora gut gegen Hochy, Hampelmann Hochy geschlagen,“ sagte die Alte naiv und achtete fortan aufmerksam auf Doras Sicherheit.

Einen besonderen Vorzug der neuen Puppe fand Elvira in deren Unzerreißbarkeit. Die ledernen und Porzellanpuppen waren alle entzwei gegangen, sobald der erste Zähzorn sich über ihren Häuptern entlud. Dora aber war unverwüßlich. Schon einmal hatte Elvira versucht, ihr den kleinen (nur den ganz kleinen) Finger auszureißen, aber da war die Puppe verschmizt genug gewesen, eine Faust zu machen und der Quälgeist vermochte diese nicht zu öffnen. Indes war sie

durch das neue Kunststück der Puppe, einigermaßen enttäuscht. Zu wiederholtenmalen hatte sie Versuche gemacht, ihr die Fesseln abzunehmen, was schlechterdings nicht gelingen wollte; nur einzelne Haare hatte sie ausziehen vermocht. Auch verlangte sie durchaus zu wissen, womit Dora ausgestopft sei: mit Roßhaar, Berg oder Seegras? Diese Frage hatte sie sich mit Hilfe der Schere auf experimentellem Wege bei allen früheren Puppen ohne Mühe beantwortet, sie griff also auch jetzt zur oft bewährten Schere. Diesmal war Hochy die Retterin. Direkte Einmischung hätte für sie verhängnisvoll werden können, sie ließ sich also einfallen, im Hintergrunde den Papagei Montezuma plötzlich mit einem Glase kalten Wassers zu übergießen. Der Vogel erhob ein heilloses Geschrei und rasselte wütend mit seiner Kette, darüber erschrak die höchst nervöse Elvira und warf die Schere weg.

„Zuma nicht erlauben, Zuma nicht erlauben!“ rief Hochy und verbarg rasch das gefährliche Werkzeug.

Einige Tage waren so vergangen. Dora hatte täglich einige Stunden Puppe zu sein, im übrigen war ihr ein heimliches Menschentum gestattet, vorausgesetzt, daß Elvira sie eben freigegeben wollte. Die Zuckerprinzessin war aber fränklich und ihr Zustand verschlimmerte sich bedeutend. Sie war aufgeregter

und unleidlicher als je und Dora brauchte mehr als Engelsgeduld, sie brauchte Puppengeduld, um still zu halten. Eines Tages mußte der Arzt eine sehr schlechte Arznei verschreiben, welche der Kranken um jeden Preis beigebracht werden sollte. Donna Manuela, Madame Bonnet und Hochy wandten alle Überredungskunst an, Elvira zum Einnehmen des Entsetzlichen zu bewegen; vergebens. Don Diego de Aguascalientes mußte aus Florida eigens ein Kabeltelegramm senden und sein Töchterchen um diesen großen persönlichen Liebesdienst ersuchen; vergebens.

„Nein, Nein,“ schrie das Kind in Todesangst, „ich will nicht gesund werden, Dora soll gesund werden, sie soll die Arznei nehmen!“

Das war ein Wink des Schicksals. Das Beispiel der Puppe würde vielleicht wirken, dachten die drei Frauen und füllten einen gewaltigen goldenen Eßlöffel mit dem greulichen Tranke. Madame Bonnet führte den Löffel zu Doras Munde und Elvira zappelte vor Freude. Niemand dachte an eine mögliche Katastrophe. Aber Kind ist Kind und zehn Jahre sind zehn Jahre. Dora konnte sich plagen und quälen lassen, konnte alle Willkür und Grausamkeit ertragen, konnte Puppe sein ohne Stimme und Bewegung, ohne Wollen und Dürfen, aber sie konnte diesen unheimlichen, gräß-

lichen Trank nicht über die Lippen bringen. Arznei! Medizin! Drohendstes Schreckenswort für ein Kind! . . .

Vergebens runzelte Dora die Stirn, vergebens schloß sie die Zähne mit aller Kraft, der goldene Löffel wollte Gewalt brauchen, schon keilte er sich zwischen ihre Lippen, . . . da hielt sie nicht länger Stand. Mit einem wilden Schrei des Abscheues sprang sie aus ihrem Puppenstuhl und stürzte aus dem Gemach.

Die Wirkung dieses unerwarteten Auftrittes auf Elvira war außerordentlich. Die Puppe war lebendig geworden! Entsetzt schrie Elvira auf und ein verhängnisvoller Nervenanschlag war die Folge ihres Schreckens. In wenigen Stunden war dieses zarte Leben entwurzelt.

Donna Manuela geberdete sich ganz als Kreolin. Sie forderte das Blut der Mörderin ihres Kindes. Ihr Advokat mußte bei Gericht die Klage wegen Meuchelmordes erheben. Don Diego de Aguascalientes setzte telegraphisch die Gesandtschaft seines Vaterlandes in Bewegung, er kam sogar über den Ozean herüber, die Angelegenheit zu betreiben. Vergebens; die Klage wurde abgewiesen, das Pariser Gericht fand, daß kein Thatbestand vorliege.

Wütend verließ Donna Manuela das Dorf

Paris, in dem nicht einmal eine ordentliche Suppe zu haben. . . . .

Dora weinte und war unglücklich; aber sie fand später, daß sie weit leichter hungere, seitdem sie Suppe gewesen.





#### IV.

### K. l. Hellmann.

(1878.)

er Name „K. l. Hellmann“ ist jedem Leser wohlbekannt, besonders jedem Leser von Theaterzetteln. „K. l. Hellmann“ ist nämlich „das Kind“ des . . . sagen wir: des Apollo-Theaters. Hellmann ist ihr Familienname und „K. l.“ das ist leider keineswegs ihr Taufname, sondern es bedeutet schlechthin „Kleine“. Darum ist dieses „K. l.“ die Verzweiflung des armen Kindes. Wie nobel, wie vergrößernd sind die anderen Abkürzungen des Theaterzettels: „Hr.“ und „Fr.“ und gar „Fr.“ Dieses „K. l.“ aber ist abscheulich, unausstehlich. Sie allein „K. l.“ unter so vielen Kolleginnen, und sie ist doch schon elf Jahre alt! Schon einmal hatte sie den Direktor ersucht, wenigstens das „l“ hinter dem „K.“

einstellen zu lassen; es sollte schlechtweg „K.“ heißen, das könnten dann wohlwollendere Leser für die Abkürzung von Katharina halten, . . . sie heißt nämlich mit ihrem christlichen Namen Katharina. Aber der Direktor hatte scherzend gemeint, die Zeiten wären jetzt zu schlecht, um an eine so eingreifende Reform des Theaterwesens denken zu lassen. Da hatte sie einen zweiten Vorschlag gemacht. Man sollte statt des „K.“ in Zukunft „Cl.“ setzen; das klänge auch nicht anders und das Publikum würde es Clara oder Clementine, oder Cleopatra lesen, . . . „Cleine“ gewiß nicht. Aber der Direktor, ein nüchterner Praktiker ohne Schwung und Idealismus, meinte darauf, zur Anschaffung eines neuen „C.“ fehle es jetzt an den nötigen Fonds, auch dürfte das überschüssig werdende „K.“ dormalen kaum vorteilhaft zu verkaufen sein. Da hatte Käthchen beschlossen, für sich selbst zu handeln. Sie hatte sich an den ruhigen Jungen gemacht, der in der Zinkblei'schen Druckerei den Theaterzettel setzt. Sie hatte ihm gesagt, er sei ein hübscher Junge, und ihm ein Butterbrod gegeben nebst einem Kuß, dessen Andenken sich in der Gestalt eines dauernden schwarzen Fleckes ihrer Nasenspitze einprägte. Dafür hatte der Junge ihr versprochen, das nächstemal statt „K.“ „Frl.“ zu setzen. „Die Familie Benoiton, Schauspiel in fünf

Aufzügen zc. zc. . . . Janfan, ihr Sohn: Frä. Hellmann“; poß Zuckerplätzchen und kandierte Kastanien, was würde das prächtig klingen! Und welches Aufsehen in der Theaterwelt! Aber ach, als die „Familie Benoiton“ auf den Zettel kam, stand wieder nur zu lesen: „Janfan, ihr Sohn: Kl. Hellmann.“ Nicht als ob Konrad etwa seinen Eid gebrochen hätte, o nein! aber der Korrektor hatte ihn für den Fehler beim Fell genommen und Konrad hatte mit blutendem Herzen das „Kl.“ wieder herstellen müssen. Was thun? Sie mußte sich darein ergeben. Sie konnte doch nicht auch den Korrektor und etwa noch den Metteur und Herrn Zinkblei selber lauter hübsche Jungen heißen und sie mit Butterbrod und Küßen füttern und sich den Empfang durch jeden insbesondere schwarz auf weiß auf ihrer Nasenspitze bescheinigen lassen.

Aus diesem hartnäckigen Kampf ums K. wäre vielleicht zu schließen, daß Käthchen Hellmann gern Katharina heißt. Aber weit gefehlt. Der Name ist ihr lange nicht poetisch genug. Sie hat sich ihn einmal von Schnurr, dem ersten Komiker des Apollo-Theaters, einem der ernsthaftesten Männer des laufenden Jahrhunderts, erläutern lassen. Der Name „Katharina“, sagte Schnurr, der auch einige fremde Sprachen in partibus beherrscht, sei hergeleitet aus dem griechischen

Worte „Katarrh“, Schnupfen, . . . Katharina bedeute also „die Verschnupfte“. Seit dieser Erklärung will die Kleine platterdings nicht mehr so heißen und sinnt immerfort auf passenden Ersatz. Da ist es ihr aber bisher nicht gut ergangen, denn als sie vor drei Vierteljahren sich Visitkarten auf den Namen „Katapulta Hellmann“ machen ließ, mußte sie zu ihrem Ärger hören, daß Katapulta gar nicht, wie sie angenommen, ein griechischer Frauenname sei, sondern vielmehr eine römische Belagerungs-Maschine bedeute. jene Visitkarten verschwanden hierauf und die nächsten lauteten: „Catilina Hellmann“. Catilina ist doch gewiß ein Eigename, er soll sogar in der Weltgeschichte vorkommen.

Wie man sich wohl denken mag, ist Käthchen nach alledem auf das Apollo-Theater nicht recht gut zu sprechen. So oft sie auf dem Giebel die goldenen Worte „Apollo-Theater“ lese — bekannte sie einst ihrem vertrauten Freunde, dem Souffleur Bischelmayer — müsse sie an Apollo-Kerzen denken. Worauf ihr Herr Bischelmayer etwas ironisch die Antwort soufflierte: sie könnte ja doch ihr Engagement wechseln, sobald in der Stadt ein Stearin-Theater eröffnet würde.

Und doch hat sie an der Apollobühne ein reiches Feld künstlerischer Thätigkeit. Die „ersten Kinder“

gehören alle ihr, ohne Unterschied des Geschlechtes. Schon vor fünf Jahren hat sie durch die Intelligenz entzückt, mit der sie sich von ihrer Mutter Medea abschlachten ließ. Seither freilich hat sie auf diese Rolle verzichtet, weil der Mord nicht auf der Bühne geschieht und das Publikum hinter die Coulissen nicht Zutritt hat. Als Macduffs Söhnlein ist sie, nach ihrer eigenen Behauptung, der Schrecken Macbeths, denn sie stellt ihn vollständig in Schatten durch den Heroismus, mit dem sie zappelt, wenn sie vom Mörder erstochen wird. An dieser Stelle verdankt ihr auch Shakespeare eine nützliche Zurechtweisung, denn sie sagt nie: „Er schlug mich tot, o Mutter,“ sondern: „Er schlägt mich tot.“ Denn man muß selber ein totgeschlagenes Kind gewesen sein, um zu wissen, wie ein solches spricht. Auch mit der Rolle der kleinen Infantin Clara Eugenia in Schillers „Don Carlos“ ist sie nicht ganz einverstanden. In der Scene, wo König Philipp ihre Gesichtszüge mit seinen eigenen und denen Don Carlos' vergleicht, sagt er nach ihrer Meinung ganz unrichtig: „Mein Blut! Was kann ich Schlimm'res fürchten? Meine Züge, sind sie die feini gen nicht auch?“ Der König sollte sagen: „Sind sie die ihri gen nicht auch?“ Die der Infantin nämlich, denn Rätchen ist in den Zusammenhang des Trauerspiels noch nicht tief genug

eingedrungen, um zu wissen, daß der König die Züge Don Carlos' meint. Leider kann sie mit ihrer Ansicht dem unintelligenten Direktor gegenüber noch immer nicht durchdringen und eben so wenig mit ihren anderweitigen Vorschlägen bezüglich dieser Rolle. Sie wünscht nämlich, in der erwähnten Scene nicht stumm zu bleiben, sondern durch passende Bemerkungen den Monolog Philipps in einen Dialog zu verwandeln. Sie will ja keine langen Reden halten, aber doch hie und da ein Lebenszeichen von sich geben, etwa so: „Nein, es ist dennoch meine Tochter! (Infantin: „Ach ja, lieber Papa!“) . . . Dies blaue Auge ist ja mein! (Infantin: „Dies braune meinst Du wohl?“) . . . Ich drücke Dich ans Herz . . .“ (Infantin: „Au weh, nicht so stark, Papachen!“) Rätchen ist überzeugt, daß die Scene dadurch ungemein gewinnen würde. Übrigens hat sie auch nichts dagegen, daß die Infantin in dieser stummen Scene von ihrer Nebenbuhlerin, der garstigen Schönbein, gespielt werde; die folgende Scene aber, wo die Infantin wiederholt das Wort ergreifen darf, müßte diese wieder an sie als „erstes Kind“ abgeben. Ach, ebenso viele dramaturgische Träume!

Noch bedeutender aber, als im klassischen Trauerspiel, ist Rätchen in der modernen Komödie. Da steht sie auf dem festen Boden des wirklichen Lebens,

daß sie so genau kennt. In dem bürgerlichen Schauspiel: „Die Skorpionen des Gewissens, oder: Aus dem Blut in die Tinte“, wo die achtjährige Marie unter vier jungen Leuten einen passenden Liebhaber für ihre ältere Schwester Martha auszusuchen hat, erregt sie Bewunderung durch die Sicherheit und Fachkundigkeit, welche sie dabei zeigt. Die mitleidig verächtliche Handbewegung, mit der sie den lendenlahmen Stutzer, Herrn von Knopfloch, von der stolzen Höhe seiner Hoffnungen in sein Nichts zurückschleudert, ist höchst sehenswert. In der französischen Sittenskomödie: „Das Geheimnis der Braut“, welches Geheimnis darin besteht, daß die Braut bereits seit längerer Zeit glückliche Mutter von Drillingen ist, spielt Käthchen alle drei Drillinge, welche in den verschiedenen Akten einzeln zum Vorschein kommen, mit so viel Bewußtsein ihrer geheimnisvollen Natur und mit so hinterhältiger Schlaueit, daß man mit Sicherheit erwartet, es werde im vierten Akte noch ein vierter Drilling auftauchen. Die dramatische Steigerung des Stückes besteht nämlich darin, daß der Zuschauer, der im ersten Akte nur von einem Kinde erfahren hatte, dieses Kind, von Akt zu Akt steigend, zu Zwillingen, zu Drillingen werden sieht, ja — dank Käthchens pfißigen Kunstpausen — sogar auf Vierlinge gespannt ist. Ein Meisterstück der

Fingergymnastik ist die Fertigkeit, mit der Käthchen im Lustspiel: „Allerlei Fixer“ ihrem schlafenden Vormund die Briefftasche aus dem Leibrock maust und sie dann wieder hineinpraktiziert, nachdem sie erst in einem darin enthaltenen Heiratsvertrag die Summe der Mitgift durch geschickte Hinzufügung einer Null verzehnfacht hat. Für diese Leistung hat man ihr in der zweiten Vorstellung sogar einen Blumenstrauß geworfen, der einen merkwürdigen Streit hervorrief. In der betreffenden Scene ist nämlich die erste Salondame, Frau Leberthran (die berühmte Leberthran!) mit ihr zugleich auf der Bühne. Als nun das Bouquet unversehens geflogen kam, hob die Leberthran es sofort unter vielen Anixen auf, denn wem anders, als ihr, konnte es gelten? Im Zwischenakt aber reklamierte Käthchen mutig ihr Recht und zum unsäglichen Ärger der älteren Kollegin wurde dem „Frasen“ — wahrhaftig, sie sprach das Wort — wirklich der Strauß zuerkannt, weil auf der Manschette desselben geschrieben stand: „Der talentvollen Gaunerin in kollegialer Achtung . . . ein alter Gauner.“ Das ließ freilich kein Mißverständnis zu, und dieser Ehrenstrauß bildet seitdem den höchsten Stolz der kleinen Hellmann.

Man vermutet wohl, daß Käthchen, dank der geschickten und erziehungskräftigen Verwendung der

ehemals unschuldigen Kindlein in den Stücken der modernen Theaterdichter, in ihrem künstlerischen Berufe zugleich eine wirksame Characterschule durchmachen wird. Und man hat recht.

Unter dem Jittig der dramatischen Poesie hat sich Rätchen in eigentümlicher Weise entwickelt. Sie ist eine Erwachsene im kleinsten Maßstabe geworden. Der Theater-Bibliothekar würde sagen: ein Foliant in Taschenformat. Dabei ist ihr aber das innere Ebenmaß abhanden gekommen, sie reimt sich nicht mehr auf sich selbst.

Das Kind in ihr hat noch immer eine unbesiegbare Leidenschaft für „Bärenzucker“, der so schwarze Zähne macht, während das Mädchen in ihr den gegenüber wohnenden Oberleutnant nach reislicher Überlegung für den schönsten Offizier der Armee erklärt. Ihrem Vater hat sie schon wiederholt ernsthafte Vorwürfe wegen der Leichtfertigkeit gemacht, daß er Schneider geworden. Warum auch gerade Schneider? Ein Schneider ist ein unmöglicher Mensch, eine Possenfigur. Louise Millers Vater ist Musikus, der Vater Mariens im „Erbförster“ ist ein angesehenener Forstmann, Thekla im „Wallenstein“ hat einen Herzog zum Papa, die Infantin Clara Eugenia einen König, also lauter Herren in ansehnlichen Stellungen, — Schneider zu werden

haben sie sich alle wohl gehütet, weil sie sonst das Apollo-Theater gar nicht betreten dürften. Mit ihrer Mutter ist sie seit einiger Zeit etwas gespannt, weil ihre Ansichten über kurze Kleider auseinandergehen. Rätthchen will ja auf der Bühne recht gern die kürzesten Kleidchen tragen, — die Damen beim Ballet thun es ja auch, — aber das Leben ist kein Theater, das Leben verlangt dringend lange Kleider, . . . man kann sie ja, wenn es notwendig ist, aufheben oder schürzen. Schürzen! Das ist nach ihrer Ansicht das Richtige; sie verlangt ein kurz geschürztes, langes Kleid für sich, das allein kann der Mutter rechtthun und ihr auch. Sie schmollt schon seit einem Jahre, weil sie es noch immer nicht bekommt.

Die Sehnsucht nach langen Kleidern ist aber nicht die einzige, an der das gute Kind krankt. Sie sehnt sich außerdem noch nach unzähligen Dingen: nach Butterbrod mit Honig und nach Diamanten; nach einer Equipage, wie die erste Liebhaberin, Frä. Rußmaul (die berühmte Rußmaul!), eine hat, und nach einer lebensgroßen Puppe mit voller Ausstattung; sie schmachtet nach einer emailirten Damenuhr; nach Bouquets im Wagenradformat; nach buntem Briefpapier mit ihrem gekrönten Monogramm (auch auf dem Couvert); nach einer Bonbonnière täglich, von

unbekannter Hand, mit Chocolade-Bonbons à la crème; nach fleischfarbenen Seidenstrümpfen mit durchbrochen gearbeitetem Monogramm auf dem Kist; nach Bratwürstchen zum Souper und einem Herzog mit ernstlichen Absichten zum Frühstück; nach einem sauberen eigenen Stübchen mit Stehspiegel und nach einem Cylinderhut für ihren älteren Bruder, den Kunstdrechsler, der sie nachts aus dem Theater abholt und mit seinem breiten Schlapphut leider nach weniger als gar nichts aussieht. Auch steht ihr Sinn heftig nach einem Pariser Nieder aus dem Atelier der Madame Rogane, obgleich sie es erst in etlichen Jahren würde benützen können. Nicht minder stürmisch dringt sie auf eine Kur in Franzensbad, wohin ja alle Salon-Liebhaberinnen jeden Sommer gehen, auch Frä. Schlepp (die berühmte Schlepp!), und wo selbst die kleinsten weiblichen Leiden mit dem größten Erfolge kuriert werden. Vor allem aber dürstet sie nach Abenteuern. Nach Abenteuern mit wilden und zahmen, aber jedenfalls galanten Völkerschaften, mit oder ohne Uniform. Sie möchte Abenteuer bestehen beim Frisieren, beim Ausgehen und beim Zähnestochern; zwischen Suppe und Rindfleisch und zwischen Rindfleisch und Gemüse; zwischen dem Ausziehen des rechten Schuhs und dem Anlegen des linken Pantoffels. Über die Natur dieser

Abenteurer scheinen sich ihre eigenen Vorstellungen noch nicht ganz geklärt zu haben; jedenfalls denkt sie, es müßte höchst angenehm sein, zweimal im Tage entführt, alle halben Stunden in gereimten Versen bezungen, vor dem Essen jedesmal als „ausgefetzte“ Prinzessin von den durchlauchtigsten reuegequälten Eltern reklamiert und etwa noch beim Einschenken des Nachmittagskaffees regelmäßig unter der Spitze des Dolches gezwungen zu werden, entweder sofort den Becher Cichorienauszugs zu leeren, oder einem in sie sterblich verliebten, schönen, jungen und reichen Vicomte (hier sieht man die französischen Romane) vor dem Altare die Hand zu reichen.

Aber ach, nichts von alledem geschieht. Ungeklärt zieht Käthchen täglich ihre Strümpfe an, stochert sich, ohne auf die geringsten romantischen Hindernisse zu stoßen, die Zähne und schlürft ungefährdet ihr Nachmittagstränklein. Nicht die Spur eines Abenteurers, so weit das Auge reicht. Das Leben ist so prosaisch; kein Buchhändler möchte es in Verlag nehmen. Und die Kammer, in der sie schläft, hat nur ein einziges Fensterchen, und auch das geht nach dem engen Lichtofe; und wenn sie schon eine Strickleiter hinunterließe, stiege gewiß kein Ritter herauf; und wenn er schon heraufstiege, ginge der Vater gewiß die

Polizei holen; holte er sie aber nicht, wo nähme der Kühne den Sperrgroschen her für den Hausmeister, der ja schon um zehn Uhr das Thor schließt? Denn Vermögen hat er gewiß keins, sonst liebte er sie nicht so sehr, und sie, . . . . ach Gott, zwanzig Gulden Monatsgage! Morgen wird Käthchen dem Direktor erklären, unter fünfundzwanzig Gulden monatlich könne sie nicht beim Apollo-Theater bleiben. Sie muß ja für den Sperrgroschen des Ritters sorgen, den sie nicht kennt und der niemals kommen wird.

Einstweilen wäre Käthchen froh, wenn sie nächstens im „Müller und sein Kind“ die aus Liebe schwindfüchtige Marie spielen dürfte. Ist sie denn nicht für „erste Kinder“ engagiert? Und der Theaterzettel sagt ja selbst: „Der Müller und sein Kind.“ Sie ist sehr neugierig, wie der Direktor das parieren wird.



Im Verlag von **Adolf Bonz & Comp.** in **Stuttgart** sind ferner erschienen:

## I. V. von Scheffel's Werke.

### Frau Aventure.

Lieder aus Heinrich v. Ofterdingens Zeit.  
13. Auflage.  
Oktav. Eleg. geb. mit Goldschnitt *M. 6.*—

### Frau Aventure.

Lieder aus Heinrich v. Ofterdingens Zeit.  
Mit 12 Bildern von A. von Werner  
in Lichtdruck.  
Groß Oktav. In Prachtband geb. *M. 10.*—

### Bergpsalmen.

Dichtung.  
Mit 6 Bildern von A. von Werner  
in Lichtdruck.  
Vierte Auflage.  
Oktav. Eleg. geb. mit Goldschnitt *M. 6.*—

### Bergpsalmen.

Dichtung.  
Mit 6 Bildern von A. von Werner  
in Holzschnitt.  
Dritte Auflage.  
Quart. In Prachtband geb. *M. 12.*—

### Ekkehard.

Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert.  
82. Auflage.  
Oktav. Eleg. geb. m. farb. Schnitt *M. 6.*—,  
mit Goldschnitt *M. 6.20.*

### Ekkehard.

Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert.  
Groß Oktav. 2 Bände.  
2. Auflage.  
In Prachtband geb. *M. 10.*—

### Gaudeamus!

Lieder aus dem Engeren und Weiteren.  
45. Auflage.  
Oktav. Eleg. geb. mit Goldschnitt *M. 4.80.*

### Gaudeamus!

Lieder aus dem Engeren und Weiteren.  
Mit 111 Illustrationen und einem  
Titelbild in Tondruck von A. v. Werner.  
Gr. Okt. In Prachtband geb. *M. 10.*—

### Gaudeamus!

Lieder aus dem Engeren und Weiteren.  
Mit 111 Holzschnitt-Illustrationen  
und einem Titelbild in Tondruck von  
A. von Werner.  
2. Auflage.  
Quart. In Prachtband geb. *M. 25.*—

### Hugideo.

Eine alte Geschichte.  
4. Auflage.  
Duodez. Eleg. geb. m. Goldschn. *M. 2.*—

### Juniperus.

Geschichte eines Kreuzfahrers.  
Mit 28 Holzschnitt-Illustrationen von  
A. von Werner.  
4. Auflage.  
Oktav. Eleg. geb. mit Goldschnitt *M. 7.*—

### Der Trompeter von Håkkingen.

Ein Sang vom Oberrhein.  
127. Auflage.  
Okt. Eleg. geb. mit Goldschnitt *M. 4.80.*  
in Liebhaberband geb. *M. 6.*—

### Der Trompeter von Håkkingen.

Ein Sang vom Oberrhein.  
Mit 17 Illustrationen in Lichtdruck und  
2 Titelblättern in Farbendruck von  
A. von Werner.  
Gr. Oktav. In Prachtband geb. *M. 12.*—

### Der Trompeter von Håkkingen.

Ein Sang vom Oberrhein.  
Mit 17 großen und 60 mittleren und  
kleineren Illustrationen in Holzschnitt  
von A. von Werner.  
2. Auflage.  
Quart. In Prachtband geb. *M. 45.*—

### Waldeinsamkeit.

Dichtung zu 12 landschaftlichen Stimmungsbildern von **Julius Marak.**  
Radierungen von **Ed. Willmann**  
in Lichtdruck ausgeführt.  
4. Auflage.  
Gr. Okt. Eleg. geb. mit Goldschn. *M. 8.*—

### Das Galtarilied.

Verdeutsch.  
Illustrirt von **Alb. Baur.**  
Quart. In Prachtband geb. *M. 10.*—

# Karl Stieler's Werke.

## Habt's a Schneid!?

Neue Gedichte in oberbayerischer Mundart.

4. Auflage.

Groß Oktav. Cart. *M.* 3.—,  
eleg. geb. *M.* 4.—

## Am Sunnawend'.

Neue Gedichte in oberbayerischer Mundart.

3. Auflage.

Groß Oktav. Cart. *M.* 3.—,  
eleg. geb. *M.* 4.—

## Weil's mi' freut!

Neue Gedichte in oberbayerischer Mundart.

6. Auflage.

Groß Oktav. Cart. *M.* 3.—,  
eleg. geb. *M.* 4.—

## Kulturbilder aus Baiern.

Inhalt: Über den Volkscharakter im bairischen Hochland. — Die oberbairische Mundart. — Sitte und Brauch im bairischen Hochland. — Der Zeitgeist auf dem Lande. — Alter und neuer Verkehr im bairischen Hochland. — Franz Defregger und seine Bilder.

Gr. Oktav. Geh. *M.* 4.80, eleg. geb. *M.* 6.—

## A Hochzeit in die Berg'.

Dichtungen in oberbayerischer Mundart

zu  
Hugo Kaufmanns Zeichnungen  
von

Karl Stieler.

2. Auflage.

Mit 25 Bildern in Lichtdruck.

Gr. Oktav. Eleg. geb. m. Goldschn. *M.* 8.50.

## Hochlandslieder.

3. Auflage.

Groß Oktav. Geh. *M.* 3.60,  
eleg. geb. mit rothem Schnitt *M.* 5.—

## Neue Hochlandslieder.

2. Auflage.

Groß Oktav. Geh. *M.* 3.60,  
eleg. geb. mit rothem Schnitt *M.* 5.—

## Wanderzeit.

Ein Liederbuch.

Oktav. Eleg. gebunden mit Gold-  
schnitt *M.* 4.—

## Ein Winteridyll.

Mit einem Vorwort von Paul Heyse  
und dem

Porträt des Verfassers

in Lichtdruck ausgeführt nach dem  
Gemälde von Hermann Kaulbach.

Oktav. Eleg. geb. mit Goldschnitt *M.* 4.—

## In der Sommerfrisch'.

Federzeichnungen von Hugo Kaufmann  
in Lichtdruck ausgeführt

mit Gedichten in oberbayerischer Mundart  
von

Karl Stieler.

Gr. Oktav. Eleg. geb. m. Goldschn. *M.* 8.50.

## Lustige Jagd.

Fünfundzwanzig Zeichnungen  
von

Hugo Engl.

Mit Gedichten in oberbayerischer Mundart  
von

Konrad Dreher.

Gr. Oktav. Eleg. geb. m. Goldschn. *M.* 8.50.

## Gesammelte Novellen

von

Ludwig Steub.

2. Aufl. Mit dem Porträt des Verfassers.

Inhalt: Der Staatsdienstaaspirant. —  
Die Trompete in Es. — Das See-  
fräulein. — Haimon und Haura. —  
Der schwarze Gast. — Die falsche  
Mutter Gottes. — Benno und Kriem-  
hilde. — Die Zigeunerin. — Die Rose  
der Sewi.

Oktav. Geh. *M.* 5.—, eleg. geb. *M.* 6.—

# Ludwig Ganghofer's Werke.

## Bergluft.

Hochlands-Geschichten.

Inhalt: Der Herrgottschnizer von Ammergau. — Nisi Manlasse. — Die Seeleithnersleut'. — Der schwarze Teufel. — Hochwürden Herr Pfarrer. — 's Geigenkröpfel. — Die Hauserin.

Oktav. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—

## Almer und Jägerleut'.

Neue Hochlandsgeschichten.

Inhalt: Ein Schuß in der Nacht. — Die Mühle am Fundensee. — Der Letzte. — Dschapei. — Der Falkenfang.

Oktav. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—

## Bunte Zeit.

Gedichte.

Zweite vielfach vermehrte Auflage des Liederbuches: Vom Stamme Mira.

Oktav. Eleg. geb. mit Goldschnitt M. 4.80.

## Heimkehr.

Neue Gedichte.

Oktav. Eleg. geb. mit Goldschnitt M. 4.80.

## Aus Heimat und Fremde.

Novellen.

Inhalt: Künstlerfahrt an den Königssee. — Das rote Band. — „Herr Doktor Heinrich Heine.“ — Nachelle Scarpa.

Oktav. Geh. M. 4.80, eleg. geb. M. 5.80.

## Der Jäger von Hall.

Eine Erzählung

aus dem bayerischen Hochlande.

Oktav. Geh. M. 3.50, eleg. geb. M. 4.50

## Dramatische Schriften.

Erste Sammlung:

Oberbayerische Volksschauspiele.

Inhalt: Der Herrgottschnizer von Ammergau. Volksschauspiel in fünf Aufzügen. — Auf der Alm. Ein Bergidyll. — Der Prozeßhansl. Volksschauspiel in vier Aufzügen. — Der zweite Schag. Volksschauspiel in vier Aufzügen. — Der Geigenmacher von Mittenwald. Volksschauspiel in drei Aufzügen.

Oktav. Geh. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—

## Gedichte

von Stephan Milow.

Revidirte und beträchtlich vermehrte Gesammt-Ausgabe.

Oktav. Hocheleg. geb. M. 6.—

## Deutsche Elegieen.

von

Stephan Milow.

Oktav.

Hocheleg. geb. mit Goldschn. M. 3.—

## Moschko von Parma.

Geschichte eines jüdischen Soldaten  
von

Karl Emil Franzos.

Zweite Auflage.

Gr. Oktav. Geh. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.40.

## Die Reise nach dem Schicksal.

Erzählung  
von

Karl Emil Franzos.

Zweite Auflage.

Gr. Oktav. Geh. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.40.

## Der Kalenderstreit in Sindringen.

Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert  
von

Karl Weitbrecht.

Oktav. Geh. M. 2.—, eleg. geb. M. 3.—





Americana

P. 69

148-158

American girl (artist) in  
Europe

149 allusion of Lincoln  
Lexington, Ky.

150 Colorado

151 S. Carolina

152 Memphis, N. C.

153 Iowa

154 Indianapolis, Ind.

"Mend" (319-336) takes place in N. Y.

33744. American background

73798

